4° Germ. g. 168 m

<36630121800012

<36630121800012

Bayer. Staatsbibliothek

Bilder

des

deutschen Wehrstandes.

Baden

und

der schwäbische Kreis

1500 — 1800

von

Guido Schreiber.

Mit Illustrationen von Feodor Dietz, Lucian Reich und Moritz von Schwind.

Karlsruhe.

Herder'sche Buchhandlung.

1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck der W. Hasper'schen Hofbuchdruckerei.

Mittheilung des Verlegers.

Die Bearbeitung und der Druck des vorliegenden Werkes sind — wie aus dem Vorwort des Herrn Verfassers zu ersehen ist — bereits im Jahr 1847 begonnen worden.

Die gewaltigen Ereignisse, namentlich im Lande Baden, die zwischen damals und jetzt liegen, und die uns Allen nur zu bekannt sind, indem sie uns Alle mehr oder weniger nahe berührten, haben seiner Zeit auch diese Arbeit unterbrochen und ihre Vollendung verzögert.

Die Verlagshandlung hat von ihrem Standpunkte aus, sowohl im Interesse des Publikums als in ihrem eigenen, gewiß einer richtigen Ansicht Folge gegeben, wenn sie, ehe sie die Veröffentlichung des Werkes unternehmen wollte, jene stürmischen, der Literatur und Kunst hauptsächlich abholden und ungünstigen Zeiten vorüberziehen ließ, um ein ruhigeres, für literarische Erscheinungen geeigneteres Jahr abzuwarten. Hiezu fühlte sie sich um so mehr aufgefordert und berechtigt, als sie die Ueberzeugung hatte und haben mußte, daß der innere Werth dieses rein geschichtlichen und von einem ächt historischen Standpunkte aus aufgefaßten Werkes, sowie die Berechtigung desselben auf die Aufmerksamkeit und die Gunst des Publikums durch eine Verzögerung des Erscheinens nicht im

Geringsten beeinträchtigt werden könne, auch wenn zwischen dem Anfang und der Vollendung desselben, ein Blatt der Geschichte mit Aufzählung gewaltiger, folgenschwerer Ereignisse im deutschen Vaterlande ausgefüllt worden ist. Sie mußte diese Ueberzeugung haben, nicht trotzdem, daß das vorliegende Werk ein historisches, sondern gerade weil es ein solches ist, und zwar im vollen guten Sinn des Wortes, also ein Werk, welches nicht zu befürchten hat, von Ereignissen, wenn auch noch so unerwarteten, der Gegenwart oder Zukunft entwerthet zu werden.

Karlsruhe, im Oktober 1851.

Die Verlagshandlung.

Des Prinzen

Friderich von Baden

Großherzoglicher Hoheit

widmet

diese vaterländische Arbeit

ehrerbietigst

der Verfasser.



Auf die Begebnisse verflossener Tage zurückblicken, um die Zustände der Gegenwart im Spiegel der Vergangenheit zu beschauen, ist für die Gebildeten aller Zeiten so anziehend als belohnend gewesen. Ersprießlich wird solche Beschäftigung besonders in Zeiten seyn, die wir als die Rasttage der Geschichte betrachten dürfen; wo der Lauf mächtiger Ereignisse vollendet, wo die Folgen derselben sich formen und gestalten, um wiederum Ursachen zu werden, welche die Räder der menschlichen Geschicke in ihrer ewigen Umwälzung weiter treiben. Eine solche Zeit aber ist die jetzige, zumal für den Stand des Kriegers:

Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord!

mußte der Dichter klagen; aber schon weit hinter uns liegt dieser blutige Anfang. Geschlagen sind die gewaltigen Schlachten, deren Donner die Geburtswehen

dieses also angekündigten Säkulums durchbebten, die seine fünfzehn Erstlingsjahre eingehüllt in Pulverdampf und Todesodem, die sie durchschauert mit Völkerbeben und angefüllt mit Heerestrümmern und gebrochenen Thronen; jene Schlachten, deren Ruf leben wird so lange man Gedächtniß trägt den Gewaltkämpfen des Menschengeschlechtes.

Ein mehr denn dreißigjähriger Friede hat das Füllhorn seiner segensreichen, wie seiner schlimmen Früchte über das lebende Geschlecht ergossen: nur Kämpfe des Geistes und des Scharfsinns werden jetzt mit höchster Anstrengung durchfochten. Ideen wollen Geltung ansprechen; die Resultate der Wissenschaft werden ausgebeutet von der Betriebsamkeit der Speculanten. Entdeckungen, Erfindungen sind alltäglich, so daß auch die unerwartetsten auf wenige Tage nur das Erstaunen zu fesseln vermögen. Erwerb scheint die Losung und Konkurrenz der Schrecken des Tages zu seyn.

Daß bei solcher Gestaltung der Dinge die Kunst der Waffen erst in zweiter Linie auftrete, daß ihre unvergleichliche Wichtigkeit gar oft nicht richtig erkannt werde, muß Jedem begreiflich scheinen, der da weiß, welch kurzes Gedächtniß die Menge hat für empfangene Dienste, und welche geringe Voraussicht, wenn man Opfer von ihr heischt, deren Nutzen nicht augenfällig, deren Früchte nicht greifbar sind im nächsten Augenblick; es muß Jedem deutlich seyn, der da weiß, wie schnell manches Volk schon vergessen lernte, daß die Wehrhaftigkeit der Bürger, die Kriegsbereitschaft des Heeres immerhin zwei Grundbedingungen seines politischen Daseyns seyen.

Doch, beim deutschen Volke ist die Liebe zu den Waffen stets noch ein gutes Erbstück: den Degen zu handhaben versteht nicht der Soldat allein, und die Kugelbüchse an der Wand ist allerwärts der Stolz des gereiften Bürgers. Darum werden wir, will's Gott, nicht nöthig haben, Söldlinge zu miethen, gleich jenem handelsstolzen Inselvolk, wenn es heut oder morgen wieder gelten sollte, das Vaterland zu vertheidigen.

Aber noch mit festerer Zuversicht als im Vertrauen auf unsere Waffenfertigkeit mögen wir den Wechselfällen einer vielleicht schweren Zukunft entgegen sehen; denn uns gilt es gottlob noch nicht als ein Werk des Zufalls oder als ein Erzeugniß der Staatsklugheit, daß das Menschengeschlecht in Völkerschaften getheilt worden mit eigenthümlichen Sprachen, mit besonderen geistigen und selbst körperlichen Fähigkeiten. Noch haben die Worte Volk, Vaterland, Muttersprache für uns die Bedeutung eines heiligen, glühenden,

von Gott selbst in die Menschenbrust gesenkten Gefühles; noch betrachtet der Deutsche den Schutz und den Schirm, die Verherrlichung des Vaterlandes nächst der Verehrung Gottes als die schönste, die erhabenste Aufgabe des Lebens, und ein Herzweh überkommt ihn bei'm Anblick eines Volkes, dessen Geschick der Allmächtige in die Hand des Fremden gelegt hat. So lange der hehre Funke der Vaterlandsliebe den Geist des Volkes erwärmt und erleuchtet, so lange es treu bleibt sich selber, seiner urangestammten Tapferkeit, wird es auch nicht zagen müssen vor irgend einer Gefahr, sie drohe von Ost oder West, von Mittag oder Mitternacht.

Von diesen Betrachtungen angeregt, habe ich es unternommen, nicht sowohl eine pragmatische Darstellung, als vielmehr einzelne Schilderungen der Zustände deutschen Wehrstandes in der neueren Zeit zu geben. Ich habe mit meinem engeren Vaterlande, Baden, begonnen, zunächst mit der Zeit des Bestandes der deutschen Kreisverfassung. Liebe Freunde, treffliche Meister der Kunst werden mich durch ihre Arbeiten unterstützen, und durch den Schmuck der Zeichnungen dem Leser jedenfalls einen Ersatz bieten, wenn derselbe etwa finden sollte, daß sein guter Wille in allzuausgedehnter Weise von dem Verfasser in Anspruch genommen werde.

Indem ich aber die Kriegserlebnisse eines einzelnen, kleineren Volksstammes beschreibe, kann dies Buch nicht wohl was anderes seyn, als eine Art Familiengeschichte, Familiendenkwürdigkeiten. Weit entfernt jedoch, hierin einen Übelstand zu sehen, oder gar den Grund eines gewissen Unwerthes, dürfte im Gegentheil gerade dieser Umstand dem Buche einiges, vielleicht sein ganzes Verdienst verleihen. Denn die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte im Ganzen, im Großen, ist vielfältig, öfter gut, noch öfter nicht gut beschrieben und erörtert worden. Bei solchen Darstellungen muß aber nothwendig das Einzelne, das Besondere, das blos Persönliche zurücktreten vor dem Übergewicht der weltgeschichtlichen Ereignisse in ihrer gewaltigen Folge. Doch sollte das, was in nicht entfernten, schweren und ernsten Tagen den Bruder erregte und bewegte, das, wofür er zitterte, wofür er erglühte, sollte das nicht hohes Interesse haben für die anderen Brüder und die Kinder der Brüder? So gewiß, als der gerade jetzt mächtigst aufstrahlende Gemeingeist aus einer ächten, tief gründenden Begeisterung für das gemeinsame Vaterland entspringt, aufgeregt vielleicht von dem mächtigen Trieb der Selbsterhaltung, welcher die nahende Gefahr vorausfühlend ankündet, weit bevor der rechnende Verstand die Wahrschein-

lichkeit derselben zuzugeben gemeint ist; so ungefähr, wie in niedrigerem Kreise, der Instinkt die Heerde zusammentreibt, wenn sie die Nähe des Wolfes wittert.

Offenmüthig auch will ich erzählen, was ich weiß und wie ich es weiß; mit voller Brust und erhobener Stimme schöne Thaten preisen, edle Gesinnungen — aber auch nicht schweigen, nicht verhüllend zur Seite schieben, wenn es mir obliegt, Schwächen zu gestehen, Tadelwerthes zu berichten; denn gewiß mit eben so viel Freimuth als jener Römer darf doch das deutsche Volk von sich sagen:

Nichts Menschliches erachte ich mir fremd.

Karlsruhe, im Juni 1847.

Uebersicht.

Seite

Seite

Schilderungen

aus dem

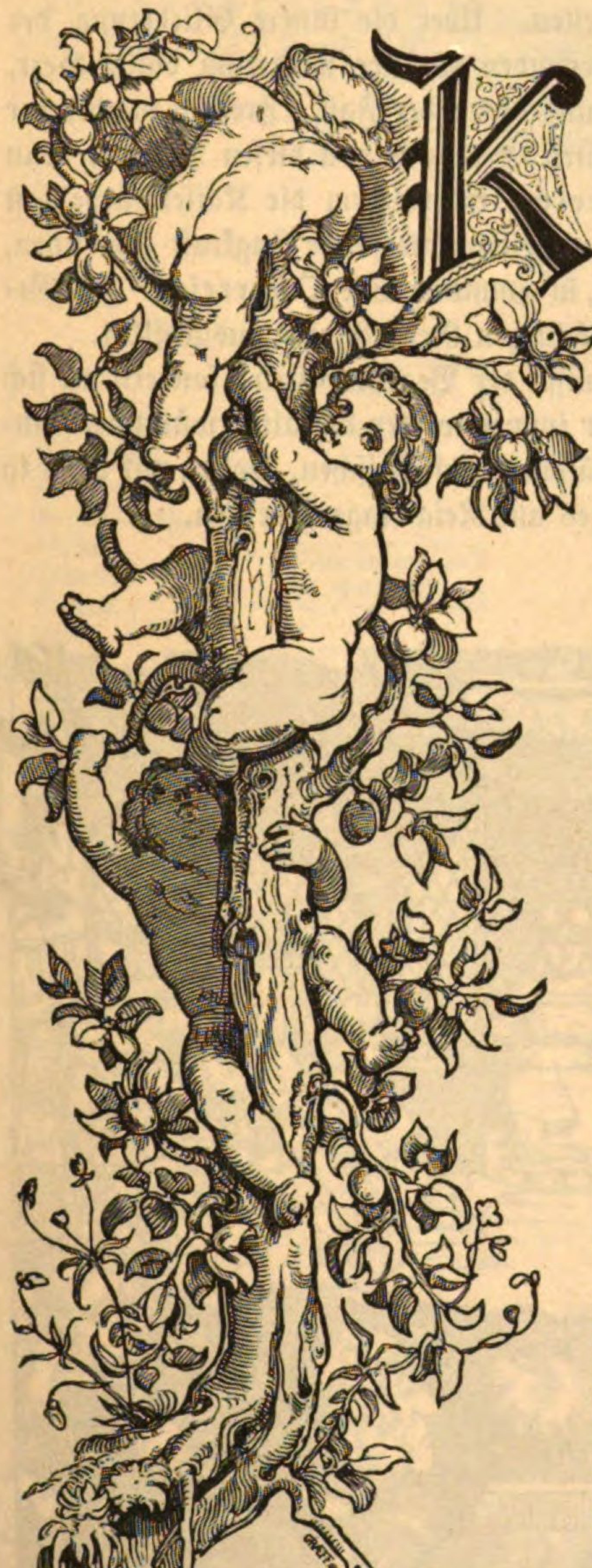
siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

Das ist der Weisheit lezter Schluß:
Nur Der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Göthe.

Der dem Tod in's Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

Schiller.

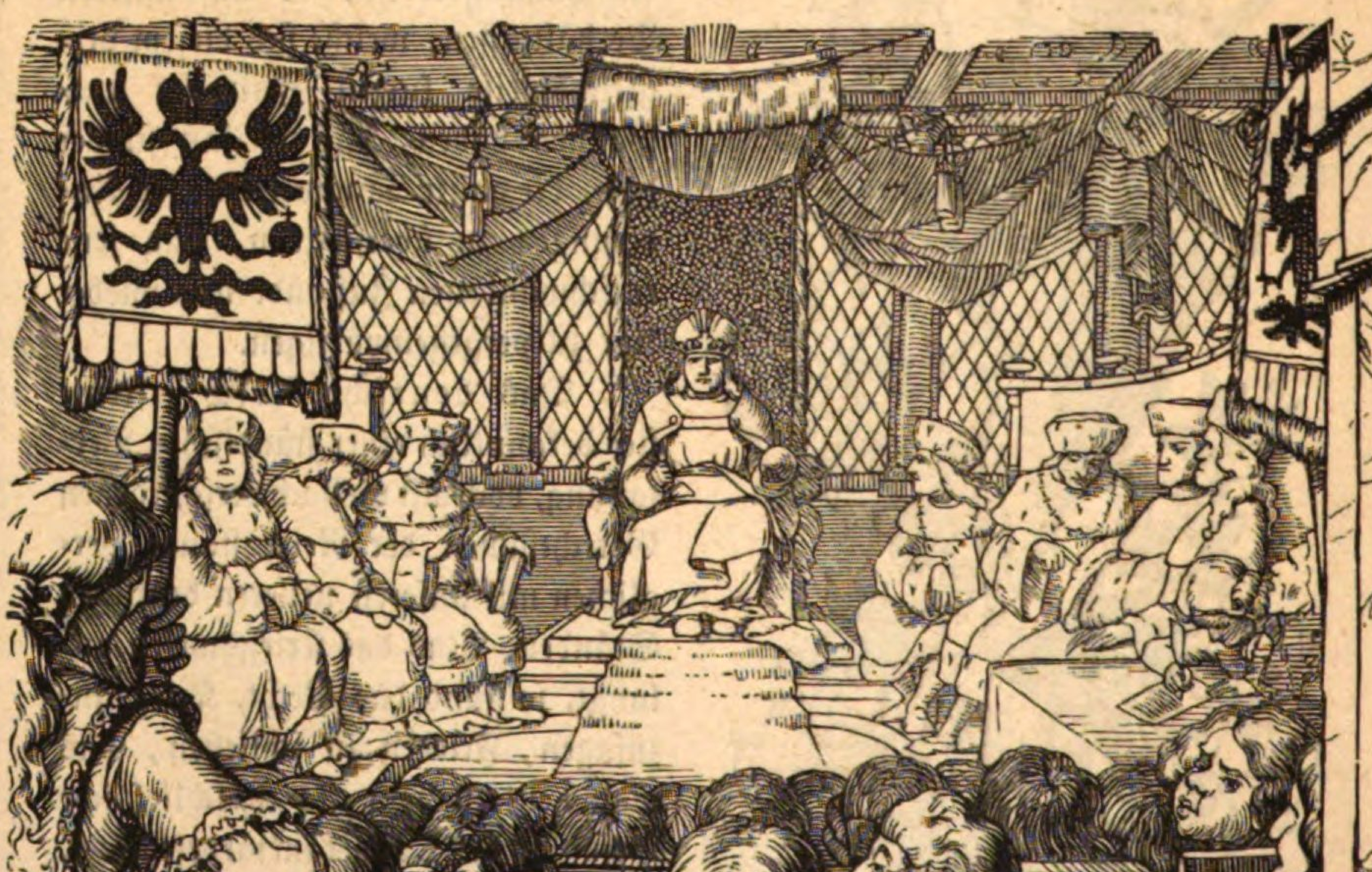


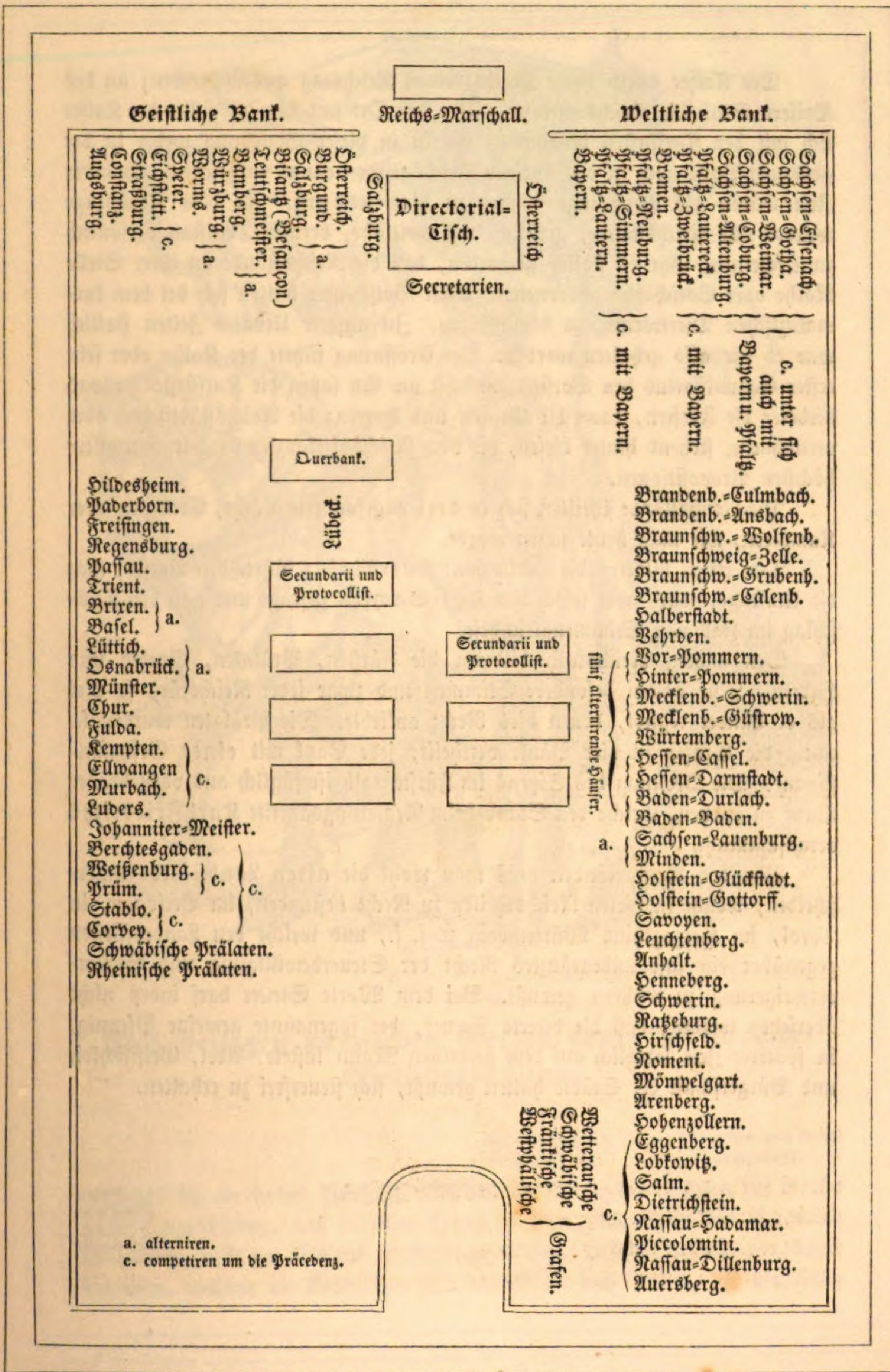
Kaum die Dauer eines Menschenalters ist verflossen seit der Zeit, mit welcher meine Schilderung hier schließt; denn noch leben Manche, deren Jugenderinnerungen noch lebhaft so weit hinaufreichen. Aber so tiefgreifend sind die Umgestaltungen gewesen in unserer Art zu seyn, zu fühlen, in unserer Anschauungsweise, in all' unseren Verhältnissen, welche sich diesem vergleichsweise kurzen Zeitraum entsponnen haben, daß es fast schwer hält, die ganze Tragweite dieser Änderungen zu überschauen, und jene entschwundenen Zustände uns wieder klar zu vergegenwärtigen.

Das deutsche Reich erfreute sich bekanntlich einer ständischen Verfassung, doch mit vielfach verschiedenen Gerechtsamen der Reichsstände verglichen mit unseren neueren deutschen Ständen. Was das Kriegswesen anlangt, so stand das Recht, Krieg anzusagen, Frieden zu schließen, was man heut zu Tag als ausschließliche Befugniß der Souveränetät betrachtet, dem Kaiser als Reichsoberhaupt keineswegs zu: ein Reichskrieg konnte nur mit Zustimmung der Reichsstände oder des Reichstages, wie man üblicher sich ausdrückte, erklärt werden, obwohl ein jeder Reichsstand für sich,

mit seinen Mitteln und auf seine Gefahr Krieg unternehmen mochte. Zu einem vorhabenden Reichskrieg wurden vom Reichstag nicht nur im Allgemeinen Geldmittel bewilligt, sondern auch die bestimmte Zahl an Mannschaft jeder Waffengattung. Einem jeden Stande lag es dann ob, seinen Theil an dieser Mannschaft völlig ausgerüstet zu stellen. Über die innere Gliederung der einzelnen Heerhaufen waren die betreffenden Stände wiederum völlig Herr, ähnlich wie es jetzt beim deutschen Bundesheer der Fall. Freilich machte der Reichstag keinen sonderlich ausgedehnten Gebrauch von diesen Rechten, denn das Übergewicht des Hauses Österreich, in welchem die Kaiserwürde fast erblich geworden, hatte im Verlauf der Zeiten eine solche Zugkraft gewonnen, daß sich bei den Abstimmungen das „in omnibus wie Österreich" zur Gewohnheitsregel der mehrsten mindermächtigen Reichsstände ausgebildet.

Da es nicht nur zum Verständnisse der Begebenheiten, sondern an sich selber von Nutzen ist, bei Gelegenheit immer wieder die altehrwürdigen Einrichtungen unserer Vorfahren im Gedächtniß aufzufrischen, wollen wir hier, in Kürze wenigstens, des Geschäftsganges am Reichstage gedenken.




Geistliche Bank.
Reichs-Marschall.
Weltliche Bank.
Österreich.
Burgund. } a.
Salzburg.
Bisanz (Besançon)
Teutschmeister. } a.
Bamberg.
Würzburg. } a.
Worms.
Speier.
Eichstätt. } c.
Straßburg.
Constanz.
Augsburg.
Salzburg.
Directorial-Tisch.
Österreich
Secretarien.
Sachsen-Eisenach.
Sachsen-Gotha.
Sachsen-Weimar.
Sachsen-Coburg.
Sachsen-Altenburg.
Pfalz-Lauterek.
Pfalz-Zweibrück.
Bremen.
Pfalz-Neuburg.
Pfalz-Simmern.
Pfalz-Lautern.
Bayern.
c. unter sich auch mit Bayern u. Pfalz.
c. mit Bayern.
c. mit Bayern.
Querbank.
Lübeck.
Hildesheim.
Paderborn.
Freisingen.
Regensburg.
Passau.
Trient.
Brixen.
Basel. } a.
Lüttich.
Osnabrück. } a.
Münster.
Chur.
Fulda.
Kempten.
Ellwangen } c.
Murbach.
Luders.
Johanniter-Meister.
Berchtesgaden.
Weißenburg. } c.
Prüm. } c.
Stablo. } c.
Corvey.
Schwäbische Prälaten.
Rheinische Prälaten.
Secundarii und Protocollist.
Secundarii und Protocollist.
Brandenb.-Culmbach.
Brandenb.-Ansbach.
Braunschw.-Wolfenb.
Braunschweig-Zelle.
Braunschw.-Grubenh.
Braunschw.-Calenb.
Halberstadt.
Vehrden.
fünf alternirende Häuser.
Vor-Pommern.
Hinter-Pommern.
Mecklenb.-Schwerin.
Mecklenb.-Güstrow.
Würtemberg.
Hessen-Cassel.
Hessen-Darmstadt.
Baden-Durlach.
Baden-Baden.
a. Sachsen-Lauenburg.
Minden.
Holstein-Glückstadt.
Holstein-Gottorff.
Savoyen.
Leuchtenberg.
Anhalt.
Henneberg.
Schwerin.
Ratzeburg.
Hirschfeld.
Nomeni.
Mömpelgart.
Arenberg.
Hohenzollern.
Wetterauische
Schwäbische
Fränkische
Westphälische } Grafen.
c.
Eggenberg.
Lobkowitz.
Salm.
Dietrichstein.
Nassau-Hadamar.
Piccolomini.
Nassau-Dillenburg.
Auersberg.
a. alterniren.
c. competiren um die Präcedenz.

Der Kaiser allein hatte Macht, einen Reichstag auszuschreiben; an des Kaisers Statt die Reichsverweser. Über den Ort und die Zeit sollte der Kaiser sich mit den Kurfürsten benehmen. Es ist in dieser Beziehung weder in der goldenen Bulle noch in den übrigen Reichsgesetzen etwas vorgesehen. Späterer Zeit waren die Reichstage immer zu Regensburg. Zu dem Reichstage wurden alle Reichsstände, geistliche wie weltliche, berufen. Anstatt persönlich zu erscheinen, war es üblich geworden, daß die Reichsstände an ihrer Stelle Räthe oder Botschafter abordneten. Diese Botschafter hatten sich bei dem kurmainzischen Direktorium zu beglaubigen. Zu unserer Urväter Zeiten freilich war es nie also gehalten worden. Bei Eröffnung führte der Kaiser oder sein erster Commissarius den Vorsitz; zunächst um ihn saßen die Kurfürsten; etwas niederer die Fürsten, dann die Grafen und Herren; die Reichsstädtischen aber vernahmen, stehend hinter diesen, die vom Reichsvizekanzler vorgelesenen allerhöchsten Propositionen.

Die Reichsstände theilten sich in drei abgesonderte Räthe, Collegien oder Kammern, wie man heute sagen würde.

Den ersten bildeten die Kurfürsten: Kur-Mainz führte den Vorsitz, that die Umfrage, ward aber selbst von Kur-Sachsen gefragt und gab den Ausschlag im Fall von Stimmengleichheit.

Den andern Reichsrath bildeten die Fürsten, Prälaten, Grafen und Herren. Jene hatten besondere Stimmen und zwar jeder Reichsfürst so viel als er Länder regiert, denen dies Recht anklebte. Die Prälaten wurden in zwei, die Grafen in vier Bänke vertheilt, jede Bank mit einer Gesammtstimme. Die Ordnung des Sitzens im Fürstenrath ist füglich aus vorstehender Figur zu ersehen, welche den Stand beim Regierungsantritt Karl Friedrichs veranschaulicht.

Von den Reichsständen muß man wohl die alten Landstände unterscheiden, welche in vielen Reichstheilen zu Recht bestanden, im Breisgau, in Tyrol, im Herzogthum Würtemberg u. s. f., und welche den Landesfürsten gegenüber ein fast unbegränztes Recht der Steuerbewilligung und Steuerverweigerung zu wahren gewußt. Bei dem Worte Steuer darf indeß nicht übersehen werden, daß die directe Steuer, der sogenannte gemeine Pfennig, in späterer Zeit lediglich auf dem gemeinen Mann lastete: Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft der Städte hatten gewußt, sich steuerfrei zu erhalten.



Des heiligen römischen Reichs deutscher Nation Wehrverfassung.

Die Grundlage der Staaten müssen sein: gute Gesetze und gute Waffen.
Machiavelli.

Es ist ein hohes Vorrecht, von der Vorsehung den Fürsten der Völker zugeschieden, daß in ihrer Hand es liegt, den Ernst des Strebens, die Kraft des Willens fruchtbar zu machen, durch Einrichtungen, durch Anstalten, welche, die Wohlfahrt und die Macht des Landes, die Gesittung

der Bürger fördernd, unverwelklichen Ruhm den Stiftern bereiten, und ihre Namen glanzumflossen forttragen von Geschlecht zu Geschlecht. Solcher Glücklichen einer ist Kaiser Maximilian; denn wer kann sprechen von dem deutschen Reich und seinen zehn Kreisen, von dem Landfrieden, von den Reichsgerichten, von dem Reichsheere, ohne Maximilians zu gedenken, des ersten dieses Namens, des letzten Ritters, des ersten Landsknechtes? Sein Gedächtniß, reich an Ehren, ist ihm gewahrt; denn

„Ruhm in Fehden, Ruhm in Frieden
Dir, o ritterlicher Max.“

klingt heute noch das Lied im Volkesmund.

Und wäre es auch, daß Max nicht all' dies Große aus freiem Antriebe hervorgerufen, daß in Manchem, wie in Aufrichtung des Landfriedens, in Herstellung des Reichskammergerichtes, er nur den Mahnungen der Zeit und der Zeitgenossen nachgegeben; immer Heil dem Fürsten, der es versteht, durch das schaffende Gebot den Forderungen seiner Zeit den rechten Ausdruck zu verleihen, den ungefügen Drang der Verhältnisse umzuschaffen in die schöne Form wohlbedachter, lebenskräftiger und dauerhafter Staatseinrichtungen!

Als Maximilian dem Reiche die Ordnung aufgerichtet, welche bestimmt war, Wohlfahrt und Bestand nach Innen, Sicherheit und Achtung nach Außen zu gründen, da waren die Zeiten längst dahin, wo das deutsche Heer nur freie Leute zählte, und wo jeder freie Mann dem Heerbann folgte. Auch das später aufgekommene Lehenwesen, welches, fast alle Freiheit des Besitzthumes, wie fast alle Freiheit der Person verschlingend, die Macht und den Glanz des Adels in seiner mannichfachen Gliederung zur Blüthe gebracht, hatte bereits unter den Kaisern aus dem Hause Hohenstaufen seinen Höhepunkt erstiegen. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aber war das Aufgebot der Lehensleute nicht mehr hinreichend zu einem Heerzug im Großen, obwohl dies Aufgebot bei kleineren Fehden, zur Vertheidigung des Gaues, der Provinz, bis über die Zeiten des dreißigjährigen Krieges hinaus in Übung geblieben. Auch in der äußern Gestalt der Heere ist zu jenen Tagen eine rasche, gewaltige Änderung eingetreten: die adeliche Ritterschaft bildete fortan nicht mehr die erste Waffe, den Kern des Heeres. Schon die allgemeinere Anwendung der Feuerwaffen hätte dies herbeiführen müssen, wären sonst keine andern mitwirkenden Ursachen vorhanden gewesen. Gegen die Stückkugel schützte kein Stahlharnisch, kaum gegen das Geschoß der Hackenbüchse mochte er mehr taugen; obwohl eigenthümlicher Weise erst in den Tagen Karls des Kühnen von Burgund, gleichzeitig mit dem ersten Gebrauch der Feuergeschütze die schweren Rüstungen der Reiter und Rosse aufkamen — jene Eisenfutterale, in welche man beide, so Ritter als Roß steckte, damit sie möglichst unversehrt blieben, und welche ihnen den Gebrauch ihrer Gliedmassen fast hemmte, der Art, daß der Ritter

ohne fremde Beihülfe nicht aufzusitzen vermochte. Doch Karthaunen und Hackenbüchsen haben das Ritterthum auf der Wahlstatt zu Grab gedonnert. Geworbene Soldaten traten jetzt vorkämpfend auf; der adeliche Ritter stritt wohl noch erzbepanzert zu Roß, aber den Vorrang, die entscheidende Geltung im Heer trat er ab an den spießbewaffneten deutschen Knecht, an den hackentragenden Büchsenschützen.

Als Maximilian I. an's Reichsregiment kam, hatten seit Ludwig XI. die Könige in Frankreich schon die Gewohnheit, Schweizerbauern als Söldner, welche zu Fuße stritten, in ihre Heere aufzunehmen. Für den Kaiser konnte dies nicht so fast ein Beispiel zum Nachahmen, als ein Sporn seyn, Besseres zu gründen, und indem er jene gefürchteten deutschen Knechte oder Landsknechte in Schlachthaufen schaarte, ein Fußvolk, dessen Kriegesruhm und Waffenglanz über ein Jahrhundert lang die Welt erfüllte, ward er der eigentliche Schöpfer der Infanterie, dieses Hauptbestandtheiles moderner Heere.

Vorzüglich die altschwäbischen Städte haben dem Kaiser diese Knechte geliefert. Ganz zum Angriff gerüstet, führten sie lediglich den langen, an fünfzehn Schuhe messenden Spieß und zur Seitenwehr ein kurzes Schwert. Als Schutzwaffen sah man nur bei einem oder dem andern einige Panzertheile, einen Ringkragen oder ein Bruststück. Außer den Spießträgern führte jeder Schlachthaufe noch einige Mannschaft als Vorstreiter mit kurzen Wehren, worunter man damals Helebarden, oder die langen zweihändigen Schlachtschwerter verstand. Zu Karls V. Zeit wurden die ersten Glieder aus Büchsenschützen gebildet.

Ihren Lehrmeistern, den Schweizern, haben die Landsknechte wohl ein blutiges Lehrgeld bezahlt, doch hat der Ruf eidgenössischer Waffentüchtigkeit nicht lange Zeit sich zu erhalten gewußt. Geboren ward dieser Ruf in den burgundischen Kriegen, aber er vermochte nicht den Tag von Pavia unter Franz I. zu überleben, wo jene Meister elend feldflüchtig werden mußten vor ihren Lehrlingen. Bald sah man, nach den Worten eines neueren Geschichtschreibers, den schweizerischen Nationalstolz sich zufrieden geben mit dem zweideutigen Ruhm päbstlicher und königlicher Leibwächter und Hüter fürstlicher Schwellen. Aber der rabbia tedesca, des deutschen Muthes gedenkt der Wälsche seit den Landsknechten bis auf den heutigen Tag. Doch, nicht ungerecht zu seyn, muß man anerkennen, daß in dem zweiundneunziger wie in dem jüngsten dreißiger Jahr jene Thürwächter in der französischen Hauptstadt ihre Haut für den Brodherrn ehrlich und tapfer zu Markt getragen.

Unsern Landsleuten des sechszehnten Jahrhunderts war der Krieg ein Handwerk wie ein anderes, für gute Bezahlung lieferten sie tüchtige Arbeit, dabei hielten sie auf Zunftbrauch und Zunftfreiheit; sie ließen sich auf bestimmte meistens kurze Zeit unter die Fahne werben, aber sie wahrten dabei Handwerksrechte und Freiheiten.

Immerhin bleibt es doch eine eigenthümliche Erscheinung, das erste Fußvolk seiner Zeit plötzlich aus der Mitte einer Nation erstehen zu sehen, welche schon die alten Römer als kühne Reiter anerkennen mußten; von welcher Äneas Sylvius im fünfzehnten Jahrhundert rühmte, daß ihre Kinder früher reiten lernten als laufen, einer Nation, deren Reiterei noch jetzt von allen Nachbarn als vorzüglich anerkannt wird; daß diese Erscheinung ins Leben trat, während der bis dahin angesehenste tonangebende Theil des Volkes, die adeliche Ritterschaft, wie schon ihr Name ausdrückt, es für unziemlich hielt, zu Fuß zu gehen oder gar zu Fuß in's Feld zu rücken.

Wohl hat Maximilian, der staatskluge Held, obgleich seiner persönlichen Neigung nach vorzüglich der Ritterschaft zugethan, alles, was an ihm lag aufgeboten, der neuen Waffengattung Ansehen zu verschaffen: oft konnte man den Kaiser in Landsknechtstracht auf der Heerstraße erblicken, ja einmal sah ihn die Stadt Köln an der Spitze von neunhundert Fürsten und Herren, sämmtlich zu Fuß, als Landsknechte angethan, den Spieß auf der Schulter, in ihre Mauern einziehen. Die Waffe aber, welche von der Hand kaiserlicher Majestät geschwungen worden, war fortan dem Schild und Schwert ebenbürtig und die adelichen Herren verschmähten nicht, fürder zu Fuß neben den deutschen Knechten zu fechten.

Im Allgemeinen jedoch ist das Auftreten der Landsknechte eines von den Zeichen der hereinbrechenden Neuzeit: das Bürgerthum beginnt sich geltend zu machen, in ihm ruht fortan die Kraft der Nation.

Der deutschen Knechte Ordnung.

Indem wir die Zustände des ersten deutschen Fußvolkes der Art ausführlich besprechen, wie es zum Verständniß des Späteren dienlich, müssen wir vorab aufmerksam machen, dem Wort Knecht nicht unbedingt jenen Sinn beizulegen, den man heute mit dem Beiwort knechtisch verbindet. Nicht einmal das Wort Geselle des Handwerkstandes erschöpft den früheren Begriff; man hatte ja Edelknechte, und das angelsächsische Knight bezeichnet noch jetzt in England einen gewissen Rang unter dem dortigen niederen Adel. Es haben sich überhaupt seit dreihundert Jahren die Begriffe, welche wir mit manchen Wörtern verbinden, dermaßen geändert, ja häufig auf den Kopf gestellt, daß man fast schwerem Bedenken darob nachhängen möchte; denn welche Zwangsale müssen über das deutsche Volk

ergangen seyn, bis ihm der Sinn seiner gangbarsten Ausdrücke geradezu ins Widerspiel umgeschlagen, bis ihm unter andern das Offene einfältig, albern geworden, das Schlichte schlecht, der Scherz zum Schimpf.

Werbung. Muß uns bei diesem Wort unwillkürlich die Erinnerung wach werden an die vormaligen preußischen Werber, oder holländischen, oder ähnliche Gesellen, deren Aufgabe es gewesen, wo es ihnen zweckdienlich schien, durch Kniffe selbst niederträchtigster Art Leute zur Annahme des Handgeldes zu übertölpeln, so hatte dieses Geschäft anfänglich einen ganz verschiedenen Zuschnitt. Denn nicht solche confiscirte Kameraden, wie die eben genannten, sondern nur ein angesehener erprobter Kriegshauptmann, dessen Name weit im Land guten Klang hatte, wurde von dem Kriegsherrn mit dem Werbgeschäft betraut, und nur ein solcher Mann durfte hoffen, damit wohl zu Stand zu kommen. Denn die Schlachthaufen der frommen Landsknechte, wie sie sich gerne nennen hörten, waren keineswegs, gleich manchen späteren Bataillonen, aus Gesindel und verlaufenen Galgenstricken zusammengefegt; und wäre es auch ein wenig getreues Portrait, wollte man die alten deutschen Knechte als lauter Spiegel der Ehren schildern, so durften immerhin nur bekannte Leute, gut gekleidet und hinlänglich bewaffnet, hoffen in die Musterrollen eingeschrieben zu werden. Die Kapitulation oder durch die Werbung übernommene Dienstzeit war in der Regel sechs Monate.

Musterung. Dies bezeichnende Wort hat man bei dem jetzigen Militär, in beliebter fremder Zunge, durch Spezialrevue übersetzt. Der Kriegsherr ordnete Musterherren (Inspektionsoffiziere) ab zur Vornahme der Musterung. Diese Herren mußten sich von der Nämlichkeit der Person eines jeden eingeschriebenen Knechtes, von seiner guten Waffnung gewissenhaft überzeugen. Die älteren Verordnungen verhängen die Strafe der Schelmerei über einen Betrug in diesen Dingen, über denjenigen zum Beispiel, welcher für einen andern oder mit den Waffen eines andern die Musterung passirt.

In Fronspergers Kriegsbuch, gedruckt zu Ulm 1596, sieht man den äußern Hergang bei einer Musterung durch einen Holzschnitt versinnlicht: die Knechte bilden eine mehrreihige Gasse, die vorn durch ein Thor von zwei aufrechten Helebarden und einem darüber gelegten Spieß, ähnlich dem altrömischen Joch, geschlossen ist; ein Kriegsmann nach dem andern schreitet ernsthaft, mit soldatischem Anstand durch dasselbe auf die Musterherren zu.

Das Versammeln der Knechte an dem bestimmten Musterplatz nannte man die Vergatterung, wahrscheinlich vom Herablassen der Thorgatter während dem Zusammentreten oder aus ähnlicher symbolischer Bedeutung. In späteren Zeiten hieß das Zusammentrommeln der Soldaten zum Abmarsch oder zum Bezug der Wacht „Vergatterung schlagen", im Französischen battre l'assemblée; doch seit dem siebenjährigen Krieg etwa ist für das altväterische „Vergatterung" das noblere „figattre" patent geworden.

Aufrichtung des Regimentes. Bei einem Heerhaufen, der in wenig Wochen sich bilden und dem Feind entgegenstehen sollte, mußte wohl dem, vom Kriegsherrn bestallten obersten Feldhauptmann anheimgegeben seyn, die Unterbefehlshaber, die oberen Verwaltungs- und Justizbeamten nach eignem Ermessen zu erwählen, weil diesen Beamten nothwendig ein großer Theil der Sorge für die Aufrichtung des Ganzen zufiel. Diese Beamten hatten abermals die Wahl ihrer zunächst untergebenen Bediensteten, und selbst den Knechten stand die Befugniß zu, ihre Waibel und Verordneten nach freier Wahl zu ernennen. Solcher Art bildete sich, ohne kleinliches Einmengen von Oben, schnell die neue Soldatenrepublik, unter Beachtung alten Herkommens und Wahrung der Freiheiten jeden Standes: denn „Freiheiten und Privilegien" war immer die Losung der Deutschen, und Freiheiten hatten sie sich in der That erhalten, nachdem die Freiheit längst dahin gegangen.

Nachdem das ganze Kriegsvolk, hoch wie nieder, versammelt und in einen Ring geordnet war, je nach der Zahl auch in etliche Ringe, stand es dem obersten Feldhauptmann oder seinem Leutenant (Stellvertreter) zu, Ansprache zu halten, sich gegen männiglich wegen rechter Ankunft allhier zu bedanken, sodann seinen Bestallungsbrief zu verlesen, und schließlich Alle insgesammt zu vermahnen, ihm nach eines jeden Kräften und Veranlassung beizustehen, damit gut Kriegsregiment gehalten werde.

Nachdem dann wieder durch Trommler Stille umgeschlagen, wurden dem Volke die hohen Ämter im Kriegshaufen bekannt gemacht; dem Schultheißen Schwert und Stab der Gerechtigkeit überantwortet und endlich auch die niederen Bediensteten nahmhaft gemacht. Es war dann an jedem von diesen selbst wieder, in Mitte des Ringes sich gegen die Untergebenen, so weit es der Dienst verlange, guten Gehorsams zu versehen, und im voraus dafür zu danken.

Nach solchem, und nachdem wieder Stille umgeschlagen worden, geschah die Verlesung des Artikelbriefes (der Kriegsartikel), welche von Allen, Obersten, Fürsten, Junkern und Knechten der Länge nach angehöret werden mußten.

Auf solche Verlesung ward dann durch den Feldobersten weiter vermahnet, daß sie nun alle und jeder in Sonderheit, wes Würdens und Wesens, Kleinhanns oder Großhanns, diesen Artikeln immerhin nachkommen, auch Andern, darnach zu leben Ursach geben wollen. Daß sie zu allen Zeiten, wo es Nothdurft, gegen den Feind, zu Feld oder in Besatzung, früh und spät, dem Regiment zu Nutz, mit Leib und Leben, Gut und Blut, nach höchstem möglichen Fleiß, so lang und viel der Zug währen würde, sich gehorsamlich erweisen, dessen zum Gelöbniß die rechte Hand aufheben mögen.

Man sieht, daß hier überall das Wort „Regiment" nicht im neueren Sinne von bestimmter Zahl und Gliederung eines Heerhaufens gebraucht wird, obwohl schon zu Kaiser Karls V. Zeit dieser Begriff auch gäng und gäbe geworden.

Ämter- und Befehlsleute. Der General-Oberst. Wenn heute vom Kriegsherrn ein General en Chef ernannt wird, übernimmt dieser die Führung eines ausgerüsteten und gebildeten Heeres. Vor dreihundert Jahren aber war dem noch nicht also. Der Generaloberst hatte sich sein Heer immer erst selbst zu schaffen, und dazu stand ihm oft nichts weiter zur Hand als die Hilfsquellen seiner Erfahrung und seines persönlichen Einflusses bei den stets kriegsbereiten Söldnern. Ja, nicht einmal das zum Kriegführen dreifach nöthige Geld war ihm stets baar zu Gebot, er mußte seinen persönlichen Kredit und den seiner Hauptleute einsetzen. Dafür war denn freilich die Stellung eines Generalobersten sehr unabhängig und meistens auch gewinnreich.

Unser Gewährsmann verlangt von einem obersten Feldhauptmann: „es ist gut, daß er sey ein herrlicher, tapferer, von hohem Stamme geborner reicher vermöglicher Mann, der unter dem Kriegsvolk bei männiglich, auch bei den Feinden, seines Standes und Tapferkeit halber ein Ansehen, Gehorsam und Furcht hab. Dazu wäre gut, wenn er ein geborner Freund des Kriegsherrn, Landsaß oder Lehensmann wäre, auch mäßig, nüchtern, leidlich in aller Arbeit, scharfer Vernunft, nicht zu alt noch zu jung. Er sei auch nicht geizig, das ist der vörbersten eines. Er soll auch wohl beredt und belesen seyn in vielen Büchern, denn an seiner Wohlrede oft mehr gelegen wäre als an Trommeten, Trommeln oder Pfeifen."

Kriegsräthe und Musterherren. Nach neueren Begriffen etwa die den Generalstab des Feldherrn bildenden Offiziere.

Der Pfennigmeister, wie Fronsperger ihm in den Mund legt:

„Geschickt in Anschläg', aufzubringen Geld
In Kriegssachen, bin ich erwählt."

Oberster Feldprofoß (jetzt etwa Gendarmerie-Kommandant).

Oberster General-Schreiber, dem Chef des schreibenden Hauptquartiers wohl gleichzusetzen.

Oberster Quartiermeister, ein Amt, durch den Namen völlig bezeichnet.

Oberster Feldarzt. — Der Herold.

Der Brandmeister:

„Wann der Feind hält die Gegenwehr,
Daß es schwerlich ist den Platz zu gewinnen,
So greif ich ihn an mit Brennen
Auf Befehl des obersten Herren.
Was aber die Huldigung will thun,
Gebrandschazt wird, die lass' ich bleiben
Und gegen sie den Brand vermeiden.
Mein' Brandknecht hüt ich wohl,
Daß sie sich Brennens nicht anmaaßen,
Bis uns der Oberst thut zulassen."

Die Formen haben sich geglättet; nimmer sieht man den gräulichen Reiter mit der Brandfackel, doch nach wie vor zieht Brand und Brandschatzung im schaurigen Gefolge des Krieges.

Der Schultheiß. Ihm war die eigentliche Rechtspflege im Heer anvertraut; er mußte also Rechtskundiger seyn, doch zugleich auch tüchtiger Kriegsmann, welcher am Tage der Schlacht wehr und waffenumgürtet in den Reihen der andern Streiter mit focht. Unsern Vätern wäre ein Kriegsbeamter, der nicht auch wirklicher Streiter, etwas Widersinniges und Mißachtetes gewesen. Die damalige Kultur erkannte keinen andern Muth, als den in Waffen bewiesenen.

Dem Schultheißen untergeben waren ein Gerichtsschreiber und ein Gerichtswaibel (Gerichtsbote).

Schon zu Maximilians I. Tagen hatte eine jede der drei Waffengattungen, Fußvolk, Reiterei und Geschütz, ihr eigen Regiment und eignen Unterbefehlshaber. Der erste hieß Oberst der Fußknechte. Es besaß dieser Anführer gegenüber dem Kriegsherrn eine fast eben so unabhängige Stellung wie der General-Oberst, und häufig war er gleich jenem mit seinem Privatvermögen bei der Werbung und Besoldung der Knechte betheiligt. Aber die Erfahrung hatte diese Offiziere bald belehren müssen, daß es oft schwer war, ihre Auslagen ersetzt zu erhalten: der Ruf guter Zähler ging unter andern den Kaisern aus dem Hause Österreich nicht zur Seite.

Eine Folge davon ist gewesen, daß die Obersten auf mancherlei, dem Dienst schädliche Praktiken verfielen, wieder Geld zu erhalten. So kam es, daß den Befehlshabern durch kaiserliche Verordnungen wiederholt das sogenannte „finanzieren" verboten werden mußte, d. h. das Einnehmen der Löhnung für mehr Leute als wirklich unter der Fahne sich befanden. Damals bedeutete „Finanz" überhaupt betrügerischen Gelderwerb.

Der oberste Leutenant war der Stellvertreter des Obersten in allen Fällen von Dienstverhinderung des letzteren.

Obwohl schon zu Karls V. Zeit der Name Regiment für eine größere Zahl Fußvolk im Gebrauch war, verband man damit doch nur einen unbestimmten Begriff. Die einzige Gliederung war nach Fähnlein. Ein Fähnlein Knechte zählte in jener Zeit etwa 400 Mann. Mehrere vereinte Fähnlein bildeten einen Haufen. Fronsperger giebt unter andern eine Schlachtordnung für einen Haufen oder ein Regiment von zehn Fähnlein. Die Ämter, welche zu seinem Fähnlein gehören, zählt er also auf:

Der Hauptmann, Befehlshaber des Fähnleins, in der Regel vom Obristen bestellt, in etwas späteren Zeiten war ihm ein Stellvertreter oder Lieutenant, Locotenente, beigeordnet. Auf dem Marsch war der Hauptmann beritten, in der Schlacht aber focht er zu Fuß und schwer bewaffnet.

Der Musterschreiber. Vom Hauptmann ernannt, bestand sein Dienst

in Führung der Musterrollen und Überwachung der Soldzahlungen; dafür war er von Zügen und Wachen gefreit.

Der Kaplan, gleichfalls vom Hauptmann bestellt.

„Es wäre gut, daß ein jeder Hauptmann sich beflisse, einen ehrbaren christlichen gelehrten Mann zu haben. Doch wie die Pfarrkinder so der Pfarrherr, wie die Schaf so der Hirt, denn selten bei den Wölfen Lämmer auferzogen werden."

„Die Kaplän pflegen gemeinlich ihr Hauswesen bei dem Hauptmann zu haben, sich zum Einkaufen und andern des Hauptmanns Geschäften gebrauchen lassen, wiewohl sie es zu thun nicht schuldig."

Der Quartiermeister hat vornehmlich das Quartier für den Obersten, den Schultheißen, den Profossen zu bestellen, den Platz für Markt und Metzig anzugeben.

Der Wachtmeister: Dienst wie der Name besagt.

Der Proviantmeister.

Der Profoß. Den Dienst eines jetzigen Offiziers der Gensdarmerie versehend. Wunderlicher Weise war ihm die Aufsicht über Markedenter und Krämer zugewiesen, deren Waaren er zu schätzen hatte, und wofür ihm eine Abgabe zufiel.

Der Fähndrich:

Zu dem Fähndlein hab ich geschworen.
So man thun will eine Feldschlacht,
Sprich ich den Knechten zu mit Macht,
Daß sie haben ein Heldenherz;
Ermahn' sie ernstlich zu dem Scherz.
Bin ihn' auch vornen dran,
Leib und Leben bei ihn' zu lahn.
Werd ich geschossen in die eine Hand,
In die andre hab' ich's bald gewandt.
Werd ich auch darein verwundt,
Nehm ich mein Fähnlein in den Mund,
Oder wickle mich gar darein,
Laß beim Fähnlein das Leben mein.

Das Kriegsbuch läßt sich weiter vernehmen: „Ein Fähndrich über ein Fähnlein Knecht soll seyn ein kecker mannlicher Gesell, der einen Verstand hat, des Kriegs erfahren und geübt sey. Man pflegt gemeinlich junge starke, unverdrossene gerade Personen zu Fähndrichen zu verordnen; und so sein Hauptmann das erstemal mit seinen Knechten die Ämter besetzt, tritt er mit seinem Fähnlein mitten in den Ring, zeigt sich den Knechten an, erbeut sich bei ihnen, wie einem ehrlichen Kriegsmann gebührt und sein Befehl erfordert."

„Auf Zug oder Wacht laßt er sein Fähnlein fliegen, und lasset stets

ein Spiel (Trommel und Pfeifen) neben ihm gehen, damit es die Knechte sehen und hören und sich bei ihm versammeln."

„So er mit seinem Fähnlein an einem Sturm verordnet wird, gebührt ihm, daß er sich vor allen andern hinfür und gegen den Feind thue."

„So man ein Schlacht thut, soll er an dem Ort, dahin er verordnet, bleiben, sich tapfer halten und den Knechten zusprechen. Er soll ehe das Fähnlein in Stücke reißen, ehe er's dem Feind zu theil läßt werden, denn es ist einem Fähndrich eine große, verweißliche Schmach und Schand, so er, ohne redliche Ursach sein Fähnlein verlieret, und seinen Leib davon bringt."

„So man ein Schlachtordnung gemacht hat, und mit dem Feind handeln will, mag der Fähndrich sein Fähnlein einem Kriegsmann neben sich geben, deß Helebarten nimmt er auf die Achsel, zeucht um die ganze Ordnung herum, spricht die Knechte an, ermahnet sie, und wo etwas mangelt, das zeigt er an, damit es gewendt und verbessert werd. Darum ist Noth, daß ein Fähndrich kriegserfahren und geschickt sey. Es ist auch gut und von Nöthen, daß sich ein Fähndrich freundlich und wohl mit seinen Knechten halt, damit er ein Gunst und guten Willen bei ihnen hab' und behalt."

Das Fähnlein, wie man es nannte, war übrigens ein faltenreich weit Pannier, das hoch über die Spieße der Knechte wehen mußte: ein Knabe hätte es nicht zu schwingen vermocht.

Heute noch, wie vor drei Jahrhunderten, erblickt der Soldat in der Fahne das Sinnbild aller Männlichkeit und aller Ehren seines Standes. Aber die Frage drängt sich hier fast unwillkürlich auf: wenn dies Symbol den aufregenden Zauber stets üben soll, warum läßt man seine Umgebung so alltäglich kahl gegen früher? Warum hat man den Träger der Fahne des zierenden Schmuckes entkleidet, die gewinnende Rede verstummen machen, und mißachtet so die Zugkraft einer anfeuernden Persönlichkeit? Will man immer noch einer ausdrucksvollen Form ihren Werth nicht zuerkennen, und den lebensfreudigen Sinn des Menschen mit Abstraktionen speisen?

Sollte es auf unsere Soldaten nicht begeisternd wirken, erblickten sie die Fahne des Regimentes in der Hand eines ansehnlichen Offiziers, der, die Brust mit verdienten Ehrenzeichen geschmückt, von einer körperlich, wie durch den Schmuck der Kleidung ausgezeichneten Bedeckung umgeben wäre. Nenne man so etwas ein Nebending: in dem Besondern, scheinbar Unbedeutenden offenbart sich immerhin der Geist der Zeiten.

Der Rumormeister. Sein Dienst findet sich also bezeichnet: „Zu einem Rumormeister wird eine stattliche Person von Hauptleuten oder andern von Adel auf Befehl des Obersten geordnet. Der verhält sich im Zug vornen, neben, hinten und überall, um die Ordnung zu halten. Was sich etwa durch lüderlich Gesind, so nicht in Ordnung bleibet, neben ausreißt, hin und wieder schweift, den Bauern oder Andern Schaden zufügt, hat er Gewalt zu strafen."

Der Feldwaibel. Er hatte, mit jetziger Einrichtung verglichen, etwa den Dienst eines Adjutanten beim Aufstellen des Haufens zum Marsch oder in Schlachtordnung. Er war meist mit einem halben Haken bewaffnet.

Die bisher aufgezählten hießen die hohen Ämter im Fähnlein, sind demnach die Offiziere desselben. Zu den Unteroffizieren muß man zählen:

Die Rottmeister. Je zehn Knechte, Spießer oder Hakenschützen, ferner je sechs Doppelsöldner schaarten sich als eine Rotte zusammen und erwählten aus ihrer Mitte einen Rottmeister, welcher in seinem Dienst vom Hauptmann bestätigt ward. Die Mannschaft einer Rotte nannten sich Rottgesellen, Rottmänner, die Knechte sammt und sonders waren Spießgesellen, damals kein unglimpflicher Ausdruck. Der Rottmeister hielt sich in Allem zu seinen Gesellen, faßte den Proviant für die Rotte, empfing, auf der Wacht, die Losung, um dieselbe den Gesellen mitzutheilen.

Trommler und Pfeiffer. Zwei zusammen hießen ein „Spiel"; zunächst waren sie dem Fähndrich beigegeben und hielten sich stets in der Nähe seines Losaments. Sollte ein Befehl bekannt gemacht werden, ward umgetrommelt und derselbe durch die Trommler ausgerufen.

Der Gebrauch der Trommel setzt auch die Gewohnheit des Gleichschrittes voraus, den die deutschen Knechte bei ihrer Fechtart auch gar nicht missen konnten.

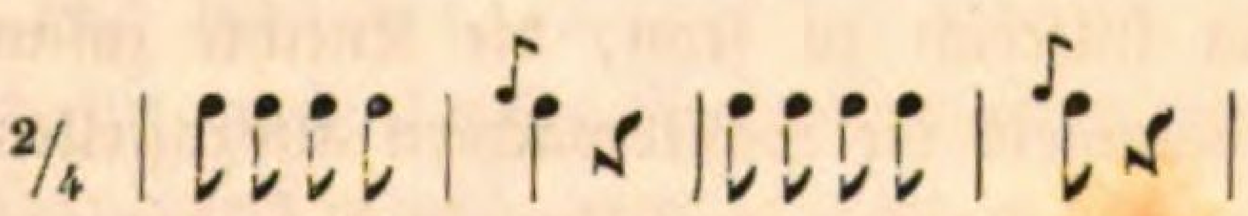
Hortleder in seinen „Handlungen des teutschen Krieges wider den schmalkaldischen Bund" berichtet von dem alten deutschen Trommelschlag, daß bei demselben fünf Schläge drei Schritte gäben, und die Knechte aus Scherz bei solchen fünf Schlägen folgende Verslein zu gebrauchen pflegten:

Hüt dich Bauer ich komm,
Mach dich bald davon.

oder:

Hauptmann schaff uns Geld,
Wären über Feld. u. s. w.

Demnach hatte diese Tromwelweise offenbar folgende Kadenz:

 ꝛc. ꝛc.

Hortleder bemerkt: „durch solchen Trommelschlag werden beides die Gemüther zur Freud und Tapferkeit erwecket, hilft auch zu den Leibeskräften nicht wenig. Der Hispanier wunderbarliche Art Trommel zu schlagen ist ganz ungeschickt, erhält im Fortziehen die Ordnung nicht vollkommen, macht auch keinen Muth. Die Italiener behalten den recht teutschen Schlag und nehmen denselben vollkommen in Acht; mischen zu Zeiten mit einem kleinen Schlag gar artig und mit einem lieblichen Klang den sechsten Schlag halb mit drein." Dies war also ein Vor- oder Nachschlag beim ersten Viertel des zweiten Taktes.

Es wär' eine irrige Vorstellung, wollte man annehmen, die Landsknechte hätten den Trommelschlag mit förmlichem Chorgesang begleitet, wie neuere Schriftsteller andeuten.*)

Die Trabanten. Mit Helebarten bewaffnete Leibwächter der höheren Offiziere. Bei den damals nicht so seltenen Meutereien unter dem Kriegsvolk war ihr Dienst keineswegs eine Sinecure. An Schlachttagen fochten sie in den ersten Reihen.

Helebarten oder zweihändige Schlachtschwerter führten alle, auch die vom gemeinem Mann ernannten Befehlsleute.

Läufer und Läuferrotte nannte man den Rottmeister und seine Rottgesellen, welche, durch das Loos bestimmt, bei fährlichen Anlässen mit der Blutfahne vorausziehen mußten: die enfants perdus der Franzosen.

Die ersten Haufen Landsknechte, welche Kaiser Maximilian aufrichtete, hatten alle ihre Vorgesetzten, Oberst, Hauptleute, Fähndriche, aus ihrer Mitte erwählet, und der Gemeinde stand das Recht zu, einen etwa untauglich Befundenen durch einen Tüchtigeren zu ersetzen. Als jedoch, vorzüglich durch des Kaisers Bemühung, der Adel es nicht mehr für standeswidrig, oder unehrlich ansah, zu Fuß zu fechten und in den Landsknechthaufen Dienst zu nehmen, mußte diesen Bevorzugten, leicht begreiflich, die Offizier- und übrigen Befehlshaberstellen zufallen; hatten sie gleich weniger Geschick dazu als mancher geübte Knecht. Alle Korporationsrechte jedoch ließ der gemeine Mann sich nicht entziehn. Gewisse Ämter wurden stets in der Gemeindeversammlung der Knechte nach ihrer Wahl besetzt und meistens von Monat zu Monat erneuert. Diese stete Theilnahme an der innern Einrichtung des Heerhaufens, dies Bewußtseyn des gemeinen Kriegsmannes, daß auch ihm sein Maaß von Rechtsbefugniß unverkümmert zustehe, mußte einen entschieden günstigen Einfluß auf die Lebenskräftigkeit der Armee äußern, und es bleibt gewiß eine Aufgabe des neuen deutschen Heeres, solche befruchtende Einrichtungen in zeitgemäßer Form wieder in sich aufzunehmen. Jener Wahlämter aber sind vier gewesen:

Die gemeinen Waibel: zwei im Fähnlein. Ihnen war aufgegeben, bei der Zugordnung hilfreich zu seyn, die Knechte zusammenzuhalten; nach Anordnung des Feldwaibels die Schildwachten auszustellen. Sie mußten aufgeschrieben haben, welche Knechte im Fähnlein Schützen seyen; für das nöthige Kraut und Loth (Pulver und Blei) bei diesen sorgen, im andern stets dem Hauptmann oder Fähndrich zur Hand seyn.

---

*) So irrig, als wenn ein künftiger Historiker etwa die bekannten Verslein auf den althessischen Zapfenstreich:

Geht heim, geht heim ihr Lumpenhund,
Es trommelt schon ein' halbe Stund,

welche an poetischem Werth die vorigen völlig gleich stehen, für einen Schlachtgesang der Musketiere von 1806 ausgeben würde.

Dem Führer lag es ob, des Wegs sich zu erkunden und den Knechten Quartier zu machen. An die Häuser schrieb er die Nummer der Rotte, welche hier einzukehren hatten.

Der Furier war aufgestellt mit dem Quartiermeister und Führer voranzumarschieren und hauptsächlich für des Hauptmanns, des Fähndrichs, der Edelleute, Doppelsöldner und Befehlsleute Quartier zu sorgen. Man sieht, daß die mitteralterliche Umständlichkeit auf den deutschen Heerzügen nicht gemangelt hat.

Die Ambassaden. Mittelsleute zwischen den Knechten und den befehlführenden Offizieren. Die urdeutsche Gewohnheit der Gemeindeversammlungen haben auch die Landsknechte im Feldlager jeweils freudig geübt. Die Gemeindebeschlüsse an die Befehlshaber zu bringen, dazu waren die Ambassaden erwählt und durch solche Anordnung den Foderungen der Subordination ein Genüge gethan.

Den Schluß der Ämter machen nun einige wunderliche Gestalten, deren Auftreten in den Haufen des altdeutschen Fußvolkes viel dazu beigetragen haben muß, ihnen die eigenthümliche Färbung ihrer Zeit zu verleihen.

Der Hurenwaibel:

„Also bin ich genannt,
Weil ich hab unter meiner Hand
Hinten nach ein Haufen groß,
Huren und Buben nennt man den Troß,
So darum gehalten werden, daß
Sie kochen, wäschen und etwas
Von dem Gezeug nachtragen,
Dann man nicht alles führt auf den Wagen.
Die halt ich zusammen in ein Hauf'n,
Daß sie mit in die Ordnung lauf'n,
Nicht im Lager umsonst einkaufen."

Marketender und Krämer. Diese Art hat sich im Verlauf der Zeit wenig geändert, auch die nachfolgende Rasse ist noch nicht ausgestorben, obwohl sie heute das Handwerk etwas anders treibt.

Eisenbeißer und Spitzknecht:

Im Kistenfegen bin ich behend',
Groß Geschrei, im Spielen werd ich erkennt,
Ich fluch, bin freudig mit dem Maul,
Aber bei den Feinden faul.
Schraub mich ab, wo ich mag und kann.

Solche Kameraden gaben Arbeit für den

Stockmeister und seine Steckenknechte, zuletzt auch für den

Freien Mann:

„Wann ein Endurthel wird eingeführt
Über ein gefangnen Mann,
Der ein Übelthat gethan,
Ihn zu einem Schelmen erkennt,
Oder zum Galgen wird ernennt,
Zum viertheilen oder zum Schwert,
Oder sonst scharf gerichtet werd;
Ein' zu foltern und peinigen,
Die richt ich, wie an mich begehrt,
Damit das Recht erhalten werd'."

Sold, Staat (Stab) der Befehlsleute. Während einer langen Zeit betrug der Monatsgehalt eines Fußknechtes vier Gulden; diesen Betrag nannte man schlechtweg einen Sold. Eine kleine Zahl kriegserfahrner oder vorzüglich bewaffneter Leute erhielt doppelten Sold und hießen darum Doppelsöldner. Zu diesem Zweck, und zur Aufbesserung der übrigen Beamten war dem Hauptmann über ein Fähnlein von 400 Knechten gestattet, 500 Sölde in Anrechnung zu bringen.

Als die Herren von Adel in den Reihen des Fußvolkes zu dienen begannen, zögerten sie auch nicht lange, doppelten und mehrfachen Sold in Anspruch zu nehmen, was in Betreff ihrer besseren Waffnung, wie des Ansehens, das sie dem Haufen gaben, billig erscheinen muß. Solche Standesvorrechte pflegen jedoch gar schnell in Mißbrauch umzuschlagen, und wirklich findet man schon zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts die Klage: „daß kein Edelmann, obgleich er zuvor keinen Krieg gesehen, jezo im Krieg sich gebrauchen lassen wolle, man gäbe ihm denn sechs=, sieben= und mehrfachen Sold, und seyen doch gemeinlich diejenigen, welche am ersten alle Disciplin und gute Ordnung verderben und umkehren, sauften sich toll und voll, und seyen mehr **Bachi** und **Veneris** als **Martis**, Kriegsleut."

Doppelsold bezogen noch die Trabanten, Waibel, Führer, Furiere, Spielleute. Die Rottmeister hatten, als solche, keine Gehaltszulage.

Von den hohen Ämtern oder Offizieren bezogen unter andern: der Feldwaibel 4 Sold und den Gehalt für einen **Jungen**, der Fähndrich 6 Söld und einen Jungen.

Der Hauptmann für sich 10 Sold oder 40 fl. Ferner den Gehalt für seinen Staat, bestehend in 1 Kaplan, 2 Schreiber, 2 Trabanten, 1 Jungen, 2 reissige Knechte, 1 Koch. Der Kaplan bezog 2 oder 3 Sold, „je nach der Geschicklichkeit der Person", d. h. je nachdem er sich in die Geschäfte seines Hauptmanns zu finden gewußt.

Nach altem Herkommen mußte mit dem Tag einer Schlacht oder Hauptaktion der Soldmonat von vornen anfangen.

Nach Hortleder waren es die Spanier, welche zuerst das Wort Soldatos brauchten, als durch Karls V. besoldete Truppen nach dem Muster der Landsknechte bei ihnen eingeführt wurden. Der Ausdruck solidati zur Bezeichnung römischer Söldner kommt zwar schon beim Vegetius vor, einem Schriftsteller aus der sogenannten eisernen Zeit. Doch scheint das „Soldat" wirklich deutsch=spanischer Abkunft zu seyn.

Hier mag noch angeführt werden, daß die Spanier sich das deutsche Wort Hackenbüchse durch Arcabusa mundgerecht machten, und daher ihre Arcabuseros. Die Deutschen aber, nach ihrer urangestammten Nachahmerei des Auslandes, scheinen nichts eiligeres zu thun gehabt zu haben, als den Hackenschützen in einen Arkebusier umzuwandeln.

Kriegszucht. Das treueste Bild früherer Zustände gewinnt man, wie Jedermann weiß, durch die Betrachtung der Gesetze, welche in jenen Zeiten galten, weil nicht nur in dem, was diese Gesetze gebieten und verbieten, sondern auch in demjenigen, worüber sie schweigen, die damalige Gesittung treffend sich wiederspiegelt.

Es mögen darum einige Sätze aus den Artikelsbriefen Kaiser Karls V. für die deutschen Knechte hier wohl einen Platz finden:

„Item. Es soll jeder sein Wehr und sonderlich die Schützen ihre Hacken in guter Nothdurft haben und sich ohne Kraut und Loth nicht finden lassen bei Leibesstrafe.

Item. Es soll jeder mit seinem Oberrock und Mantel gefaßt seyn.

Item. Die Kindbetterinnen, schwangere Frauen, Jungfrauen, alte Leut, Priester und Prediger sollen die Knechte beschirmen und bei Leibesstraf keineswegs beleidigen.

Item. Sie sollen auch Kirchen, Klöster, Klausen, Spitäler und Schulen verschonen.

Item. Wo Salva Guardia angeschlagen würde, sollen sie nichts nehmen oder beschädigen bei Leibesstrafe.

Item. Es soll keiner gegen den andern mörderliche Wehr, als Büchsen, oder sonst lange Wehr im Balgen brauchen; aber die Seitenwehr soll einem jeden zu seiner Leibesbeschützung zum Hauen und Stechen freistehen.

Item. Es soll keiner einen Wächter für sich stellen, ohne seines Hauptmannes Wissen. Es soll auch jeder auf die Losung, so ihm gegeben wird, gut acht haben, denn welcher die Losung vergessen, soll für Recht gestellt und gestraft werden.

Item. Da einer auf der Schildwacht schlafend befunden wurde, der soll an Leib und Leben ohne alle Gnad gestraft werden.

Item. So einer entlief und erwischt würde, soll er an seinem Leib und Leben gestraft werden, oder, da er nicht betreten würde, soll er zu einem öffentlichen Schelmen gemacht werden.

Item. Ob einer oder mehr' die Flucht im Feld nehmen wollten, so sollen die nächsten in sie stechen und schlagen, ob sie drüber zu Tod geschlagen würden.

Item. Es soll, bei ihren Eiden, ohne Wissen und Willen der Obersten keine Gemeinde gehalten werden. rc."

Gewöhnliche Disciplinarfälle wurden durch die Obersten oder Hauptleute abgethan, und die Strafen bestanden in Gefängniß, oder in die Eisen schlagen.

Klagen über Mein und Dein und andere bürgerliche Fälle behandelte der Schultheiß ohne viel Förmlichkeit.

Kriminalfälle aber wurden durch ein sogenanntes Malefizgericht abgeurtheilt. Das Prozeßverfahren dabei geschah nach alter deutscher Sitte öffentlich und mündlich, in etwas breiter umständlicher Weise. Vorsitzer des Gerichts war der Schultheiß, Beisitzer waren eine Anzahl Hauptleute, Fähndriche und Feldwaibel. Das Amt des öffentlichen Anklägers lag dem Profoßen ob. Der Beklagte hatte die Wahl von Beiständen unter den gerichtsitzenden Offizieren. Das ganze Rechtsverfahren ähnelte unseren jetzigen Kriegsgerichten, doch mit sicherer Rechtsgewähr.

Die Strafen waren, nach den Vorschriften der Karolina, meist Köpfen oder Henken, dann auch Ertränken, Rädern, Viertheilen. Kriminalstrafen, welche nicht den Tod nach sich ziehen sollten, bestanden in Abschneiden der Zunge, Abhauen der Finger, der Ohren, in Aushauen mit Ruthen. Aber alle diese Strafen machten den damit Belegten unehrlich und waren mit Landesverweisung begleitet. Daß man einen ehrlichen Soldaten von rechtswegen prügeln könne, ohne ihn dadurch zum Schelmen zu machen, davon hatte man vor dem dreißigjährigen Kriege noch keinen Begriff, obgleich im Familienleben, auch in den höchsten Kreisen, das Schlagen der Weiber und Kinder, seit Siegfried und Chriemhilde weder ungewöhnlich war, noch für beschimpfend angesehen wurde.

Eine andere Rechtsform ist das sogenannte Recht der langen Spieße gewesen. Hier war die als Gemeinde versammelte ganze Kriegsschaar urtheilende Behörde, und die Strafe eines schuldig Befundenen war, durch die Spieße gejagt zu werden. Das heißt, er mußte durch eine von allen Knechten gebildete Gasse laufen, und ward so mit den Spießen erstochen. Ein trübseliges Überbleibsel davon war das später so sehr im Schwung gekommene Gassen- oder Spießruthenlaufen.

Fechtart. Auf der Wahlstatt, Aug in Aug dem Feind gegenüber, ist es, wo über die Tugend eines Kriegsvolkes das entscheidende Urtheil gefällt wird, von welchem keine höhere Berufung mehr statt hat. Hier ist es auch, wo der Werth des alten Fußvolkes glänzendst sich bewahrheitet hat. In ihrer Fechtart beurkundet sich die markige Kraft unserer Vorfahren. Ein eisenfestes Aneinanderschließen; unerschütterliches Vertrauen eines Jeden auf sich selber und auf den Nebenmann, mochte nun die schlachtengebietende Viktoria die Haufen zum Siege führen, oder gefiel es der Wandelbaren, trotz Kühnheit,

Kraft und Ausdauer, den Feinden den Kranz zuzuwenden, stets und bis zum letzten Augenblick sah man das Regiment den mauergleichen Phalanx bilden; die eingerissenen Lücken ungesäumt und sorglichst ausfüllend, so lange noch ein Hintermann hiezu übrig. Immer saß der scharfe Spieß dem Feinde in den Rippen und hagelten die wuchtigen Streiche der Schlachtschwerter und Helebarten auf seine Köpfe; denn „Haut an Haut" mußte der Entscheidungskampf geendet werden.

Der Hackenschützen waren zu Maximilian's Zeit 50 in einem Fähnlein; unter Karl V. aber schon 100 und 150, bald darauf 200. Ihren Ort in der Schlachtordnung fanden sie entweder hinter der ersten Reihe Spieße und auf den Flanken des Haufens, oder aber sie wurden, in abgesonderten Vierecken, an die Flügel des großen Haufens „angehängt". Solche abgesonderte Schützenfähnlein standen vier bis fünf Mann hoch. Der eigentliche Schlachthaufe hatte mehrentheils die Form des Quadrates, oder da, wo der Boden es nöthigte, eine längliche oder eine Keilform.

Die gevierte Ordnung bildeten die bewährtesten Hauptleute also: zuvörderst drei Glieder mit langen Spießen, darnach ein Glied mit kurzen Wehren, Helebarten, Schlachtschwetern; sodann drei Fahnen. Nach diesem vier Glieder mit Spießen bis in die Mitte des Haufens. Hierauf führte man alle Glieder mit Helebarten und kurzen Wehren ein, und unter diese wurden alle Fahnen, bis auf drei vertheilt. Nun folgten wieder Glieder mit Spießen, dann ein Glied mit Helebarten, in welchem die drei hintersten Fahnen Platz fanden; die drei letzten Glieder endlich wurden gebildet aus wohl bewehrten und gerüsteten Leuten mit langen Spießen.

Man sieht, daß wenn die vier letzten Glieder kehrt machten, der Haufe gegen einen Angriff im Rücken gestellt war, wie gen vornen.

Eine eigenthümliche Vertheidigungsstellung ward der Igel genannt; sie bestand in einem besondern Verschränken der Spieße, um dem Feind einen Wall von Stahlspitzen entgegenzuhalten. Das Nähere jedoch läßt sich aus den vorhandenen Überlieferungen nicht gut erklären.

Was die Schützen anlangt, so ordnete man sie, wie gesagt, in besondere Pelotons auf den Flanken oder wo sonst der Boden für sie günstig schien. Wurden die Schützen in den Haufen selbst eingetheilt, so stellte man eine Reihe nach dem ersten und vordersten Glied Doppelsöldner und einige Mann auf die Flügel eines jeden Gliedes. Man kann hier bemerken, daß wenn die Alten das Wort Glied brauchten, sie dasjenige darunter verstanden, was wir jetzt Rotte nennen; ein Glied aber hießen sie ein Blatt.

Einen Haufen von 3000 Knechten z. B. ordnete man nach solcher Weise in 50 Glieder, ein jedes zu 60 Mann.

Die Hauptleute und übrigen Offiziere reiheten sich auf die Ehrenposten in's vorderste Glied und auf die Ecken.

Den Feldwaibeln lag es besonders ob, die Schlachtordnung zu bilden.

Den Dienst der Plänkler versahen die Läufer, eine Schaar, zu welcher man aus jeder Rotte den zehnten Mann durch's Loos bestimmte.

Im Angesichte des Feindes angekommen, pflegte der Haufe einen Halt zu machen, Oberst und Knechte fielen auf die Knie, im kurzen Gebet Gott die Seele zu empfehlen, und zum Zeichen der Sühne eine Handvoll Erde hinter sich werfend. Also mit dem Zeitlichen quitt, ging's in frischer Kampfesfreude vorwärts und der ausfodernde Ruf „her, her" erschallte dem Gegner.

Den Kampf eröffneten die Schützen, welche auf kurze Schußweite vorspringend, einen allgemeinen Gruß losdonnerten. Daß der ganze Haufe des Gegenparts sich auf die Erde warf, dem daherſausenden Verderben auszuweichen, galt damals nicht für unmännlich. Auf die erste Salve folgte keine zweite mehr, nur vereinzeltes Feuern, denn das Laden der schweren, vier Loth Blei schleudernden Hackenrohre ging langsam, so daß während eines Angriffs auch in der heißesten Schlacht kein Schütze mehr Schuß thun vermochte, als Kugeln dazu in den Mund zu nehmen.

Das Nahgefecht begannen die plänkelnden Läufer, die Mann gegen Mann zusammenrannten und sich mit den Spießen herumstachen. Hier nun sah man oft einzelne waffenkühne Hauptleute als Vorkämpfer auftreten und einem Gegner aus des Feindes Reihen zum Zweikampf entbieten, wie in den Zeiten des grauen Alterthums, mit wohlgesetzter Rede.

Wenn ich selber dich träf, erzielt mit der Schärfe des Erzes
Bald, wie tapfer du bist und mächtigen Händen vertrauend,
Gäbst du mir Ruhm, und die Seel dem Sporer der Gaul Aidoneus.

An dem erhitzenden Schauspiel solcher Einzelkämpfe entbrannten dann die Gemüther und das Schlachtenungewitter entlud sich, indem die hellen Haufen aufeinander trafen: Stoß um Stoß und Streich um Streich ereilte einen Kämpfer, aber wie die Fluth sich eindrängt in den Leck des vom Sturm gebrochenen Fahrzeuges, zwängten die Hinteren sich in die Lücken der niedergelegten Vordermänner, denn jeder mußte fühlen, daß ihm sein eigenes Heil und Allen der Sieg nur erstehen könne aus der aufrecht erhaltenen Schlachtordnung.

So sah man, daß die deutschen Knechte sogar eigene Kampfgenossen, welche, flüchtig, bei ihnen Schutz suchten, mit den Spießen von sich abtrieben, weil sie fürchteten, durch jene die Ordnung verwirrt zu sehen.

Gemachte Beute pflegten die Knechte zu gleichen Theilen unter sich zu verloosen. Doch ist auch das eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Deutschen, wenn sie im Verein mit Wälschen, Franzosen oder Spaniern einen Sieg errangen, in der Beute meistens zu kurz kamen, weil sie, gewiß so eifrig wie jene nach Gewinn, doch ihre Ordnung nicht auflösten, um nach Beute zu fahn, so lange irgend noch Widerstand zu befürchten war.

Als gute Beute muß man auch die Gefangenen betrachten, weil diese oder vielmehr das Lösegeld dafür, demjenigen gehörten, der sie faßte, oder dem sie sich ergaben.



Ist in dem Bisherigen die Kriegstüchtigkeit, die kühne Waffenfreude der altdeutschen Infanterie nach Gebühr hervorgehoben worden, so mag, als Bekräftigung, aus einer Fülle von Zeugnissen der Zeitgenossen nur eines hier einen Platz finden. Nicolo Machiavelli, der große Staatsmann und berühmte Soldat, voll Begeisterung für den Ruhm seines Vaterlandes, sieht sich doch gemüssiget, bei verschiedenen Gelegenheiten die deutschen Landsknechte für das trefflichste Fußvolk im offenen Felde zu erklären. Nachdem er dieses, namentlich in einem Berichte vom Jahre 1512 gethan, fügt er bei: „Wenn in der Schlacht von Ravenna zwischen den Franzosen und Spaniern die Franzosen nicht die Landsknechte gehabt hätten, würden sie die Schlacht verloren haben.

Denn während die Reiterei beider Heere im Gefecht begriffen war, hatten die Spanier das französische und gaskognische Fußvolk schon geschlagen, und wenn ihnen die Deutschen nicht zu Hülfe gekommen wären, würden sie sämmtlich getödtet und gefangen worden seyn. Eben so sah man neulich, als der katholische König mit Frankreich in Guienne Krieg anfing, daß die spanischen Truppen eine Schaar von 10000 Deutschen mehr fürchteten, als das ganze übrige Volk, und daß sie bei jeder Gelegenheit vermieden, mit ihnen handgemein zu werden."

Doch möge man mich nicht mißverstehen — wie hoch man auch den Werth jener Truppen anschlage, im Ganzen können sie unmöglich ein Vorbild für uns seyn. Die Neuzeit hat ein Anrecht, weit Höheres noch von dem vaterländischen Krieger zu fordern, als Tapferkeit und Waffenfertigkeit. In unserem gesegneten Baden kennen wir alle nur gleichen Gehorsam gegen das gleiche Gesetz; gleich treue Ergebenheit dem hochverehrten Staatsoberhaupte, und auch gleiche Berechtigung zu Allem, was der Staat seinen Angehörigen als Gegenleistung zu bieten hat: bei uns hört der Soldat nie auf Bürger zu seyn, und keine Tugend, welche das Vaterland von seinen Bürgern fordert, darf oder soll dem Soldaten fremd bleiben.

Aber wie sollten die armen Landsknechte des sechszehnten Jahrhunderts auf die Höhe dieses Standpunktes zu gelangen vermocht haben. — Sie waren und blieben gemiethete Söldner, die man bezahlte und wieder fortschickte, je nach Gutbefinden. Von dem Augenblick an, wo den Herren vom Adel die Offiziersstellen vorzugsweise zugeschieden wurden, mußte dem gemeinen Mann das veredelnde Bewußtseyn abhanden kommen, daß auch er durch Tapferkeit und Diensttreue jede Auszeichnung sich erwerben, jede Stufe der Standesleiter erklimmen könne. Von diesem Augenblick an mußte darum auch die hintangesetzte Masse dem ganzen entsittlichenden Einfluß ihres rohen Handwerkes verfallen. Unmöglich aber konnte dies ohne Rückwirkung auf die Befehlshaberkaste bleiben, denn wie die Diener so die Herren, und so mußte aus den früheren frommen Landsknechten sich jene gräuliche Soldateska des dreißigjährigen Krieges gestalten, die, baar jedes höheren Ehrgefühles, uns nur ein trauriges Denkmal seyn kann des Verfalles einer großen Nation.

Schon zu Karls V. Tagen mußte man darum hören: „Wir haben gut Gesetz aber böse Sitten, unübertreffliche Waffen und Gewehr, brauchens aber fast gegen uns selber. Welcher den Andern am weidlichsten zerhacken kann, wird bei den Obersten und Hauptleuten für den Besten gehalten; und obwohl Sold und Zahlung gewiß, ist doch der Betrug und Finanz gegen den armen Knecht übergroß. Was hilfts, daß unser Banner mit Kreuzen geziert, wenn das Herz ersoffen ist in allem Neid, Haß, Finanz und Eigennutz. Nicht auszusprechen ist die Gotteslästerung, das gräuliche Fluchen unter den deutschen Kriegsgurgeln. Wo bei uns schon ein Zug oder Krieg über drei

Tage währet, muß der Reichste, Vornehmste voraus mit Befehl und Amt begabt werden, er hab's erfahren, oder nicht. Der ehrliche Kriegsmann, der schon Leib und Leben für den gemeinen Nutzen hat hingehalten, darf dahinten stehen bleiben und zuletzt in Mangel darben, wogegen die Ungeübten und andere mit großen Freiheiten, Lehengütern und Pfründen Versehenen Tag und Nacht schlemmen und dämmen. Wenn aber über kurz oder lang an Kriegsleuten Nothdurft, nimmt man Kunz oder Heinz, und wenn die drei Tage um, werden sie wieder zum Teufel gejagt, wohl noch dazu bei Henken aus dem Land geboten, so sie etwa erobert hätten."

Nach Beendigung der meist nicht lang dauernden Feldzüge, vorab in den Wintermonaten, wo die Kriegsvölker entlassen oder beurlaubt wurden, ergoß sich über die Gauen ein Schwarm bewaffneter, aber aller Kriegszucht entbundener Gesellen, arbeitsscheue Sauf- uud Raufbolde von dem Landmann den Zehrpfennig heischend, auch ohne viel Glimpf nehmend, mannichfache Gewalt und Unthat übend.

Zu Zeiten waren diese gardenden Knechte, wie man sie nannte, eine böse Landplage, welcher weder der Landfriede, noch die Reichserekutionsordnung, noch kreispolizeiliche Maßnahmen End und Ziel zu setzen vermochten. Doch so arg das Übel für die Betroffenen gewesen seyn mochte, die Gesammtheit hatte leider allen Grund, weit Schlimmeres noch zu beklagen. Von jeher war es Sitte, daß einzelne Deutsche, Edle wie Knechte, in fremder Herren Dienste traten. Als aber die deutschen Fußknechte ihren Kriegsruhm begründet hatten, sahen sie sich ununterbrochen von allen kriegführenden Parthien in Anspruch genommen. Namentlich die Könige von Frankreich bis auf Ludwig XIV. vermochten ohne deutsches Volk im Felde nichts auszurichten. So gewöhnte man sich in Deutschland daran, daß tausende von Knechten, Fürsten und Herren an ihrer Spitze, in ausländischen Sold traten, anfänglich wohl mit Genehmigung des Reichstages und auf den Ruf des Kaisers wieder heimkehrend. Aber die schlimmste Gewohnheit, welche ein Volk annehmen kann, ist, das Blut seiner Söhne ausländischem Interesse zu verkaufen. Denn den Sold des Fremden verkehrt der böse Feind gar leicht in sündliches Blutgeld, indem er die Hand des Streiters umlenkt wider des eigenen Bruders Herz. Bei den eigenthümlichen verschränkten Verhältnissen jener Zeit, bei der unvollkommenen Kenntniß des Zeitläufte, oft auch in Folge sträflichen Leichtsinnes sahen jene Ausgetretenen sich jeweils plötzlich dem eigenen Vaterland gegenüber gestellt, und die Erde trank Ströme deutschen Blutes von deutscher Hand vergossen.

Niemals hat eine mächtige staatskluge Nation ihren Kindern erlaubt, in Masse bei dem Auslande Dienst zu nehmen. Nur Deutschland hat seinen Söhnen gestattet, diese unselige Gewohnheit anzunehmen und deutsche Reichsstände haben dafür es nicht verschmäht, jeweils von ihren fränkischen Nachbarn

eine Hilfe zu empfangen, die ihnen stets eben so eifrig als voll Hinterhalt und Trug geboten ward, wenn sie, wie es leider so oft der Fall gewesen, von den gewaltsüchtigen und ländergierigen Absichten des Hauses Habsburg sich gefährdet erachteten. So hat es denn geschehen müssen, wie ein neuerer Geschichtschreiber eines der berühmtesten Obersten deutscher Landsknechte*) sagt, „daß die tapfersten Streiter des Vaterlandes seit Sebastian Schärtlins**) Tagen bis auf Bernhard von Weimar, Blut und Leben der französischen Verstellung opferten, und, was patriotisches Gefühl kaum verwinden kann, daß die Kathedrale von Paris und die Waffenkammern Frankreichs sich mit Trophäen füllten, welche deutsches Blut dem deutschen Blute abgerungen hat."

Es geschah aber auch, daß man in Deutschland zuzusehen sich gewöhnte, wie eine Provinz des alten heiligen Reiches um die andere den lauernden Nachbarn zufiel, und daß man sich tröstete, wenn dabei nur die Macht des Kaiserhauses Österreich einen Stoß erlitt. Das Reich selber hat endlich darunter brechen müssen, und wenig fehlte, es hätte sie Alle, die Edelsten wie die Gemeinen verschüttet unter seinen Trümmern.

Fern sey es von uns, mit der Geschichte des Vaterlandes brechen zu wollen, auch da, wo bittere Klagen gerechtfertigt wären, weil gewiß nur aus der Versöhnung mit der Vergangenheit das Heil unserer Zukunft erblühen kann; aber mit der höchsten Pietät ist es verträglich, daß man die Fehler der Väter erkenne, denn sie sind heimgesucht worden an ihren Kindern, noch weiter als ins dritte und vierte Glied.

Von der Reiterei oder dem reisigen Zug.

Gewöhnlich bezeichnet man die, von dem König in Frankreich Karl VII. errichteten Ordonnanz-Kompagnien der Gensd'armes oder Hommes d'armes als das Vorbild der neueren deutschen Reiterei. In Wahrheit aber hat diese mit jenem Originale sehr entfernte Ähnlichkeit, da einmal ihre Ordnung gänzlich jener der Landsknechte nachgebildet war, und außerdem die Gensd'armes nicht sowohl die Reiterei als vielmehr das eigentliche Heer selbst gewesen sind.

Karl VII. hatte im Jahr 1445 aus dem französischen Adel, damals dem einzigen kriegerschen Theil der Nation, fünfzehn **Compagnies d'Ordonnance**

*) F. W. Barthold, Geschichte Georgs von Frundsberg.
**) Gleichfalls ein schwäbischer Hauptmann des sechszehnten Jahrhunderts.

gebildet; jede Kompagnie zu hundert vollen Lanzen mit einem **Capitaine** an der Spitze. Eine volle Lanze aber zählte erstlich den Homme d'armes, schwer geharnischt mit der wuchtigen Lanze bewaffnet, und ein gleichfalls gepanzertes Schlachtroß, oder wie der deutsche Ausdruck lautete, einen bedeckten Hengst reitend. Außer diesem drei **Archers** oder Reisige, einen **Coutelier**, welche sämmtlich adeligen Blutes seyn mußten, endlich einen **Valet** oder Knappen. Somit sollte ordonnanzgemäß die Kompagnie sechshundert Reiter zählen, und die ganze französische Streitmacht neuntausend Pferde, obwohl, anfänglich wenigstens, ihr Stand weit höher gewesen.

Nachdem das deutsche Heer unter Maximilian I sich in die drei Regimente Reiterei, Fußvolk und Artillerie geschieden hatte, blieb die Reiterei, oder der reisige Zug, wie die übliche Bezeichnung lautete, immer noch die Lieblingswaffe, das Gemeingut der adeligen Ritterschaft, obwohl diese Ritter jetzt um Sold dienten, wie die gemeinen Knechte. Doch war die vornehme Körperschaft nicht mehr mächtig genug, den Bedarf an Reitern allein zu liefern, sie mußte das Mangelnde mit gemeinen Knechten ergänzen; ja die Minderzahl nur vermochte mit einer vollen Lanze, oder mit mehr, sich zur Musterung zu stellen: gar viele konnten nicht anders, denn als einspännige Knechte, d. h. nur mit einem Roß zur Musterung einreiten.

Die Reiter theilten sich, wie die Fußknechte, in Fähnlein, mit einem Hauptmann als Befehlshaber. Zu Kaiser Karls V Zeiten schon nannten diese sich Rittmeister, und die Fähnlein hießen Geschwader. Als die französischen Könige, nach den Landsknechten, auch deutsche Reisige in Dienst nehmen mußten, um eine tüchtige Kavallerie in's Feld stellen zu können, da wanderte das Wort Geschwader über den Rhein, um als Escadron oder Schwadron wieder heimzukehren.

Ein Geschwader zählte 250 bis 300 Pferde, und vier bis fünf Geschwader bildeten in etwas späterer Zeit ein Regiment, welches von einem Obersten befehligt ward.

Jeder Oberst, gleichwie ein jeder Rittmeister, hatte seinen Leutenant; jedes Geschwader ferner einen Fähndrich und auf je 50 Pferde einen Rottmeister.

Der Feldmarschalk*) oder Oberbefehlshaber der ganzen Reiterei hatte überhaupt nach dem Generalobersten den höchsten Rang im Heere.

Den Staab bildeten: Des Feldmarschalken Leutenant.

Quartiermeister und Wachtmeister.

Der Profoß der Reisigen hatte keineswegs, gleich dem Profoßen der Fußknechte, Offiziersrang, war vielmehr ein gemeiner Knecht, welchem die Aufsicht über die Marketender zustand. Übelthäter unter den Reisigen übergab

*) Marschalk, Marstall rc. von Mar (Pferd), wovon jetzt noch Märe.

man dem Profoßen des Fußvolkes zur Einleitung des Prozesses. Dies war ein adeliges Vorrecht, aber Privilegien begegnet man überall in jenen Zeiten. Übrigens galt bei den Reisigen ein eigenes Ritter- oder Reuterrecht, welches sich von dem Kriegsrecht der Fußknechte durch eine vornehmere Haltung, durch aristokratische Formen unterschied.

Wie ein Reiterhaufen aus verschieden gewaffneten Abtheilungen zusammengesetzt war, ersieht man aus einer Bestallung Kaiser Maximilian's II für seinen Ohm, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, zur Anwerbung von zweitausend Reisigen:

„Erstlich soll uns Derselb unser Oheim ꝛc. bis in die zweitausend gut gerüsteter, gemusterter reisiger Streiter und Pferd zuführen. Darunter sollen sechszehnhundert Spießer seyn und unter denselben aufs wenigst hundert Kürisser mit ihren guten ganzen Bartschen, wohlbedeckten stählernen Gliedern und verdeckten Hengsten; auch vierhundert Schützen, das sind alleweg unter 175 Spießen 25 Schützen.

Item. Die Spießer sollen mit ihren guten Helmlein, die wohl Schließen an dem Visier haben, mit guten stählernen Krägen, Armzeug, Rücken und Krebs, Schürz, Knie-, Knopf- oder anderm Armzeug, statt Panzerärmel mit stählenen Buckeln, langen Handschuhen und Krägen mit langen Achseln gerüstet seyn.

Item. Die Schützen sollen mit ihren guten Pferden, Knebelspießen, Feuerbüchsen, die mit aller ihrer Nothdurft und starken Schüssen verfasset seyn, auch mit ihren Panzerärmeln, Schürzen, Krägen, Rücken und Krebs, Handschuhen und wohlbedeckten Häuptern versehen seyn.

Item. Über die vierhundert Schützen sollen zween Hauptleute gehalten und, befehlshalber, mit monatlich 100 fl. bezahlt werden.

Item. Über die zweitausend Pferd zwei Quartiermeister, auch zwei Wachtmeister, zwei Proviantmeister, ein Leibarzt, zwei Wundärzt, deren jeder monatlich mit 40 fl. bezahlt wird.

Item. Für die zweitausend Pferd zween Kaplane, zwei Furiere, zwei Schreiber, sechszehn Trommeter, zwei Heerpauker mit Übersold monatlich.

Item. Einem jeden Rottmeister von jedem gemusterten reisigen Pferd ein halben Gulden, macht auf 50 Pferd 25 fl. neben seiner gemusterten Besoldung.

Item. Auf jeden reisigen Kürisser, der mit ganzem Küraß, starkem Hengst, verdeckten stählenen Gliedern gerüst ist, monatlich 24 fl.

Item. Auf jedes gemustert Pferd mit samt dem gemusterten Reisigen monatlich 12 fl.

Item. Ob einer mehr als 12 Pferd hätt', dem soll nicht mehr als ein Bub gemustert werden.

Item. Und sollen allweg vier Tag, und ein jeden Tag vier Meilen zu ziehen schuldig seyn, und den fünften Tag still zu liegen Macht haben ꝛc.“

Was die Fechtart der Reisigen betrifft, so war diese vornehmlich auf die Wirkung des Stoßes der schweren Lanzenreiter berechnet. Diese bildeten das erste Glied des Haufens, der manchmal regelmäßig viereckig geordnet war, öfter jedoch nach länglichem Viereck mit neunzehn oder einundzwanzig Pferden in der Fronte. Auf die Flanken dieses Haufens waren denn auch noch Kürisser vertheilt. Wenn diese Lanzenreiter etwa sechszig Schritt vom Feind ihre Rosse in Galopp setzen konnte, hatte ihr Anstoß die mächtigste Wirkung. Auf größere Entfernung mußten die Pferde schon den Athem verlieren, und auf kürzere Strecke des Anrennens vermochten sie die nöthige Schnelligkeit noch nicht zu erreichen. Konnte das erste Anprellen der Eisenmassen nicht durchdringen, war der ganze Angriff gemeinlich mißlungen. Gelang aber der Einbruch in des Feindes Reihen, dann hatten die nachsprengenden Glieder nur noch den fast sicheren Sieg zu vollenden.

Die Schützenpferde vertheilte man zwischen die einzelnen Haufen, und eine Abtheilung derselben befand sich stets bei der Bedeckung der Geschütze.

Zur Vorhut, zum Plänkeln und Patrouillendienst pflegte man bei einem Heerzug aus Schützen und Spießern gemeinlich zwei leichte Reitergeschwader zu bilden, Rennfahnen genannt.

Gieng der Zug wider einen Reichsfeind, dann hatte seit uralten Zeiten Schwaben das Ehrenrecht des ersten Angriffes, und es hat sich dessen nie unwerth erwiesen. Die schwäbische, später auch die fränkische Ritterschaft haben auch die Ehre in Anspruch genommen, bei Reichskriegen, oder bei Anlässen, wo es das Reich zu repräsentiren galt, das Banner der deutschen Reichsritterschaft zu führen: eine blaue Fahne mit dem Bilde Sanct Georgs des Lindwurmtödters, und darum Sanct Georgenbanner genannt. Es war dies, nach dem großen Reichsbanner mit dem Doppeladler, die zweite Fahne im Heere, und ein Sinnbild, dem man fast religiöse Verehrung gezollt.

Während eines Türkenzuges flatterte Sanct Georgs Banner stets als Sturm- oder Rennfahne.

Bei der Krönung Kaiser Friedrichs III. 1453 hat der Burggraf zu Brandenburg das große Reichsbanner getragen; Fähndrich der Reichsritterschaft mit dem Sanct Georgenbanner war Graf Heinrich von Fürstenberg. Im Jahre 1488 auf einem Zuge wider Flamand führte dies Banner der Markgraf Albrecht zu Baden, und gewann sich zugleich, bei der Erstürmung von Damm, den Lorber um die blutigen Schläfe.

Übrigens hatten die deutschen Städte auch ihr Ehrenrecht gewahrt; ihnen gehörte die dritte Fahne im Reichsheer, und Straßburg war die Hüterin des deutschen Städtebanners.

Überall damals frische naturkräftige Erscheinungen des Lebens, mochten die Formen auch etwas breit und umständlich seyn, geistlosen Mechanismus kannte man doch nur wenig.

Mit dem schmalkaldischen Krieg aber und den nachfolgenden brudermörderischen Religionskämpfen ist das Sanct Georgenbanner und bald auch die ganze Korporation der Reichsritterschaft aus dem deutschen Heere verschwunden.

Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts waren die verdeckten Streithengste und die schweren Lanzen, selbst die Spieße der Reiterei, in Abgang gekommen, denn die Landsknechte, die Arcabuseros hatten gelernt, wie man dem Anprall der übelbehülflichen Reiter widerstehen könne, und damit hatte die kostbare Waffe ihren größten Werth verloren. Die Reiter, unter Beibehaltung einiger Panzerstücke als Schutzwaffen, führten jetzt den Pallasch, das ist einen Degen, dessen breite Klinge einen Rücken hat, dann eine gewöhnliche und eine kürzere Faustbüchse (Karabiner und Pistole mit Radschlössern), und in diesem Auftreten steht das Musterbild der modernen Kavallerie vor uns.

Das Geschützwesen.

Da flammt es hinten wie ein Wetterstrahl
Und vorn mit Donnerton geht's in die Lüfte;
Die Mauern zittern und des Himmels Saal,
Die Erde bebt bis in die tiefsten Klüfte.

Ariost.

Auch die dritte Waffengattung, die Artillerie, hat sich unter Maximilian I und Karl V aus einer nur untergeordneten Rolle, schnell auf ihre jetzige Höhe, als dritten Hauptbestandtheil der neuzeitigen Heere gehoben.

Nach dem ersten Auftreten der neu erfundenen Feuerbüchsen lag es sehr nahe, dieselben gegen die Felsenmauern der Städte und Schlösser zu richten, da die alte Belagerungskunst gegen veste Steinmassen eben nur wenig auszurichten vermochte. Allein in dem Hindrängen nach diesem Ziel hatte man sich übernommen, weil man überhaupt nur eine ungemeine zerschmetternde Wirkung erstreben wollte und hiezu die größeren Stücke begreiflich am geeignetsten fand. Auf diese Weise sind Geschütze verfertigt worden, welche Kugeln von 100 Pfund schossen. Solche Stücke aber mußten, wenn sie einigermaßen haltbar seyn sollten, eine Metallmasse von mindestens 150 Zentnern haben, und um das Rohr allein, ohne Laffete, auf einem Blockwagen zu transportiren, mußten dreißig Pferde vorgespannt werden. Daß auf diesem Wege die Geschützkunst

keinen umgestaltenden Einfluß auf die Kriegsführung gewinnen konnte, liegt auf der Hand.

In der eben genannten Periode aber, wo die Aufregung einer neuen Zeit mit mächtigem Fittig in die Geister schlug, hatte auch das Geschützwesen rasch ein anderes Ansehen gewonnen, und die naturgemäße Abtheilung in Belagerungs- und Feldartillerie erhalten. Im Jahre 1515, in der Schlacht von Ravenna, von welcher wir schon einmal gesprochen, standen bereits auf beiden Seiten tüchtig donnernde Feldgeschütze sich gegenüber. Dies war die erste, nach moderner Kampfesweise geführte Feldschlacht.

Wenn heutigen Tages, wo für die Geschützkunst allgemeine Regeln herrschen, welche von der Wissenschaft und der Erfahrung Hand in Hand geltend gemacht sind, wenn heutigen Tages also Geschütze für denselben Zweck bei verschiedenen Artillerien nach Form und Größe auffallend von einander abweichen, wird man nichts Anderes erwarten, als daß in dem Jugendalter des Geschützwesens Ähnliches in verstärkten Maaß zu finden gewesen sey; in jener Zeit, wo jede Stadt ihre eigenen Büchsenmeister hielt, und jeder Büchsenmeister in der Lage war, bei Anfertigung neuer Geschütze seiner persönlichen Ansicht Geltung zu verschaffen.

In Fronsperger's Kriegsbuch werden schon hierüber Worte verloren, und nach einer dort gegebenen Übersicht ließen sich die damals gebrauchten Geschützarten etwa folgendermaaßen ordnen:

Erstens Belagerungsstücke, oder Mauerbrecher, wie sie vorzugsweise hießen. Sie ließen sich unter vier Abtheilungen bringen.

Scharfmetze hieß die größte Art. Sie schoß 90 bis 100 Pfund Eisen und wog 100 bis 150 Zentner.

Der Basilisk war gebohrt für eine Kugel von 75 Pfund.

Die Nachtigall oder Sängerin schoß eine 50pfündige Kugel.

Die Viertelsbüchse, Quartana, Karthaune, schoß eine Kugel von 25 Pfund.

Die Karthaune blieb jedoch unter den groben Geschützen das gebräuchlichste, und bald gab sie dem ganzen Geschlecht den Namen. So hatte man verstärkte und doppelte Karthaunen, welche 40 bis 50 Pfund Eisen schossen, Dreiviertel- und halbe Karthaunen von sechszehn- bis achtzehn- und zwölfpfündigem Kaliber.

Man muß es wirklich bewundern, wie schnell die alten Büchsenmeister, ununterstützt von einer geläuterten Wissenschaft und fast ohne mechanische Mittel, lediglich mit Hilfe ihrer gesunden Sinne zu richtigen Ansichten im Geschützwesen gelangten. Das Rohr einer Karthaune z. B. war etwa 17 Kaliber lang, das ist 17 Durchmesser der Eisenkugel, welche sie schoß; ihre Metallstärke war, am Stoß gemessen, d. h. hinter dem Zündloch, vollgütig, d. i. so stark als ein Kugeldurchmesser, so daß der Durchmesser des

Rohres hinten dreimal die Dicke der Kugel betrug. An der Mündung gemessen, betrug die Metalldicke einen halben Kugeldurchmesser. Das Stück wurde geladen mit einer Pulvermenge, welche dem halben Gewichte der Kugel gleich kam. Die neuere Artillerie hat an all diesen Verhältnissen nur wenig abzuändern gefunden. Ein Vierundzwanzigpfünder z. B. ist heute noch 18 Kaliber lang, am Zündloch gemessen 3 Kaliber dick und erhält eine halbkugelschwere Pulverladung. Die Feldstücke sind wohl etwas, doch nur wenig leichter gehalten, dafür aber hat die Pulverladung jetzt nur das Drittheil oder drei Achtel des Gewichtes der Kugel.

Eine zweite Gattung der Vestungs- oder Wallstücke bildeten die Wurfgeschütze, **Böller**, **Mortajo**, **Mortier**, **Meerthier**, bisweilen auch **Narren** genannt, weil sie, „gleich den Narren, mit Steinen warfen.“ Ihre Geschosse nämlich waren **steinerne** Kugeln von zehn Pfund bis zu zwei Zentnern.

„Solche Steinkugeln gehen durch alle Gewölb und erschrecken die Leute säuberlich, zuvor, wenn ihrer acht oder zehn um einen Tisch sitzen und fällt ein Stein von Zentnerschwere durch alle Dächer und Böden ein, mitten auf den Tisch in Pfeffer oder Kraut, so macht es sehr bleiche Nasen.“

Außer den Steinballen warf man aus den Böllern auch künstliche Brand- und Sprengkugeln. Der Gebrauch der Bomben (eisernen Hohlkugeln) fällt jedoch in eine etwas spätere Zeit.

Die größeren Wurfstücke waren auf Stühlen befestigt, die kleineren aber wurden in den Erdboden gegraben und mittelst hölzerner Keile in ihre richtige Lage gebracht; dem Geschoß suchte man eine Anfangsrichtung von 45 Graden gegen den Horizont zu geben.

Ein großer hundertpfündiger Böller, d. h. der 100 Pfund Stein warf, wog 50 Zentner und brauchte zum Fortschaffen vierzehn Pferde.

Die **Feldstücke** zeichneten sich aus vor den Vestungsstücken durch eine verhältnißmäßig größere Länge des Rohres, welche 30 bis 34 Kaliber oder Kugeldicken betrug. Die Stücke hießen darum **Schlangen**, **Colubrinen**. Durch die bedeutende Länge wollte man einen weiten und sicheren Schuß erlangen, was sich auch bewährt hat. Allein die größere Schwere des Rohres und die Umständlichkeit des Ladens waren Übelstände, welche jenen Vorzug überwogen. Zur Zeit des siebenjährigen Krieges hat man darum die Feldschlangen verworfen und die jetzigen sechszehn bis achtzehn Kaliber langen Feldstücke eingeführt.

Der Feldschlangen aber waren vorzugsweise vier Gattungen. Die stärkste, der **Drache**, die **Rothschlange**, schoß eine sechszehn- bis achtzehnpfündige Kugel, und erhielt, wie alle Karthaunen und Schlangen, halbkugelschwere Pulverladung; das Rohr wog zwischen fünfzig und sechszig Zentner. Zur Bespannung gehörten achtzehn Pferde, und zu einem Wagen mit hundert Kugeln vier Pferde.

Die einfache Schlange war ein Achtpfünder von ähnlichen Verhältnissen wie die obige.

Die Halbschlange, auch Falke, Falkon genannt, schoß vier bis fünf Pfund Eisen; das Rohr war bis 34 Kaliber lang und wog 15, auch 16 Zentner. Es wurde auf seiner Laffete (Lade, wie das alte Wort hieß) transportirt, welche an einen Protzwagen gehängt und mit sechs Pferden bespannt ward.

Das Falkonet schleuderte eine Bleikugel von zwei Pfund, und wog 10 bis 12 Zentner; die Laffete hatte keinen Protzwagen und zur Bespannung dienten drei bis vier Pferde.

Diese beiden Gattungen, die Halbschlange und das Falkonet, machten die Mehrzahl der Feldgeschütze aus. Unter Karl V nahm man bereits an, daß bei einem wohleingerichteten Heere zwei bis drei Feldgeschütze auf jedes Tausend der Mannschaft in Anschlag gebracht werden sollten. Man rechnete, daß ein Geschütz des Tages dreißig bis sechsunddreißig Schüße thun könne und gab ihm einen solchen viertägigen Munitionsvorrath mit.

Bei der Feldartillerie wurden auch Wurfgeschütze mitgeführt, welchen man höchst abentheuerliche Namen beigelegt hatte, als Sau, Affe, Äffin, Bauer, Ochs, Wildemann; sie waren etwa vier Fuß lang, wogen an zwei Zentner und schossen zehn Pfund Stein; auch schleuderte man aus denselben sogenannten Hagel, d. i. einen Haufen Kieselsteine, Flintenkugeln, gehacktes Eisen. Aus diesen Kammerstücken sind die späteren Haubitzen entstanden, welche den gleichen Zweck haben, nur etwas kürzer und leichter in ihren Maaßen gehalten sind. Ursprünglich hieß das Wort Haufnitz, wahrscheinlich von Häufniß, weil vorzugsweise ein Haufe von Geschossen (Hagel) daraus geschleudert werden sollte. Für Hagel ist in ziemlich neuerer Zeit erst das Wort Kartätschen aufgenommen, nach dem italienischen **scartozzo** (etwas auseinandergestreutes). Das französische Wort **mitraille** ist dem italienischen **metraglia** (zerbröckeltes Erz) nachgebildet.

Überhaupt hat die Geschützkunst von den Wälschen mancherlei Namen sowohl als Einrichtungen entlehnt, das Wort **Artigleria** unter andern ist von ihnen nach dem lateinischen **Ars** (Kunst) gebildet worden. Aus **Mazzicana** (geschmiedetes Rohr) wurde das deutsche Scharfmetze gebildet, wie aus **Quartana** (Viertelsmetz) die Karthaune. Die Ableitung des Wortes Kanone dagegen ist etwas zweifelhaft: möglich, daß es rein das griechische Kanon sey, was soviel bedeutet als Regel, da beim Geschützwesen, von Anfang an, etwas Regelrechtes, Mathematisches herrschend war. Doch könnte es auch durch Zusammenziehen entstanden seyn, die Doppelkarthaune (Nachtigall), hieß auch **Duplicana**, oder bei den Deutschen kurzweg Kana, und dies könnte man auf die Gesammtheit der langen Geschütze übertragen haben. Die Wälschen ihrerseits haben auch manche deutsche Namen aufgenommen, z. B. **Boluardo**, **Boulevard** aus Bollwerk, **Obus** aus Haufnitz rc.

Neben den Genannten unterschied man noch eine Gattung, sogenanntes Kleingeschütz; es diente vorzüglich der Besatzung zum Gebrauch auf Mauern und hohen Wehren, auch bei Ausfällen.

Das Scharfentinle, die kleinste Geschützsorte, wog etwa zwei Zentner, war sechs bis sieben Fuß lang und schoß eine Bleikugel von einem halben Pfunde.

Kleine gegossene Kammerstücke, zwei bis drei Schuh lang, eine sechs- bis achtpfündige Kugel schießend. Das ganze Hintertheil des Rohres, die Kammer oder den Pulversack und das Lager für das Geschoß einbegriffen, war zum Auswechseln eingerichtet. Es ward auch Hagel aus diesen Röhren geschossen.

Sodann die Reihe der Wallbüchsen, welche nicht mehr auf Laffeten ruhten, vielmehr nach Art der Handbüchsen geschiftet, und auf hölzerne Böcke gelegt wurden.

Kurze Rohre (Musquetons), anderthalb Schuh lang mit einer Seele von einem Zoll Durchmesser, sie wurden mit zwölf bis fünfzehn Handbüchsenkugeln zumal geladen, und sollte vorzüglich dienen, unter die Stürmenden gefeuert zu werden.

Doppelhacken, Büchsen zu achtlöthigen Kugeln, vier Fuß lang, und von der Schwere, daß ein Maun sie noch zu handhaben vermochte. Das Rohr trug an seiner vordern Hälfte unten einen Ansatz (ein Winkelstück), womit es auf ein Querholz in der Brustwehr gelegt ward, damit der gewaltige Rückstoß aufgehalten werde.

Einfache Hacken, welche vier Loth Blei schossen, halbe Hacken, Ziel- und Pirschbüchsen, wie beim Fußvolk gebräuchlich.*)

Was die persönlichen Verhältnisse bei der alten Artillerie anlangt, so zeigten diese, wie überhaupt das ganze Wesen dieser Waffengattung, geringe Ähnlichkeit mit den beiden andern.

Der oberste Befehlshaber hieß Feldzeugmeister. Seinen Rang nach dem Feldmarschalken einnehmend, war er der dritte Generaloffizier im Heere, und in der Regel ein Mann fürstlicher Abkunft.

Sold und Staat des Feldzeugmeisters betrug im sechszehnten Jahrhundert:

---

*) Dem ganzen oder einfachen Hacken mangelte der Ansatz zum Auflegen, es ist darum auch nicht anzunehmen, daß der Name Hackenbüchse von jenem Hacken herrühre, den nur der eine, der Doppelhacken trug. Ziemlich wahrscheinlich ist die ursprüngliche Benennung Haagbüchse gewesen, so viel als Wallbüchse, was jetzt noch gebräuchlich, denn Haag ist im alten Deutschen gleichbedeutend mit Wall. Gewiß irrig ist es aber, daß der Name von dem Gabelstock herrühre, dessen die Schützen in dem niederländischen und im dreißigjährigen Kriege sich zum Auflegen bedienten, weil der alte Name lange vor der Anwendung jenes Stockes vorhanden war, und weil man im Deutschen niemals „Gabel" und „Hacken" verwechselt hat.

Auf seinen Leib 100 Gulden; auf je sechs gerüstete Pferd, ein Troßpferd. Wo es Nothdurft in fremden Landen ein Dollmetsch.

Item. Einen Kammer- und einen Küchenwagen mit acht Pferden und vier Personen.

Item. Ein Koch, sechs Trabanten, ein Kaplan, ein Jung zu der Fußknechtsrüstung.

Item. Sein eigen Spiel, ein Zeugschreiber, sein Gegenschreiber, ein Pfennigmeister oder Zahlschreiber, ein Wundarzt, ein Feldscherer.

Den beiden Schreibern, dem Pfennigmeister und dem Wundarzt, jedem ein Pferd und einen Wagen nach Bedarf.

Zeugmeister folgten dem Heere in der Regel keine. Diesen Namen führten Oberoffiziere, denen der Befehl über ein Zeughaus anvertraut war, und welche meistens eine Stimme als Kriegsräthe hatten.

Der Feldzeugmeister hatte seinen Leutenant, einen Offizier, welcher im Rang eines Landsknechtshauptmannes stand, ein Pferd, einen Jungen und zwei Trabanten in der Musterung passiren lassen durfte.

Subalternoffiziere nach dem jetzigen Begriffe gab es bei der „Arkeley" eigentlich keine. Zwar hatten die Zeugwarte solchen Rang, doch ihr Dienst glich eher dem von Adjutanten des Feldzeugmeisters. Ein Zeugwart bezog vier Sold, hatte ein gemustert Pferd, einen Jungen und einen Schreiber.

Ihnen untergeben waren die Zeugdiener. Die von Adel hatten vier Sold, ein Pferd und einen Jungen, die nicht von Adel drei Sold und ihrer zwei einen Jungen.

Eine eigenthümliche Stelle nahmen die Büchsenmeister ein. In der heutigen Artillerie wenigstens findet sich nicht wohl ein Amt, das einigermaßen dem ihrigen entspräche. Jedem der großen „Mauerbrecher" waren zwei, drei Büchsenmeister zugeordnet, welche das Abmessen der Ladung, das Richten des Geschützes, den eigentlichen Batteriedienst besorgten oder überwachten. Zwischen ihnen und dem Feldzeugmeister gab es weiter keine kommandirende Offiziere. Diese Büchsenmeister allein nur besaßen eigentliche Kenntniß der Geschützkunst, die sie allerdings, dem Geiste ihrer Zeit gemäß, mit der wichtigen Geheimnißthuerei eines streng geschlossenen Zunftwesens umschleierten.

Kleinere Feldstücke zu bedienen erachteten die Büchsenmeister unter ihrer Würde, dies Geschäft besorgten die Schützen, Schlangenschützen, Falkonetschützen 2c., je einer auf ein Stück; es waren diese gewissermaaßen die Adepten, die Geheimschüler der Büchsenmeister.

Die Schützen erhielten nur Doppelsold: ein Büchsenmeister aber ward mit drei-, vierfachem Sold und noch höher bezahlt, je nach dem Werth und selbst nach dem Ruf des Mannes.

Diejenigen Büchsenmeister, welche die Bedienung der großen Wurfgeschütze

besorgten, hießen Feuerwerker, weil sie in der Kunstfeuerwerkerei erfahren seyn mußten. Außer den Büchsenmeistern oder Schützen bestand die Bedienungsmannschaft der Geschütze lediglich aus Handlangern.

Wenn bei Aufrichtung eines Kriegsregimentes das Kriegsheer, bei hinreichendem Geld, leicht im Stande war, durch Werbung in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich die nöthigen Fußknechte und Reisigen zu beschaffen, verhielt es sich doch anders mit der Arkeley. Selbst die Kaiser hatten selten die erforderliche Zahl von Stücken und fast niemals die nöthigen Büchsenmeister; sie bezogen dieselben leihweise aus befreundeten Städten, wo überhaupt die Kraft und das Mark des alten Reiches ruhte. Orte wie Straßburg, Ulm, Augsburg u. s. w. besaßen ihre wohlversehenen Zeughäuser und unterhielten eigne tüchtige Büchsenmeister, welche die edle Geschützkunst pflegten und förderten. Wenn es irgend erlaubt ist, einer Erfindung das Beiwort national zuzulegen, so wird man die Geschützkunst recht eigentlich eine deutsche Kunst nennen müssen, auch abgesehen davon, daß die immerhin zufällige erste Erfindung diesem Lande angehört. Die Vorliebe der Deutschen für das Büchsenschießen, ihre anerkannte Gewandheit in Behandlung der Schießwaffen sind selten durch Regierungsmaaßregeln begünstigt worden, im Gegentheil haben, von Anfang an, viele kaiserliche und provinzielle Verordnungen die Verbreitung der Büchsen, des Mißbrauches der Wilderei wegen, zu hemmen gesucht; ähnlich, wie im fünfzehnten Jahrhundert viel gegen den Gebrauch der Armbrust geeifert worden.

Verbunden mit der Arkeley war das Schanz- und Brückenwesen. Von hieher gehörigen Ämtern mögen angeführt werden:

Der Schanzmeister, jetzt etwa der Kommandant der Pioniere; denn das Herstellen von Wegen und Brücken, die Ausführung aller Schanzarbeiten standen unter seinem Befehl. Seine Besoldung war die eines Hauptmanns der Fußknechte, dazu hielt man ihm zwei Trabanten, zwei Pferde und einen Jungen. „Alte wohlgeniete Büchsenmacher sind gut zu diesem Amt, die wissen nach Vortheil zu schanzen."

Einem jeden Artilleriezug war ein Haufe von etlichen hundert Schanzbauern mit dem Schanzbauernhauptmann zugetheilt. Die Schanzbauern theilten sich in Rotten und hatten Sold wie die Fußknechte. Führten auch ihr Fähnlein, jedoch ohne besonderen Fähndrich.

Der Geschirrmeister. Aus alten kriegskundigen Fuhrleuten erwählt, je einer über etwa 200 Pferde. Sie sollten beurtheilen können, ob Brücken und Wege zu passiren wären, mußten wissen Wägen und Stücke im Lager und in der Schanz aufzufahren, oder dieselben zur Vertheidigung in eine veste Wagenburg zu ordnen.

Auf acht Pferde rechnete man zwei Fuhrleute und einen Handknecht.

Auf- und Abladen der großen Büchsen und anderer schwerer Stücke war das Amt der Schneller, deren je acht eine Rotte bildeten, mit einem

Schnellerzeugmeister an der Spitze. Überall, wie man sieht, die altväterische Umständlichkeit.

Mit dem Dienst des Profoßen der Arkeley verhielt es sich wie mit dem Profoßen der Reisigen. Sein Hauptgeschäft war das Beaufsichtigen der Marketender und Sudler. Ihm und dem Proviantmeister war zur besondern Pflicht gemacht, zu sorgen, daß die Arkeley-Personen stets mit dem Nöthigen in dieser Beziehung versehen seyen, damit sie keinerlei Veranlassung hätten, ihre Stücke zu verlassen, bei denen sie stets zu finden seyn sollten.

Mancher „wohlgenietete" Büchsenmeister wird ob dieser Vorsorglichkeit bei sich gelächelt haben, denn auch in der Verpflegungskunst sind die Konstabler stets wohl erfahren gewesen; heut zu Tage wenigstens hat man die Überzeugung, daß wenn in einem Feldzug die Artillerie einmal darbt, es bei den andern Waffen längst schon bitter übel bestellt seyn muß.

Steckenknechte hatte der Arkeley-Profoß so wenig als der Profoß der Reisigen, und zwar wohl aus ähnlicher aristokratischer Prätension. War dem Profoßen ein Übelthäter übergeben, so hatte er ihn nur so lange an einen Wagen schmieden zu lassen, bis der Feldzeugmeister über dessen Prozeß und Aburtheilung durch das gemeine Kriegsgericht Vorsehung getroffen. Dies war eine von den Freiheiten der Arkeley, deren sie noch mehrerer sich erfreute. So ist unter andern ihre Batterie oder ihr Park eine Freistätte gewesen für verfolgte Übelthäter.

In einer alten Arkeley-Ordnung heißt es: „Item, so Einer im Feldlager Einen entleibt, ehrlich, ohne Fürsatz, und fleucht zu der Arkeley, begehrt Freiheit, die soll ihm gegeben und gehalten werden; es wäre denn der Beschädigte oder Entleibte des Thäters Oberst oder Hauptmann. Zur Bekräftigung solcher Freiheit, wär Sach, daß Jemand dawider gewaltig Eingriff thäte, so seyen alle Arkeley-Personen ihrer Pflichten und Eide ledig und mögen mit Ehren ziehen, wohin sie gelüstet, es wäre dann, daß solcher Verlezer der Freiheit darum um sein Haupt gestraft würde, dann sollen sie an solcher Strafe ersättiget seyn, und ihre gethane Pflicht halten."

Doch auch für Rechte und Freiheiten, welche weniger glänzend in der Form, dafür das solidere Verdienst hatten, einträglich zu seyn, auch für solche hat die Artillerie sich stets empfänglich erwiesen.

Lange war es ein wohlbegründetes Herkommen, daß, wo ein Schloß oder eine Stadt mit Sturm oder sonst nach starker Bedrängniß durch das Geschütz eingenommen wurde, dem Arkeley-Personal ein ansehnlicher Theil der Beute zugeschieden werden mußte. Dem Feldzeugmeister gehörte alle Munition, Büchsen, Pulver und Kugeln, dazu alle genommene Wehr und Waffen; oder der Kriegsherr hatte dieses um billigen Anschlag bei ihm auszulösen. Den Büchsenmeistern fiel als Loos zu, alles Pulver und die Kugeln, so noch in den Stücken waren, die angebrochenen Pulverfäßlein und die

größten Sturmglocken des eroberten Ortes. Des Schanzmeisters waren alle Schanzkörbe, das Reißig und alles Holzwerk, so nicht mit hergeführt worden. Den sämmtlichen übrigen Amtsleuten und den Knechten gebührte ein ansehnliches Geschenk, zum mindesten im Betrag eines Monatsoldes.

Das Reichsheer.

Eine bewaffnete Macht stets bereit zu haben zur Wahrung des Landfriedens, zum Schutz des Eigenthumes, zur Sicherheit des Verkehres, so wie zum Trutz nach Außen, dies ist in Deutschland, einen großen Theil des Mittelalters hindurch der Zweck vielfacher Bestrebungen und mancherlei Bündnisse gewesen: so der alten Hansa, so des schwäbischen Städtebundes, der gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts aufgerichtet worden.

Einheit und Bereitschaft in das Kriegswesen zu bringen, war auch das Ziel Maximilians I, als er den, seiner Zeit mächtigen schwäbischen Bund gestiftet, welcher nach und nach eine Vereinigung aller Streitkräfte der gesammten Reichsritterschaft herbeiführen sollte.

Solche Ausdehnung des schwäbischen Bundes konnte allerdings bei den hochgehenden Plänen des Kaisers in manchem Sinn bedenklich werden, und der Widerstand, den ihr Kurpfalz mit Erfolg entgegengesetzt, muß darum wohl gerechtfertigt erscheinen.

Doch als erfreuliches Resultat all dieses Auf- und Gegenstrebens darf man glücklicherweise die treffliche Kreisverfassung des Reiches begrüßen, welche bald nach Errichtung des schwäbischen Bundes zu Stande gekommen, und welche geeignet war, den Anforderungen neuer Zeitverhältnisse volle Genüge zu leisten.

Aufbringen und Unterhalt des Reichsheeres, Wahrung des Landfriedens vermittelst dieses Heeres und der Reichsexekutionsordnung, Vertheidigung des Reiches gegen äußere Feinde, Unterhalt der Reichsgerichte, dies war das Feld für die Thätigkeit der Kreise, deren Jeder für sich seine Angelegenheiten nach eigener ständischer Verfassung ordnete.

Im Jahre 1500 hatte man sich zuerst über eine neue Eintheilung des Reiches in Provinzen verständigt, und errichtete sechs Kreise: Baiern, Franken, Schwaben, Oberrhein, Westphalen und Niederrhein, Sachsen. Doch wollte das Werk nicht lebenskräftig werden und zwölf Jahre später führte man einen andern Bau auf, der im Ganzen auch stehen blieb bis 1806. Die

zehn Kreise dieser neueren Eintheilung waren: Östreich, Kurrhein oder Niederrhein, Burgund, Oberrhein mit Elsaß und Lothringen, Schwaben, Baiern, Franken, Obersachsen, Niedersachsen, Westphalen.

Zum Reiche gehörten ferner die deutschen Lehen Böhmen, Schlesien, Mähren, die Lausitz und Glatz. Die unmittelbaren Herrschaften Jeger Kniephausen, Mümpelgard. Die italienischen Lehen: Mantua, Kastiglione und Solferino, Parma, Piacensa, Guastella, Modena, Mirandola, Novellara, Massa und Karara, Genua und Piemont, Toskana, Kommasto, Savoyen, Bologna und die Mark Ankona. Dies waren im Jahre 1512 die Länder des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation."

Nachdem die altdeutsche allgemeine Heerfolge außer Übung gekommen, blieb diese Pflicht einer Zahl einzelner Reichsglieder, welche darum nicht immer Reichsstände seyn mußten, wohl aber waren sie eben durch diese Pflicht Kreisstände.

Die Mannschaft, welche die Glieder eines Kreises stellten, bildete das Kreiskontingent. Dies bestand lange Zeit nur aus Reisigen und Fußvolk, während das Geschütz und die Büchsenmeister von Fürsten und Städten nach besonderer Vereinbarung geliefert wurden. Manche Reichsglieder hatten sich bedungen, ihren Heeresantheil in Geld zu stellen. Es geschah dies nach sogenannten Römermonaten; ein Ausdruck aus den Zeiten, wo die deutschen Kaiser zur Krönung über die Alpen zogen. Der Monatsbetrag für einen Fußknecht war vier Gulden, für einen Reisigen zwölf Gulden, also nur der einfache Sold. Die übrigen Kriegskosten mußten nach dem „gemeinen Pfennig" umgelegt werden.

Im Verlauf der Zeit jedoch hatte jeder Kreis sich seinen eigenen Militärstaat gebildet, aus Generalität, Verwaltung, Regimentern, Schwadronen, Batterien und so fort bestehend, wie noch heut zu Tag. Doch war die Beitragspflicht immer noch den einzelnen Reichs- oder Kreisgliedern nach dem alten Fuß verblieben.

Der Austheiler, oder die Reichsmatrikel, wie man ihn nannte, ist endlich unter Karl V auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1521 vereinbart worden, und von hier an kann man erst sagen, daß die Reichsverfassung in rechte Wirksamkeit getreten sey. Nach diesem Wormser Matrikel machten die einfachen Reichskontingente, das Simplum, ein Heer von 28,000 Mann zu Fuß und 12,000 Pferden.

In jedem Kreis stand an der Spitze der Geschäfte ein Direktorium und als dessen Organ ein oder zwei „kreisausschreibende Fürsten", dies war der Bischof von Konstanz und der Herzog von Würtemberg für den schwäbischen Kreis, der Bischof von Worms und der Pfalzgraf von Simmern im oberrheinischen Kreis; in gemischten Kreisen immer ein katholischer und ein protestantischer Fürst.

Die Kreisstände ernannten einen Kreisobersten als Befehlshaber ihres Kontingentes und verfügten unbeschränkt über Uniformirung, Verpflegung und Vertheilung dieser Truppen.

Die schwäbischen Stände hielten regelmäßig jedes Frühjahr einen Kreistag, Kreiskonvent, dessen Sitz anfänglich in verschiedenen Orten wechselte, später jedoch in Ulm verblieb.

Der Reichstag konnte ein doppeltes, dreifaches Kontingent ausschreiben, und im Jahre 1702 wurde bestimmt, daß dieses „Triplum" oder 120,000 Mann die Stärke des Reichsheeres in Kriegszeiten seyn sollte. Während der Revolutionskriege aber ist das Kontingent auf das fünffache gestellt worden.

Durch die Gliederung des Reiches in zehn Kreise, und die Abtheilung des Heeres in zehn Kontingente oder Armeekorps war das Aufbringen dieses Heeres selber, im Vergleich mit dem früheren Zustand, merklich vereinfacht worden. Dennoch hatte übelverstandenes Interesse, oder offener böser Wille immer noch Spielraum genug, seine schlimme Wirkung zu äußern, bevorab seit den Kriegen der Reformationszeit, welche Deutschland auf dreihundert Jahre hinaus in zwei religionsfeindliche Lager gespalten hatten, in denen böser Argwohn durch falsche Nachbarn stets auf der Lauer erhalten wurde. Schon die Wahl des Oberbefehlshabers ist dadurch ein häckeliches Geschäft worden, an dem oft ganze Unternehmungen zu Grunde gingen. Bisweilen ernannte man hiezu den römischen König, das ist den muthmaaßlichen Nachfolger des Kaisers. Im Jahre 1500 ward der Oberbefehl dem Pfalzgrafen Albrecht übertragen, im Jahre 1541 bei dem Zug wider den Türken hatte denselben Graf Friederich zu Fürstenberg, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts führte diesen Oberbefehl der gefeiertste aller Reichsgenerale, der Markgraf Ludwig von Baden.

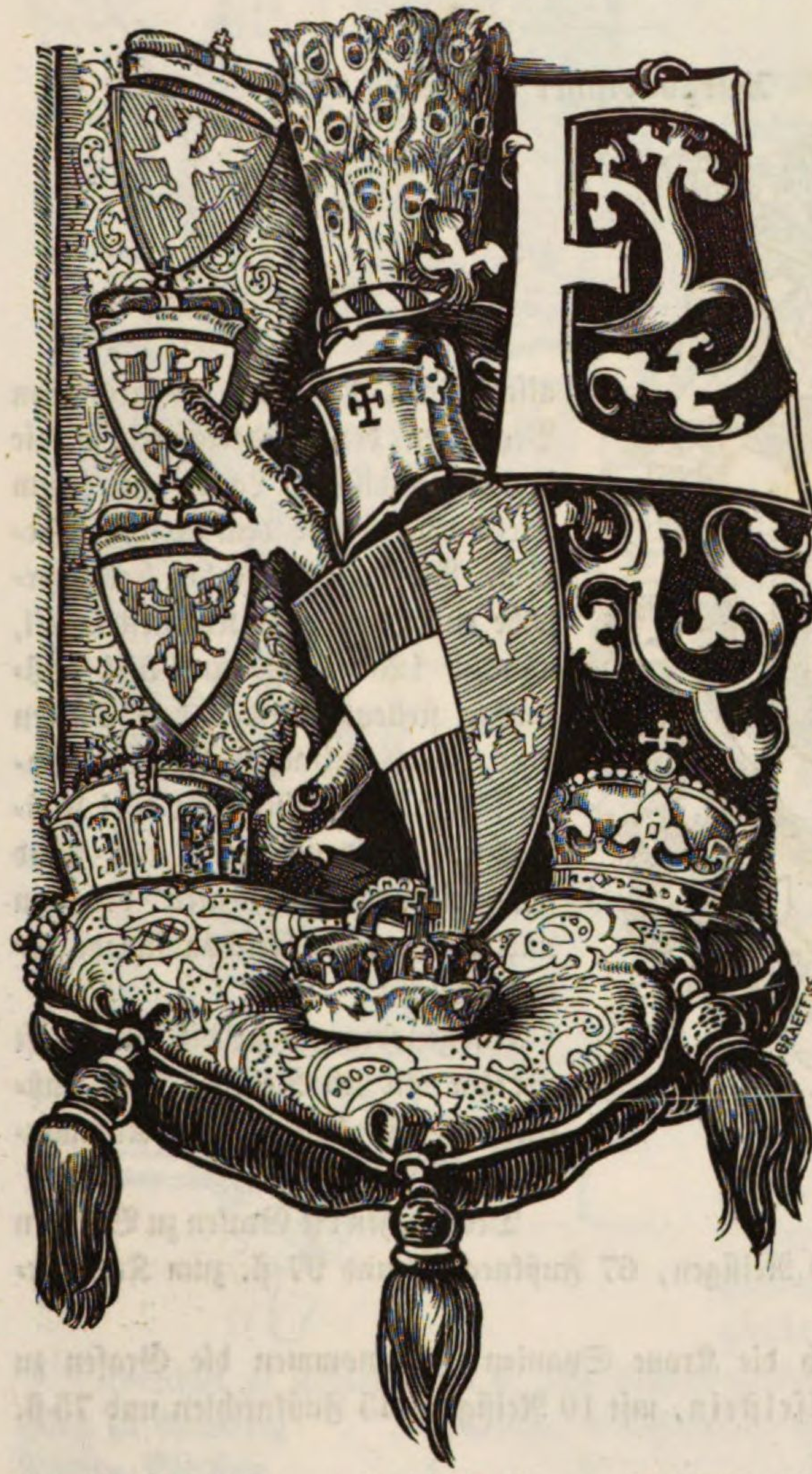
Die alte Markgrafschaft Baden war dem größeren Stück nach dem schwäbischen Kreis zugetheilt und stellte dahin ihr Kontingent. Die überrheinischen Lande aber zählten zu dem oberrheinischen Kreis. Die jetzigen untern Landestheile sind theils dem beiden rheinischen, theils dem fränkischen Kreis einverleibt gewesen.

Nachfolgender Auszug aus dem ehemaligen Reichsmatrikel gewährt eine gute Einsicht in die eigenthümlich verflochtene Zusammensetzung des alten Reichsheeres:

Kontingente des Reichsheeres

nach der Matrikel von 1521.

Östreichischer Kreis.



Erzhaus Östreich, obwohl an sich vom Reichsanschlag, vertritt dennoch freiwillig zwei Kurfürsten. Den alten Kurfürstenanschlag zu 60 Reisigen und 277 Fußknechten angenommen, oder in Geld, den Reisigen zu 12 fl., den Fußknecht zu 4 fl. den Monat, im Ganzen 1828 fl. Ferner den Beitrag zum Reichskammergericht mit 450 fl.

An der doppelten Leistung waren betheiligt: Östreich ob und unter der Ens mit 1218 fl. Tyrol desgleichen mit 1218 fl. Kärnthen, Steyer und Krain desgleichen mit 1218 fl.

Bisthum Trient ward von Tyrol gegen das Reich vertreten mit 14 Reisigen, 91 Fußknechten, zum Kammergericht trug es bei 60 fl.

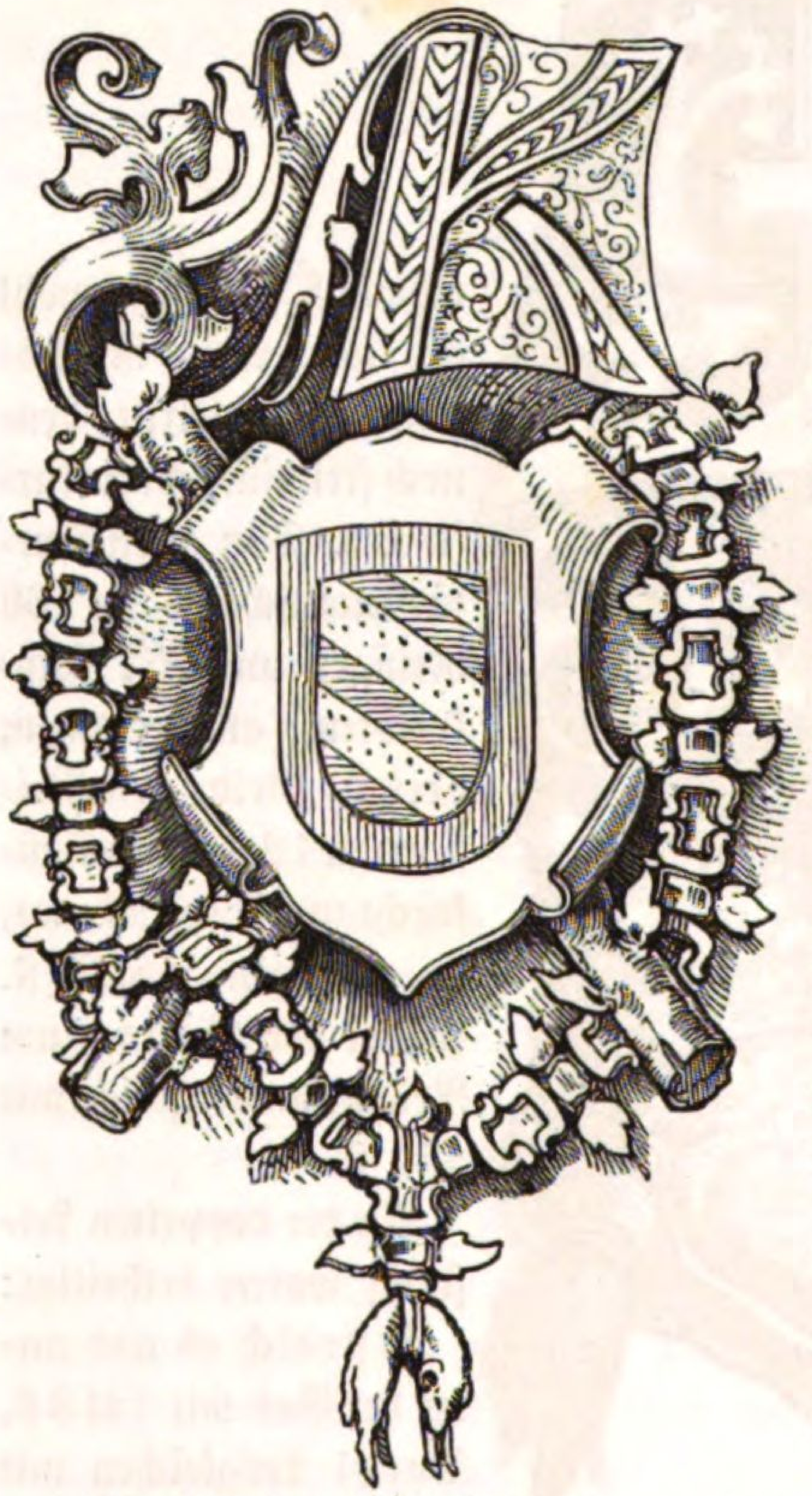
Bisthum Brixen ebenfalls von Tyrol zu dem gleichen Anschlag vertreten.

Dietrichstein, wegen der Herrschaft Traft, gab an Geld 76 fl. und zum Kammergericht 16 fl.

Die Fuggersche Grafschaft Kirchberg durch Tyrol vertreten mit 1 Reisigen, 1 Fußknecht und 20 fl. zum Kammergericht.

Stadt Konstanz ward von Östreich eximirt und vertreten mit 3 Reisigen und 50 Fußknechten. Gab zum Kammergericht 62 fl.

Burgundischer Kreis.



Kaiser Karl V. hatte die sechszehn Provinzen der Niederlande, so die hochburgundischen Lande zu einem Kreis vereint und dem Reiche angefügt. Als Reichsanschlag hatte derselbe einen doppelten Kurfürstentheil, nämlich 120 Reisige und 554 Fußknechte stellen. Wider den Türken aber einen dreifachen Kurfürstenantheil oder 180 Reisige und 831 Fußknechte. Übrigens sollte das Land seine eigenen Privilegien behalten und nicht an die Reichsabschiede gebunden seyn.

Ausgenommen war die Grafschaft Breda mit 20 Reisigen, 90 Fußknechten und 148 fl. zum Kammergericht.

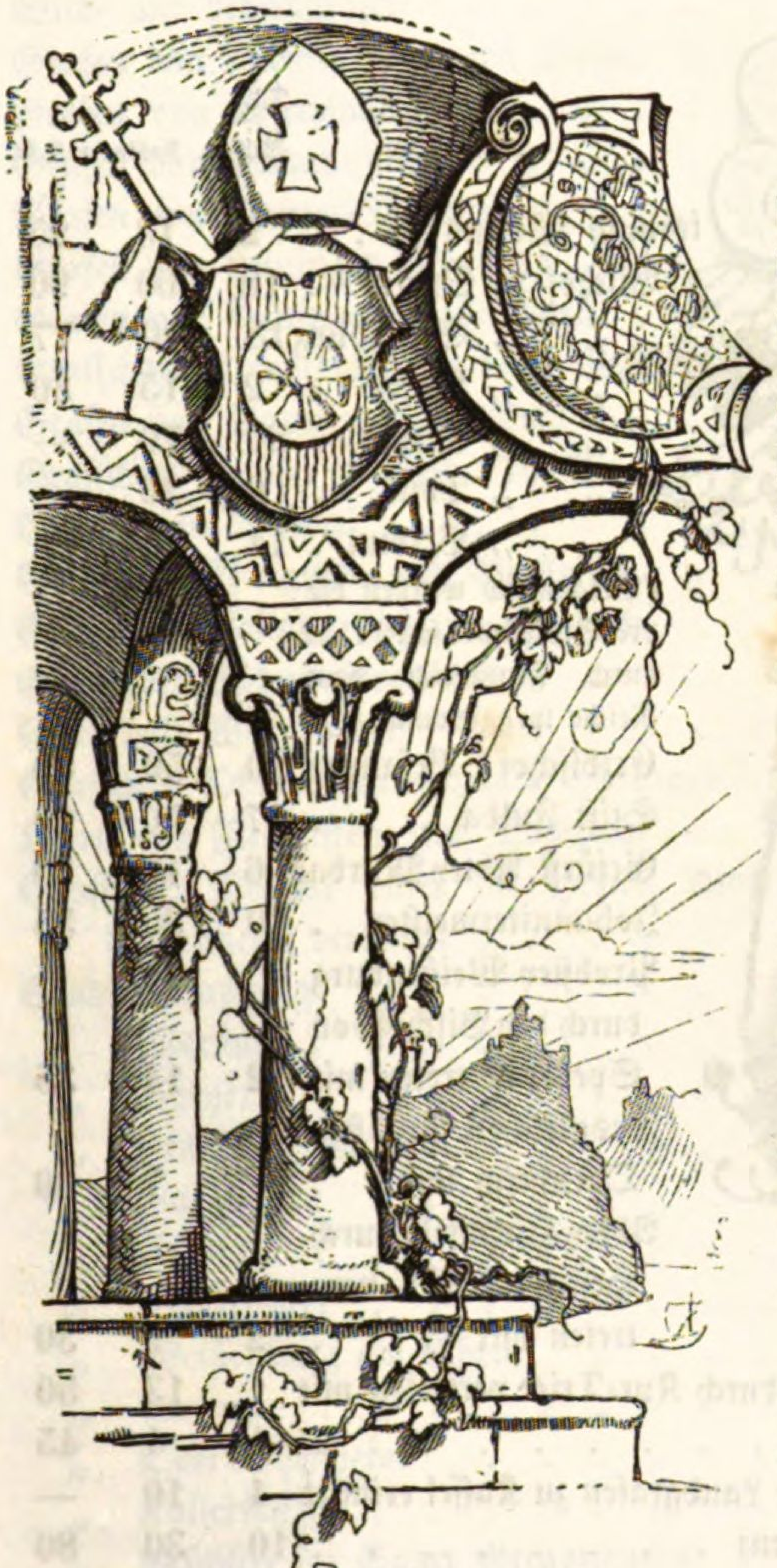
Desgleichen die Grafen zu Bergen und Wallheim mit 10 Reisigen, 67 Fußknechten und 97 fl. zum Kammergericht.

Ferner wurde durch die Krone Spanien ausgenommen die Grafen zu Egmont, Herren zu Isselstein, mit 10 Reisigen, 45 Fußknechten und 75 fl. zum Kammergericht.

Ferner die Grafen von Horn.

Allein schon in Folge des Krieges der Niederlande gegen Philipp II. ist das Verhältniß des burgundischen Kreises zum Reich wesentlich geändert worden.

Kurrheinischer Kreis.



Chur-Mainz 60 Reisige, 277 Fußknechte, und zahlte zum Kammergerichte 300 fl.

Kur-Trier 60 Reisige, 277 Fußknechte, zum Kammergericht 300 fl. Später hat die Ritterschaft sich mit einem Drittheil abgesondert.

Abtei St. Marimen 3 Reisige, 22 Fußknechte.

Grafschaft Virneburg 2 Reisige, 22 Fußknechte, zum Kammergericht 13 fl.

Kur-Köln 60 Reisige, 277 Fußknechte, zum Kammergericht 300 fl.

Grafschaft Neuenaar 2 Reisige, 4 Fußknechte, 10 fl. zum Kammergericht.

Grafschaft Reifferscheid 2 Reisige, 2 Fußknechte, 12 fl. zum Kammergericht.

Kurpfalz 60 Reisige, 277 Fußknechte, 300 fl. zum Kammergericht.

Probstei Selz 1 Reisiger, 3 Fußknechte, 24 fl. zum Kammergericht.

Komthur zu Koblenz 150 fl. zum Kammergericht.

Fürst zu Arenberg . .	2 Reisige,	6 Fußknechte,	39 fl. zum Kammergericht.
Nassau-Beilstein . . .	1 „	2 „	7 „ „ „
Grafschaft Niederysenburg	2 „	8 „	15 „ „ „
Stadt Gelnhausen . .	2 „	15 „	35 „ „ „

(ward von Kurpfalz und den Grafen von Hanau eximirt.)

Oberrheinischer Kreis.



	Reisige.	Fußkn.	z. K. G. fl.
Bisthum Worms . .	2	13	25
Bischof zu Speier .	18	60	90
" " Straßburg	18	100	77
" " Basel .	2	15	30
" " Metz . .	20	70	—
" " Toul . .	6	20	—
" " Verdun .	14	30	—
(Bekanntlich wurden die drei Bisthümer schon 1552 durch Frankreich dem Reiche weggenommen.)			
Erzbischof z. Besançon	20	50	60
Stift Fulda . . .	17	50	60
Gefürst. Abtey Murbach	6	19	30
Johannitermeister .	10	30	55
Probstey Weißenburg durch den Bischof von Speyer vertreten mit	2	14	35
Desgleichen Probstey Odenheim mit . .	—	7	30
Abtey Hirschfeld durch Hessen-Kassel vertreten mit	2	9	30
Abtey Prüm im Ardennenwald durch Kur-Trier vertreten mit	1	13	50
Abtey Münster	1	4	45
Äbtissin zu Kauffingen durch den Landgrafen zu Kassel eximirt	1	10	—
Pfalz-Zweibrücken wegen Veldenz	10	30	80
Pfalzgraf Lauterecf	2	4	80
Landgrafen zu Hessen	50	260	300
Herzog von Lothringen wegen Nomeny	40	$184\frac{2}{3}$	200
Herzog von Savoyen, ein Kurfürstenanschlag	60	277	300
Grafschaft Sponheim, der pfälzische Theil hat nichts besonderes beigetragen, der badische Antheil steht beim schwäbischen Kreis, der birkenfeldische Antheil . . .	$5\frac{1}{2}$	18	60
Fürsten zu Salm	2	4	15
Grafschaft Nassau	14	70	79

	Reisige.	Fußknechte.	z. K.G. fl.
Wild- und Rheingrafen	4	12	22
Grafen von Falkenstein wegen Daun	2	4	7
Grafen von Kriechingen	2	4	10
Grafen von Hanau-Lichtenberg	6	22	25
Grafen von Hanau-Müntzenberg	10	30	59
Grafen von Leiningen-Darburg	3	9	18
Grafen von Leiningen-Westerburg	2	4	16
Grafschaft Riepoldskirchen durch Falkenstein vertreten	1	4	15
Grafen von Daun zu Falkenstein	1	1	4
Grafschaft Bitsch, in Geld 176 fl.	—	—	32
Grafen von Waldeck	4	16	25
Grafschaft Königstein und Eppstein	4	13	30
Grafschaft Solms, Lich und Laubach	4	24	27
Grafschaft Solms-Braunfels	4	18	22
Grafschaft Wittgenstein	1	4	27
Grafschaft Ober-Ysenburg und Büdingen	6	24	24
Herrn von Fleckenstein und Dachstuhl	1	1	4
Grafschaft Olbruck durch die Herren Waldboten zu Bassenheim vertreten	1	1	—
Stadt Straßburg	25	150	275
" Worms	3	60	131
" Speyer	3	60	131
" Frankfurt am Main	20	140	250
" Hagenau	6	30	80
" Kolmar	4	30	80
" Schlettstadt	4	24	80
" Weißenburg am Rhein	2	22	56
" Landau	2	18	45
" Ober-Ehenheim	2	14	47
" Kaisersberg	2	15	25
" Münster im Sanct Gregorienthal	—	12	25
" Roßheim	1	3	25
" Türkheim	—	5	25
" Friedberg	—	12	32
" Wetzlar	—	8	17

Schwäbischer Kreis.



Bischof zu Konstanz giebt 7 Reisige, 30 Fußknechte, zum Kammergericht 60 fl.

Bischof zu Augsburg 21 Reisige, 100 Fußknechte, 70 fl. zum Kammergericht.

Abtey Kempten 6 Reisige, 20 Fußknechte, 90 fl. zum Kammergericht.

Probstey Ellwangen 5 Reisige, 18 Fußknechte, 65 fl. zum Kammergerichte.

Abtey Reichenau durch Bisthum Konstanz vertreten mit 2 Reisigen, 4 Fußknechten, 30 fl. z. K.-G.

Abtey Salmansweiler 4 Reisige, 64 Fußknechte und 125 fl. zum Kammergericht.

Abtey Weingarten 4 Reisige, 18 Fußknechte, 50 fl. zum Kammergericht.

Abtei Weißenau 2 Reisige, 14 Fußknechte, 60 fl. zum Kammergericht.

Abtey Maulbronn, durch den Herzog v. Würtemberg vertreten, 5 Reisige, 28 Fußknechte, 60 fl. z. K.-G.

Abtey Petershausen	4	"	6	"	30 "	"
Kloster Schussenried	2	"	14	"	50 "	"
Abtey Roggenburg	2	"	10	"	6 "	"
Probst zu Mettenhausen	1	"	3	"	20 "	"
Abtey Ochsenhausen	4	"	20	"	77 "	"
Abtey Königsbrunn, durch Würtemberg vertreten	1	"	10	"	52 "	"
Abt zu Marchthal	2	"	5	"	45 "	"

Abt zu Elchingen	3 Reisige,	13 Fußknechte,	90 fl. z. K.=G.
Abtey Münchenroth	1 „	8 „	30 „ „
Abt zu Auersberg	— „	10 „	12 „ „
Abtey Irrsee durch die Erbtruchsessen zu Waldburg vertreten . . .	1 „	4 „	6 „ „
Abtey Gengenbach	1 „	3 „	45 „ „
Abt zu St. Ulrich in Augsburg . .	— „	5 „	„ „
Abt zu Ursin	— „	14 „	30 „ „
Gefürstete Äbtissin zu Lindau . .	— „	5 „	37 „ „
Gefürstete Äbtissin zu Buchau . .	2 „	6 „	45 „ „
Äbtissin zu Rothenmünster . . .	1 „	4 „	30 „ „
Äbtissin zu Heppach	— „	5 „	5 „ „
Abtey Gutenzell	— „	5 „	5 „ „
Äbtissin zu Baind	— „	3 „	5 „ „
Balley Elsaß und Burgund . . .	3 „	31 „	150 „ „
Herzog zu Würtemberg *) . . .	60 „	277 „	300 „ „
Baden=Durlach	20 „	53 „	64 „ „
Baden=Baden, ganzer Anschlag **)	18 „	50 „	64 „ „
Grafsch. Eberstein, von Baden vertreten	4 „	16 „	4 „ „
Fürsten Hohenzollern wegen der Hälfte von Werdenberg u. Sigmaringen	4 „	12½ „	27 „ „
wegen Hechingen und Haigerloch .	6 „	20 „	48 „ „
Grafen von Helffenstein	2 „	— „	6 „ „
Grafen zu Öttingen, ganzer Anschlag	8 „	45 „	69 „ „
Grafen zu Fürstenberg wegen der Landgrafschaft Baar u. des Kinzigthales	6 „	30 „	69 „ „
wegen der Hälfte von Heiligenberg rc.	4 „	22½ „	— „ „
vertreten ferner Gundelfingen mit .	2 „	2 „	10 „ „
Grafschaft Lüpfen	4 „	18 „	22 „ „
Grafschaft Montfort	3 „	20 „	34 „ „
Grafen zu Sulz wegen des Kleckgaues	2 „	9 „	17 „ „
Grafen zu Zimmern	2 „	9 „	15 „ „
Grafschaft Tengen durch Sigmaringen vertreten mit	1 „	— „	3 „ „
Grafen von Königseck	— „	5 „	5 „ „
Ferner wegen Aulendorf	2 „	6 „	16 „ „
Erbtruchsessen zu Waldburg . . .	10 „	42 „	103 „ „

*) Unter diesem Anschlag waren gerechnet: die Grafschaft Mümpelgard, die Herrschaft Steußlingen, die Ämter Oberkirch und Ettenheim, so später bischöflich=straßburgisch, die früheren badischen Ämter Bösigheim und Mündelheim u. s. w.

**) Darunter ist die Grafschaft Sponheim begriffen mit 2 Reisigen und 20 Fußknechten.

Grafen von Hohen-Ems	1 Reisige,	2 Fußknechte,	— fl. z. K.-G.	
Herrschaft Brandeis wegen Blumegg	1 „	6 „	9 „	„
Grafen von Rechberg	1 „	2 „	— „	„
Grafen Fugger	4 „	15 „	— „	„
Herren zu Hohen-Geroltzeck . . .	1 „	2 „	3 „	„
Herren zu Grafeneck und Eglingen .	1 „	2 „	3 „	„
Herr Baumgarten zu Hohenschwangau	1 „	2 „	— „	„
Stadt Augsburg	25 „	150 „	250 „	„
„ Ulm	25 „	150 „	275 „	„
„ Eßlingen	5 „	46 „	152 „	„
„ Reutlingen	3 „	38 „	85 „	„
„ Nördlingen	5 „	50 „	162 „	„
„ Schwäbisch-Hall	6 „	55 „	15 „	„
„ Überlingen	6 „	60 „	116 „	„
„ Rothweil	3 „	61 „	70 „	„
„ Heilbronn	4 „	46 „	110 „	„
„ Schwäbisch-Gemünd . . .	3 „	35 „	75 „	„
„ Memmingen	4 „	50 „	156 „	„
„ Lindau	3 „	40 „	100 „	„
„ Dinkelsbühl	4 „	40 „	110 „	„
„ Biberach	3 „	40 „	90 „	„
„ Ravensburg	3 „	40 „	67 „	„
„ Kempten	3 „	30 „	60 „	„
„ Weil	1 „	12 „	5 „	„
„ Kaufbeuern	2 „	34 „	32 „	„
„ Wangen	2 „	14 „	40 „	„
„ Isny	2 „	14 „	50 „	„
„ Pfullendorf	2 „	20 „	37 „	„
„ Offenburg	— „	30 „	17 „	„
„ Donauwörth	2 „	28 „	54 „	„
„ Leutkirch	— „	10 „	37 „	„
„ Wimpfen	2 „	14 „	57 „	„
„ Giengen	1 „	12 „	30 „	„
„ Aalen	1 „	12 „	27 „	„
„ Gengenbach	— „	15 „	17 „	„
„ Zell am Harmersbach . .	— „	10 „	8 „	„
„ Buchhorn	— „	5 „	30 „	„
„ Buchau am Federsee . . .	— „	2 „	6 „	„
„ Bopfingen	— „	6 „	20 „	„
„ Konstanz, durch Östreich vertreten	3 „	50 „	62 „	„

Baierischer Kreis.



ayern, Kurfürst, 60 Reisige, 277 Fußknechte und zahlte zum Kammergericht 300 fl.

Erzbischof zu Salzburg 60 R., 277 F., 225 fl. zum Kammergericht.

Bischof zu Passau 18 R., 78 F., 75 fl. z. K.-G.

Bischof zu Freising 12 R., 80 F., 75 fl. z. K.-G.

Bischof zu Regensburg 8 R., 30 F., 27 fl. zum Kammergericht.

Probstey Berchtesgaden 2 R., 20 F., 45 fl. zum Kammergericht.

Abtey Waldsachsen 4 R., 24 F., 60 fl. z. K.-G.

Abtey Kaysheim 4 R., 60 F., 150 fl. z. K.-G.

Abtey St. Emeran zu Regensburg 2 F., 18 R., 32 fl. z. K.-G.

Äbtissin zu Niedermünster . . .	1 Reisiger,	3 Fußknechte,	10 fl. z. K.-G.
Äbtissin zu Obermünster	1 „	3 „	10 „ „
Pfalzgraf zu Neuburg	20 „	100 „	125 „ „
Herrschaft Stauf am Regen . . .	3 „	— „	19 „ „
Herrschaft Heydeck	5 „	7 „	„ „
Landgrafschaft Leuchtenberg . . .	6 „	14	50 „
Grafschaft Haag	4 „	10 „	30 „
Grafschaft Ortenburg	2 „	—	12 „ „
Herrn von Wolfstein	2 „	4 „	10 „ „
Herrn von Meichselrain	1 „	2 „	4 „ „
Grafschaft Sternstein	2 „	6 „	10 „ „
Herrschaft Breiteneck	1 „	2 „	— „ „
Stadt Regensburg	10 „	50 „	55 „ „

Fränkischer Kreis.

Bisthum Bamberg 30 Reisige, 182 Fußknechte, zum Kammergericht 212 fl.

Stift Würzburg 45 Reisige, 208 Fußknechte, 250 fl. zum Kammergericht. Erimirt das Stift Chomburg ꝛc. mit 1 Reisigen und 8 Fußknechten.

Stift Eichstädt 20 Reisige, 132 Fußknechte, 120 fl. zum Kammergericht.

Teutschmeister 19 Reisige, 55 Fußknechte, 90 fl. zum Kammergericht.

Brandenburg-Kulmbach und Onolzbach oder das Burggrafenthum Nürnberg, zusammen 34 Reisige, 156 Fußknechte und 250 fl. zum Kammergericht, wovon auf jeden der beiden Markgrafen die Hälfte.

Abtey Heilsbronn 2 R., 10 Fußknechte.

Sachsen-Gotha wegen der Herrschaft Römhild 3 Reisige, 10 Fußknechte, 50 fl. zum Kammergericht.

Gefürstete Grafschaft Henneberg .	15 Reisige,	44 Fußknechte,	120 fl. z. K.-G.
Grafschaft Wertheim	5 „	25 „	48 „ „
Grafschaft Kastell	1 „	4 „	7 „ „
Herrschaft Raichelsberg	1 „	4 „	7 „ „
Gefürstete Grafschaft Schwarzenberg	1 „	3 „	6 „ „
Grafschaft Hohenlohe	8 „	40 „	66 „ „
Grafschaft Erbach	2 „	8 „	10 „ „
Grafschaft Rheineck und Lohr . .	2 „	10 „	16 „ „
Herren von Seinsheim	1 „	4 „	— „ „
Stadt Nürnberg	40 „	250 „	300 „ „
„ Rothenburg a. d. Tauber .	10 „	56 „	90 „ „
„ Windsheim	4 „	30 „	50 „ „
„ Schweinfurt	4 „	25 „	50 „ „
„ Weißenburg im Nordgau .	3 „	16 „	90 „ „
Abtey Königshofen	— „	53 „	30 „ „

Westphälischer Kreis.



Bischof zu Paderborn 18 Reisige, 34 Fußknechte und 60 fl. zum Kammergerichte.

Bischof zu Lüttich samt den Städten Lüttich, Bouillon und Mästricht 50 Reisige, 170 Fußknechte und 200 fl. zum Kammergericht.

Bischof zu Münster 30 Reisige, 118 Fußknechte und 160 fl. zum Kammergericht.

Bischof zu Osnabrück 6 Reisige, 36 Fußknechte und 30 fl. zum Kammergericht.

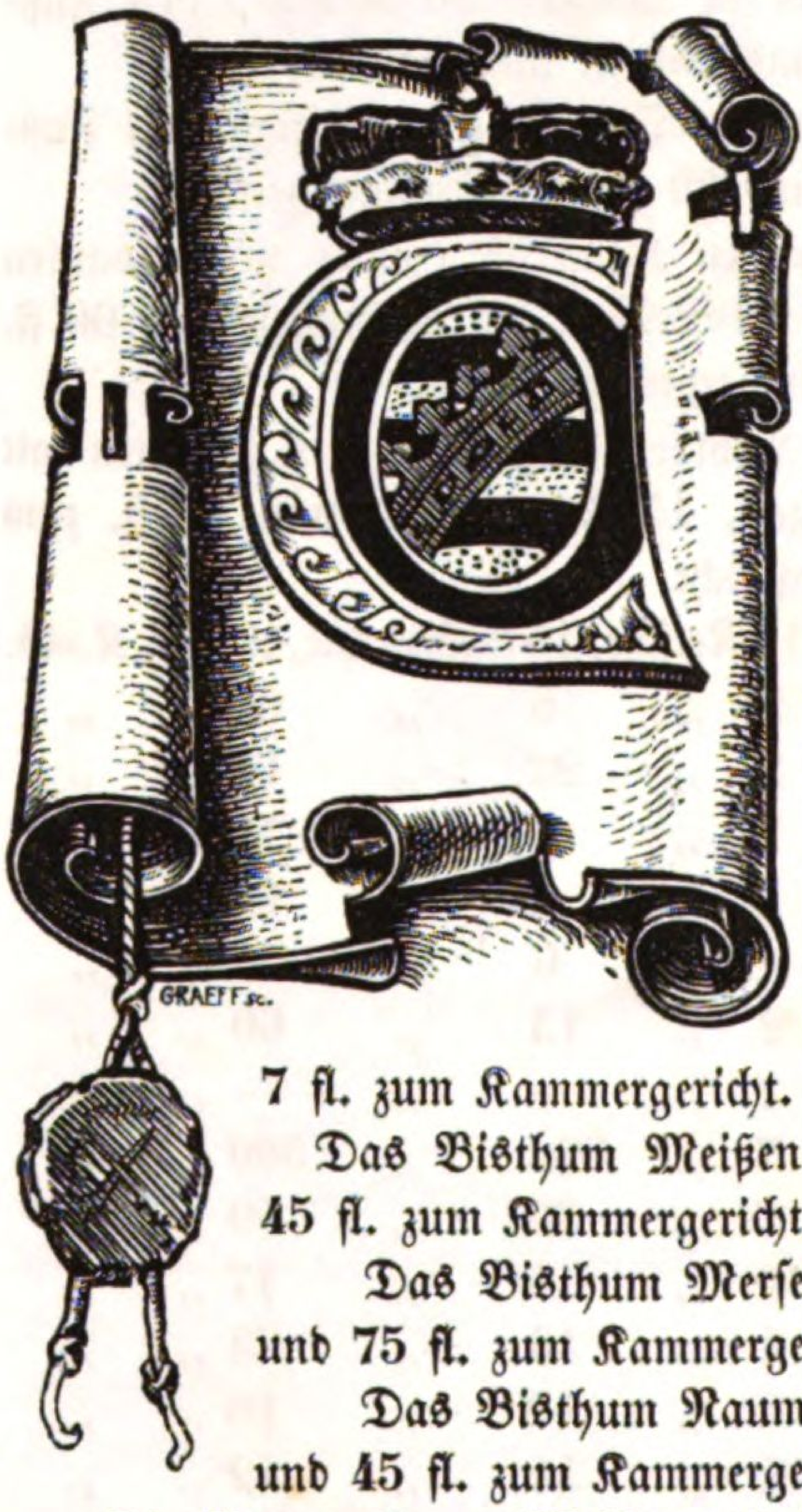
Bischof zu Kamerich (später von Spanien eximirt) 22 Reisige, 22 Fußknechte und 60 fl. zum Kammergericht.

Stift Vehrden, von Schweden vertreten mit 3 Reisigen, 15 Fußknechten und 30 fl. zum Kammergericht.

Stift Minden (jetzt Brandenb. zuständig)	10	Reisige,	16	Fußknechte,	20	fl. z.	K.-G.
Abt zu Werden und Helmstädt . .	2	„	6	„	60	„	„
Abt zu Stablo	2	„	22	„	60	„	„
Abt zu Sanct Korneli, bei Aachen .	2	„	9	„	70	„	„
Abtey Korvey mit der Stadt Hörter	2	„	9	„	60	„	„
Äbtissin zu Hervord	—	„	6	„	30	„	„
„ „ Essen mit der Stadt . .	2	„	13	„	60	„	„
„ „ Tharen	1	„			—	„	„
Herzogthümer Jülich, Kleve und Berg	7	„	323	„	500	„	„
Fürst von Ostfriesland	6	„	30	„	59	„	„
Nassau-Dillenburg	10	„	45	„	47	„	„
Grafen zu Sayn	4	„	16	„	23	„	„
Grafen von Wied und Runkel . .	4	„	12	„	16	„	„
Grafschaft Oldenburg	14	„	44	„	42	„	„
„ Ritberg	6	„	—	„	39	„	„
„ Bentheim	6	„	20	„	45	„	„
„ Tecklenburg	3	„	10	„	15	„	„
„ Steinfurt	2	„	4	„	15	„	„
Fürst von Waldeck wegen Pyrmont .	1	„	4	„	39	„	„
Grafschaft Hoya	2	„	8	„	14	„	„
Grafschaft Diepholb durch Braunschweig vertreten	1	„	4	„	7	„	„

Grafschaft Schaumburg, Gehmen ꝛc.	6 Reisige,	26 Fußknechte,	60 fl. z. K.-G.
Grafschaft Winneburg (Denen von Metternich gehörig)	1 „	— „	3 „ „
Grafen zu Lippe	4 „	18 „	25 „ „
Grafen von Manderscheid	3 „	11 „	69 „ „
Grafschaft Spiegelberg	2 „	— „	12 „ „

Obersächsischer Kreis.



hur-Sachsen 65 Reisige, 302 Fußknechte, und zahlte 309 fl. zum Kammergericht.

Ferner vertritt dasselbe die Grafschaft Leißnik mit 1 Reisigen, 1 Fußknecht und 53 fl. zum Kammergericht.

Die Herrschaft Beichlingen in Thüringen mit 2 Reisigen und 7 fl. zum Kammergericht.

Die Grafschaft Tautenberg mit 1 Reisigen, 1 Fußknecht und 7 fl. zum K.-G.

Die Herrschaft Wildenfels im Voigtlande mit 1 Reisigen, 2 Fußknechten und 7 fl. zum Kammergericht.

Das Bisthum Meißen mit 6 Reisigen, 20 Fußknechten und 45 fl. zum Kammergericht.

Das Bisthum Merseburg mit 10 Reisigen, 30 Fußknechten und 75 fl. zum Kammergericht.

Das Bisthum Naumburg mit 6 Reisigen, 20 Fußknechten und 45 fl. zum Kammergericht.

Die Burggrafen zu Meißen mit 12 Reisigen und 30 Fußknechten.

Ferner stellt Kursachsen wegen der vier Ämter Weida, Sachsenburg, Arnshang und Ziegenrück 5 Reisige, 20 Fußknechte und 23 fl. zum Kammergericht, wegen der Hälfte von Voigtland 10 Reisige, 36 Fußknechte und 23 fl. zum Kammergericht.

Kur-Brandenburg 60 Reisige, 277 Fußknechte und 300 fl. zum Kammergericht.

Auch wird von ihm ausgezogen: Bisthum Brandenburg mit 2 Reisigen,

10 Fußknechten und 30 fl. zum Kammergericht. Bisthum Havelberg mit 9 Reisigen, 33 Fußknechten und 40 fl. zum Kammergericht. Bisthum Lebus mit 5 Reisigen, 15 Fußknechten, und 70 fl. zum Kammergericht.

Ferner wird von ihm eximirt: Grafschaft Hohenstein mit 1 Reisigen und 14 fl. zum Kammergericht, Grafschaft Rupin mit 84 fl.

Die Herzoge zu Sachsen 30 Reisige, 138 Fußknechte und 142 fl. zum Kammergericht.

Hiebei wird von Sachsen-Altenburg die Abtey Saalfeld ausgezogen mit 2 Reisigen, 13 Fußknechten und 60 fl. zum Kaumergericht, von Sachsen-Koburg und Weimar die Herrschaft Brandenstein und Senis mit 1 Reisigen, 4 Fußknechten und 7 fl. zum Kammergericht.

Vorpommern wird von Schweden, Hinterpommern von Brandenburg vertreten, zusammen mit 34 Reisigen, 200 Fußknechten und 250 fl. zum Kammergericht.

Fürsten zu Anhalt 9 Reisige, 20 Fußknechte und 30 fl. zum Kammergericht.

Kamin, von Brandenburg vertreten mit 6 Reisigen, 28 Fußknechten und 30 fl. zum Kammergericht.

Äbtissin zu Gerningerode durch Anhalt vertreten mit 2 Reisigen, 6 Fußknechten und 30 fl. zum Kammergericht.

Abtey Wackenried durch Braunschweig ausgenommen mit 2 Reisigen, 6 Fußknechten und 30 fl. zum Kammergericht.

Äbtissin zu Quedlinburg 1 Reisiger, 10 Fußknechte und 90 fl. zum Kammergericht.

Grafen zu Schwarzburg 7 Reisige, 29 Fußknechte und 51 fl. zum Kammergericht.

Grafschaft Gleichen durch Sachsen-Weimar vertreten mit 3 Reisigen, 13 Fußknechten und 22 fl. zum Kammergericht.

Grafschaft Stollberg 3 Reisige, 12 Fußknechte und 22 fl. zum Kammergericht.

Grafen zu Barby extrahirt von Sachsen-Magdeburg mit 1 Reisigen, 2 Fußknechten und 8 fl. zum Kammergericht.

Grafschaft Mansfeld mit 10 Reisigen, 45 Fußknechten und 77 fl. zum Kammergericht.

Die Herren Reußen zu Plauen wegen Gera und Schlaitz 2 Reisige, 12 Fußknechte und 24 fl. zum Kammergericht.

Die Herren Reußen zu Graitz 1 Reisiger, 3 Fußknechte und 14 fl. zum Kammergericht.

Die Herren von Schönburg zu Glaucha 2 Reisige, 4 Fußknechte und 10 fl. zum Kammergericht.

Niedersächsischer Kreis.



Erzstift Magdeburg 43 Reisige, 196 Fußknechte und 190 fl. zum Kammergericht. (Ist später als Herzogthum an Kurbrandenburg gefallen.)

Erzstift Bremen (fiel der Krone Schweden als Herzogthum zu) sammt der Stadt Bremen 36 Reisige, 150 Fußknechte und 40 fl. zum Kammergericht.

Bischof zu Hildesheim, ganzer Anschlag 18 Reisige, 80 Fußknechte, 30 fl. zum Kammergericht. Zweidrittheile hievon trägt der Herzog von Braunschweig.

Stift Halberstadt (an Kurbrandenburg gefallen) 14 Reisige, 66 Fußknechte und 60 fl. zum Kammergericht.

Bischof zu Lübeck 5 Reisige und 30 fl. zum Kammergericht.

Abtey Rittershausen, eximirt Braunschweig mit 2 Reisigen und 10 Fußknechten.

Herzogthum Maaß, eximirt der König von Polen mit 12 Reisigen und 135 Fußknechten.

Braunschweig-Lüneburg sammt der Stadt Lüneburg 20 Reisige, 120 Fußknechte und 150 fl. zum Kammergericht.

Grubenhagen sammt Einbeck vertritt Zelle mit 5 Reisigen und 30 fl. zum Kammergericht.

Braunschweig-Kalenberg mit den Städten Hannover, Göttingen, Nordheim 22½ Reisige, 140 Fußknechte und 100 fl. zum Kammergericht.

Die Grafschaft Wiesdorf vertrit Braunschweig mit 1 Reisigen und 1 Fußknecht.

Braunschweig-Wolfenbüttel sammt der Stadt Braunschweig 22½ Reisige, 140 Fußknechte und 100 fl. zum Kammergericht.

Herzog zu Holstein, der König von Dänemark wegen Glückstadt, dann Holstein-Gottorff 40 Reisige, 80 Fußknechte und 140 fl. zum Kammergericht.

Herzoge zu Sachsen-Lauenburg 8 Reisige, 30 Fußknechte und 90 fl. zum Kammergericht.

Herzogthum Mecklenburg 40 Reisige, 120 Fußknechte und 180 fl. zum Kammergericht. Hievon die Hälfte auf Mecklenburg-Schwerin, die andere Hälfte auf Mecklenburg-Güstrow.

Mecklenburg-Schwerin wegen Stift Schwerin 10 Reisige, 10 Fußknechte und 30 fl. zum Kammergericht. Dasselbe wegen Stift Ratzeburg 5 Reisige, 15 Fußknechte und 25 fl. zum Kammergericht.

Bisthum Schleswig, von Holstein extrahirt, 5 Reisige und 15 Fußknechte.

Grafschaft Rheinstein und Blankenburg 2 Reisige und 6 fl. zum K.-G.

Stadt Lübeck 21 Reisige, 177 Fußknechte und 275 fl. zum Kammergericht.

Bremen . . 16 „ 32 „ „ — „ „ „

Hamburg . 20 „ 120 „ „ 136 „ „ „

Goßlar . . — „ 100 „ „ 102 „ „ „

Mühlhausen in Thüringen 40 „ „ 75 „ „ „

Nordhausen . . . . 30 „ „ 70 „ „ „

Daß die Ansätze dieser Matrikel mannigfachen Abänderungen unterliegen mußten, ergab sich schon durch die häufigen Umgestaltungen der Landesgebiete, durch die Länderverluste, welche das Reich fast bei jedem Friedensschluß erlitt. Außerdem trieben die Stände fast bei allen Reichs- und Kreistagen ein fortwährendes Prozessiren wegen zu hohem Ansatz, ein ewiges Markten und Feilschen um „Moderation.“ Gar nichts für das Reich zu leisten, wäre Vielen am liebsten gewesen. Dadurch kam es auf dem Reichstag von 1683 zu einem neuen Austheiler, einem sogenannten Konventionalfuß, der jedoch bald wieder angefochten worden. Endlich hatte sich ein Übungs- oder Usualfuß gebildet. Den Betrag dieser Veränderungen anschaulich zu machen, mögen die nachfolgenden Ansätze einiger Stände des schwäbischen Kreises hier angeführt werden, wobei die ganze Beitragspflicht im Geldbetrag für einen Monat ausgedrückt ist:

	Reichsmatrikularfuß.	Konventionalfuß.	Usualfuß.	
	fl.	fl.	fl.	kr.
Konstanz . . .	244	116	116.	50
Würtemberg . .	2088	1400	1400	
Baden-Baden . .	264	150	150	
Baden-Durlach .	452	302	302	
Stadt Augsburg .	900	400	400	
„ Ulm . .	900	600	600	
„ Eßlingen .	220	147	110	
„ Hall . .	293	180	180	
„ Überlingen	312	144	94	
„ Biberach .	196	68	65	

Aelteres Badisches Heerwesen.

Zeitraum des dreißigjährigen Krieges.



Wie umgestaltend auch die Verbreitung der Feuerwaffen während des sechszehnten Jahrhunderts auf das Heerwesen gewirkt habe, in die einzelnen Waffengattungen selbst hatte dies doch nur geringe Verschiedenheit gebracht: die Reiterei zählte Kürisser und leichte Pferde, das Fußvolk Spießer oder Helebardiere und Schützen. Von Uniformen, Abzeichen der Grade und Ähnlichem wußte man noch nichts. Der hessische Knecht unterschied sich in keiner Weise von dem bayerischen, der schwäbische Kürisser sah aus wie der sächsische; überhaupt hatte man in dem Heere die allgemeine bürgerliche Äußerlichkeit noch nicht abgelegt.

Im dreißigjährigen Kriege aber finden sich schon uniformirte Regimenter mit stehenden Namen; eine wirkliche oder vermeintliche Berechnung und Raffinerie hatte in Waffen, Kleidung und Fechtart verschiedene Weisen und Sonderheiten zu Tage gefördert: so gab es bei der Reiterei Kürisser, Dragoner und Cheveauxlegers. Bei der Infanterie Pikeniere, Helebardiere, Arkebusiere, Musketiere, Jäger und Schützen, bald auch Grenadiere. All dieses deutete jedoch immer noch eine wirkliche Verschiedenheit der Truppenart an, während es heute meistens nur beliebige Namen sind für die nämliche Sache.

Dem Musketier z. B. hatte seinen Namen die Muskete gegeben, ein schweres Feuergewehr mit Luntenschloß, welches beim Abschießen auf einen Gabelstock gelegt wurde. Die Arkebusiere dagegen trugen die halbe Hackenbüchse, welche sie ohne aufzulegen abfeuerten.

Doch die einfache innere Wahrheit naturgemäßer Verhältnisse hat während des dreißigjährigen wirren Kampfes bei den Heeren sich so wenig erhalten, als im übrigen öffentlichen Leben. Schon das böse Anzeichen der Sprachverderbniß tritt Einem bald unheilverkündend entgegen. Die Gelehrten hatten bereits überall, wo sie vermochten, latinisirt; jetzt kam dazu unter den höheren Ständen das Französiren: dem „Monsieur" begegnet man bereits in den mittleren Zeiten des Krieges; auch die Anrede in der dritten Person mit dem zopfigen „Er" kam dort auf.

Dem Befehlswort prägt sich der Geist einer Zeit und eines Heeres unverkennbar auf, und es ist immer schon bedenklich, wenn dies Wort fremdartig und dem gemeinen Mann unverständlich erklingt. Das Verwälschen der Muttersprache ist immer zusammen gegangen mit dem Abhandenkommen vaterländischen Wesens in Deutschland.

Es gehört glücklicherweise nicht in den Plan dieser Schrift, die Begebenheiten jenes so bekannten wie verderblichen Krieges zu schildern, Begebenheiten, deren Verlauf und Folgen wohl den Karakter haben einer stürmenden See, nicht jedoch, wenn sie vom Sturme aufgeregt ist, wo die ungestüme Regelmäßigkeit des Wellenschlags immer noch ein Woher und Wohin erkennen läßt, vielmehr wenn die Wasser umgewühlt worden von unterirdischer Gewalt, wo eine Woge an der andern zerstiebt, wilde Wirbel in die Tiefe ziehen was sie erfassen und wo auf dem wiederberuhigten Spiegel nur Trümmer und Leichen zu Haufen treiben.

„Im Namen des Herrn die *Theologen*
Haben mit Macht das Schwert gezogen,
Der *Kaiser* griff sehr froh dazwischen,
Gedacht im Trüben sich was zu fischen.
Die *Fürsten* suchten auch ihr Theil
Und trugen das Reich nach Kräften feil.
Da ist der *Schwed* und *Franzos* gekommen
Und haben ihm Händ' und Füß' genommen.
Der *Westphälische Friede* zu allerletzt
Hat ihm den Gnadenstoß versetzt.
Haus *Israel* hatte nicht bedacht,
Daß der Glaube nicht immer lebendig macht."

H. *Kurtz.*

Leider kann man dieser dichterischen Anschauungsweise die Wahrheit nicht absprechen und sie bedarf nicht vieler Worte zur Erläuterung.

Schon die Zustände vor dem Krieg waren der Art, daß kaum ein anderer Ausgang des drangvollen Kampfes vorherzusehen gewesen. Die mächtige kirchliche Bewegung zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts hatte beklagenswerther Weise zu einer Kirchentrennung führen müssen, und war dann schnell zurückgegangen auf die enge Proportion theologischen Zankes. Höchstens mußte sie noch die Folie abgeben zu politischen Plänen. Die neue weltliche Macht, als Erbin der kirchlichen, hatte die Hinterlassenschaft ohne Inventar angetreten, und so waren ihr eine Masse von Rechten und Pflichten angefallen, von deren Belang sie wahrscheinlich nicht einmal eine Vorstellung hatte. Denn, einmal auf der Bahn äußerer Machtvergrößerung, waren auch die uralten körperschaftlichen und ständischen Gerechtsame in der politischen Obergewalt aufgegangen.

Die Wissenschaft, welche durch Männer wie Reuchlein, den gelehrten Pforzheimer, ihr belebendes Licht verbreitete, ward wieder vernachläßigt oder als Magd gegenseitiger Eifersucht in Dienst genommen. Eine Umdüsterung des Geistes verbreitete sich, nur bisweilen durchzuckt von der Phosphoreszens konfessioneller Spannung, oder geröthet von der blutigen Flamme der Scheiterhaufen. — Alchymie, Astrologie, Nekromantie, das Bannen, Festmachen, und wie die Geburten geistiger Nacht alle heißen, vor Allen aber die entsetzlichen Hexenprozesse, welche in katholischen wie in protestantischen Landen tausende von armen Weibern dem Feuertode überlieferten, gewannen ihre wuchernde Herrschaft. — Die Macht der Städte war gebrochen und schwand rettungslos dahin; auf dem Lande führten Elend und Hunger ihr gräulich Regiment. — Vor Raub und Mord, vor den Unthaten meuterischer kampfscheu gewordener Kriegsknechte war nirgends mehr Sicherheit. Strolche, mit zwanzig, dreißig Mordthaten auf der Seele, konnten jahrelang die Lande auf- und abziehen, bis sie der trägen Gerechtigkeit endlich verfielen. Brennerbanden, von einer jetzt noch nicht bekannten Macht besoldet, warfen die Fackel in Häuser und Hütten, damit der ewige Schreck die Masse regungslos mache.

War die religiöse Spaltung tief ins Herz des Volkes gegangen, so zerriß auch noch das gesellschaftliche Band zwischen oben und unten durch das fremdländische Wesen, welches die vornehmeren Stände ergriffen, und welches, nicht genug kann man es wiederholen, seit den Zeiten des Alterthums, immer ein Vorbote des Verfalls einer Nation gewesen ist. Erst hatte man das Deutsche abgestreift und sich burgundisch gebährdet, dann spanische Weise angenommen und endlich französische. Auch sein uraltes treffliches Recht nahm man dem Lande und zwang ihm dafür das fremde Recht auf, dessen unverständliche Form und Ausdrucksweise das Volk so gut wie rechtlos machte. *)

---

*) Man vergleiche Bader's „Badenia. Dritter Jahrgang: historische Schattenstriche.“

„Gewiß, sagt Bader, daß die Periode von der Kirchentrennung bis zum 30jährigen Krieg, obwohl sie größtentheils den Segen äußern Friedens genoß, eine abscheuliche, schreckliche Zeit gewesen, eine Zeit, bei deren Betrachtung man so sehr verdüstert und beengt wird, daß es einem eigentlich eine Erleichterung gewährt, zu lesen, wie der anbrechende Kriegssturm diesen faulen, giftigen, alle Verhältnisse untergrabenden und auflösenden Friedenszustand mit seinen Lastern und Scheußlichkeiten aufzuheben begann. Es würde dieselbe schon hinreichend bezeichnet seyn durch die Anführung der stehenden Heere, der peinlichen Halsgerichtsordnung, der Bücherzensur, der Jesuiten, der spanischen Hofpolitik, des Inquisitionsverfahrens, der fürstlichen Landeshoheit und des Kanzleiwesens, welche Deutschland während ihrer Dauer erhielt und ausbildete; ich will aber noch auf einiges Mehrere aufmerksam machen, um dem Leser das ganze Gewebe von Ursachen aufzudecken, wodurch in diesem unseligen Zeitraum der Zerfall des deutschen Reiches und der deutschen Nationalität herbeigeführt wurde.“

„Während die Rechts- und Gewaltsanmaßungen der fürstlichen Landeshoheit nach oben das kaiserliche Ansehen und Gewicht untergruben, drückten sie nach unten die Überbleibsel der alten Volksrechte vollends nieder. Das Reichsoberhaupt wurde ein Schattenbild, die Reichshilfe eine leere Vogelscheuche, und beide ein Spott für das Ausland. Die Fürsten warfen ihre alten, ehrlichen Regierungsgrundsätze ab, und nahmen die heillose spanische Politik an, während die Landstände zu mechanischen Instituten für die Bewilligung von Geld und Truppen herabsanken. Der Adel, voll Rangstolz und Übermuth, zeigte äußerlich eine maßlose Pracht und ging in seiner Ökonomie durch Verschuldung zu Grunde. Die Bürger der Städte waren aus wackern Freiheitsmännern meistens kleinliche, bornirte Philister geworden, und im Landvolke erstarb allmählig alles männliche und politische Bewußtseyn, an dessen Stelle die trostloseste Unmündigkeit und Indolenz traten. Die Geistlichkeit endlich lag sich über todten Buchstaben und veralteten Menschensatzungen mit fanatischer Gehäßigkeit und Verfolgungssucht in den Haaren. Was Wunders daher, wenn in solcher Zeit nach einander Erscheinungen zu Tage kamen, wie die Konventikel und Orgien der Wiedertäufer und anderer Sektirer, wie das Zauber- und Hexenwesen, die Sterndeuterei und Goldkocherei; wenn alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung sich auflösten und alle öffentliche Sicherheit durch die Diebereien und Raubmorde der müßigen Kriegsknechte und eines zahllosen Gesindels unterging!“

Wohlthuend aber ist es für uns, in jener Zeit, wo die Karaktere sich oft so wandelbar zeigten, wie die Ereignisse, einen badischen Fürsten zu erblicken unter den Männern, welche einen ehrlichen Krieg als die einzige heilfähige Krisis erkannten für den todtkranken Reichskörper, und welche das einmal als nothwendig Erachtete auch durchfochten, so lang ihre Kraft reichen

mochte. So erscheint der Markgraf Georg Friedrich, ein Mann groß an Geist und von seltener Ausdauer.

Persönliche Neigung führte ihn früh schon dem Kriegsleben zu und die Ordnung seines Landes, namentlich des Heerwesens, muß sein angestrengtes Bemühen gewesen seyn, denn fünf Jahre nach seinem Regierungsantritt war er schon im Stande, dem Kaiser Rudolph II einen ansehnlichen Heerhaufen zuzuführen, als dieser im Jahre 1600 wider die Türken nach Ungarn zog. In dem lutherischen Bekenntnisse erzogen, trat er der Union bei, welche von protestantischen Reichsständen im Jahre 1609 zu Schwäbisch-Hall geschlossen worden. Dieser Union lagen freilich ebensowohl politische, wie konfessionelle Bestrebungen zu Grund, und sie verbündete sich „zur Aufrechthaltung der deutschen Freiheit" mit dem Könige Jakob von England, mit Holland, mit Heinrich IV von Frankreich, mit Venedig. Die Union hat, wie man weiß, alsobald einen katholischen Gegenverein hervorgerufen, die Ligua, und sofort begann das Drama des endlosen Kampfes sich zu entrollen.

Im folgenden Jahre führte der Markgraf ein Heer von dreißig Fähnlein zu Fuß und zwanzig zu Pferd über den Rhein gegen den Erzherzog Leopold, eroberte Dachstein, Mutzig und das stark bevestigte Molsheim. — Stets bedacht, seine Streitmacht zu vermehren, schloß er 1612 mit den protestantischen Schweizerkantonen ein Bündniß, wonach diese ihm im Falle der Noth zweitausend Mann, er ihnen tausend Mann zuführen sollten. 1617 konnte er, mit Hülfe der Subsidien seiner Bundesgenossen, auf dem Felde vor Mühlburg über ein Heer von 15,000 Mann Musterung halten. — Nach einem engeren Bündniß mit dem Kurfürsten der Pfalz rückte er im folgenden Jahre an den Rhein und zerstörte die bedeutenden neuen Vestungswerke, welche der Bischof von Speier um Udenheim, dem späteren verhängnißvollen Philippsburg, hatte anlegen lassen.

Mit dem Anfang des Jahres 1620 hatte Deutschland schon das Ansehen eines großen Feldlagers, überall Bewaffnete und sich Waffnende. Liguistische Truppen unter dem Grafen von der Lippe hatten Anstalt gemacht, in Franken einzurücken; da brach der Markgraf aus seinem Winterquartier und zog mit einigen tausend Mann, zu denen unterwegs noch 500 Reisige und einige Fahnen Nürnbergisch Kriegsvolk stießen, nach Rothenburg an der Tauber. Doch war es zwischen beiden feindlichen Theilen noch zu einer friedlichen Konvention gekommen. Als aber Elsaß und der Oberrhein aufs Neue von kaiserlichen und liguistischen Truppen bedroht schienen, rückte auch der Markgraf, nach dem Befehl des Oberfeldherrn der Uniirten, des Markgrafen Joachim von Brandenburg, mit zehntausend Mann gleichfalls an den Oberrhein.

Die Marschordnung des Markgrafen war, nach dem Bericht des **Theatrum Europaeum**, folgende: Voraus drei Fähnlein Kürisser, vier Fähnlein Fußknechte nebst vier großen Geschützen und hundert Reis Wägen. Sodann wieder

vier Fähnlein Kürisser, vier Fähnlein Fußknechte und siebenzig Wägen von drei Schwadronen Musketiere zu Pferd und drei Fähnlein Musketiere zu Fuß bedeckt. Den Schluß des Zuges machte der Rest, d. i. der größere Theil des Fußvolks nebst hundert und fünfzig sechsrädrigen Wägen von des Markgrafen eigener Erfindung, sogenannte Spieß- oder Spitzwägen, welche zur Herstellung einer vesten Wagenburg dienten. In Feindes Nähe, überhaupt aber in Feindes Land marschirte eine Armee damals nicht anders als in Schlachtordnung. Der badische Heerhaufe also in drei Treffen und einer Nachhut. Das Fußvolk war sechs bis zehn Glieder hoch gestellt. Die Pikeniere in der Mitte, vor ihnen zwei Reihen Schützen, die übrigen auf den Flanken. Die Reiterei stand vier bis sechs Glieder hoch. Im Ganzen immer noch schwere Massen, doch nicht mehr ins volle Quadrat gestellt, sondern nach merklich länglichten Vierecken.

In Ihringen bezog der Markgraf ein festes Lager, besetzte die Breisacher Brücke und hinderte den Rheinübergang des Erzherzogs Leopold, doch kam dieser Übergang durch Vertrag zu Stande und die Heere standen sich beobachtend zur Schlacht gerüstet gegenüber. Da erfolgte den 3. Juli 1620 zu Ulm durch französische Vermittelung eine Art von Friede, nach welchem es den Uniirten anheimgegeben war, sich der kurpfälzischen Erblande anzunehmen, den Liguisten aber freistehen sollte, in Böhmen des Kaisers Parthei zu ergreifen. Die Folge dieses Friedens war die Prager Schlacht am weißen Berg (am 8. November), welche den Pfalzgrafen und König zum obdachlosen Flüchtling machte und so den ersten Akt des Trauerspieles endete.

Jetzt aber, wo die Sache des Kurfürsten rettungslos schien, die Sache der Union verzweifelt, wo Diese abfielen, Jene wankten, da zeigte sich die Seele des Markgrafen in ihrer Größe; er hielt vest an dem Pfalzgrafen, unternahm den Rettungsversuch und setzte sein Alles dafür ein.

> Wenn Dich die Menschen fliehn, wenn Dich die Götter hassen,
> Orest ich bin Dein Freund, Du bist nicht ganz verlassen.
>
> Gotter.

Muß solch' hochherzigem Entschluß an sich schon unsere Bewunderung werden, so kann diese nur noch steigen, wenn man sieht, mit welch' ruhiger Geisteskraft, mit welch' seltener Umsicht der Markgraf es verstand, sich die Mittel zur Ausführung zu beschaffen, und wie er diese Mittel vorzüglich in einer weisen Benutzung der Hilfsquellen seines verhältnißmäßig so kleinen Landes finden konnte. Wohl hatte der Markgraf, welcher die Successionsfähigkeit der Kinder des Markgrafen Eduard Fortunat nicht anerkannte, die baden-durlachischen und baden-badischen Lande wieder vereinigt unter seiner Regierung. Auch darf man zur Würdigung der Zustände jener Zeit nicht übersehen, daß die Bürger der Dörfer und kleinen Städte damals vollständige Unterthanen gewesen sind, das ist hörige Leute, welche den Befehlen des Landesherrn mit Gut und Leben unbedingte Folge zu leisten hatten.

Badische Wehrverfassung unter Georg Friedrich. *)

Lehensleute. Seinem Grundsatz treu, alle vorhandenen Mittel zu benutzen, hielt der Markgraf wieder mit Nachdruck darauf, daß seine Lehensleute ihm Heerfolge leisteten.

Ein Mahnbrief von 1571 lautet: „Lieber Getreuer! Unser befelch ist, du wöllest dich gerüst und anhäimisch halten, also daß, wo wir dich erfodern, du mit deiner Anzahl Pferd und Knechten darauf du von uns bestellt, gerüst mit Harnisch und Schießzeug, so Tags, so Nachts uns zuziehen mögest."

Auch pflegte Georg Friedrich solchem Mahnschreiben eine Einladung an die Waffenfreunde des Vasallen beizufügen. — „Wo du auch sonst ein Pferd, etliche Reiter von guten Gesellen mit dir bringen, die uns gleicher gestalt auf solchen Fall einen Reiterdienst thun wollen, das wöllest du thun. Sollen dieselben gleich unsern andern Reitern gebührlich unterhalten und weder wider des Reiches Landfrieden, noch ihren Lehenherrn gebraucht werden."

Ausgerüstet waren die Lehenritter immer noch mit starkem Harnisch, Schwert und zwei Pistolen, nach alter Sitte auf schwerem Roß trabend, „mehr zum Stand als zur Flucht gerüstet." Die Diener hatten Brust und Rücken schußfrei, führten den Pallasch und zwei Pistolen, oder ein langes oder kurzes Rohr.

Die Reiterei überhaupt setzte ihre Hauptstärke zu dieser Zeit noch in die Schußwaffe. Zum Mantel gab der Fürst das Tuch. In einem Mahnbrief von 1571 heißt es: „Wir schicken dir auch hiemit unser Hoftuch zu einem Mantel, mit Befelch, du wöllest sammt deinen Knechten also in Menteln wie hievor auch erscheinen."

Sämmtliche Vasallen oder Lehensleute waren in ein Fähnlein geschaart, das man damals schon „Kompagnie" nannte. Zum Rittmeister desselben hatte der Markgraf seinen Erbprinzen Friedrich ernannt.

Das Fähnlein theilte sich in drei Korporalschaften in demselben Sinn, wie die „Landordnung" Georg Friedrichs das Land in drei Provinzen eintheilte, die untere, die mittlere und die obere Markgrafschaft, oder Baden-Durlach, Baden-Baden, Hachberg.

Die erste Korporalschaft, aus den Lehensleuten von Unter-Baden gebildet, zählte dreiunddreißig Adeliche und vier Bürger; Korporal war Karl Friedrich von Gemmingen (das Wort Korporal stammt aus dem Italienischen und sollte eigentlich Kaporal heißen, so viel als Obmann).

Die zweite Korporalschaft zählte dreißig Adeliche und zehn Bürger mit Franz Sebastian Röder von Diersburg als Korporal.

---

*) Man vergleiche Leichtlen „Baden's Kriegsverfassung im siebenzehnten Jahrhundert."

Die dritte oder hachbergische Korporalschaft mit dem Obmann Melchior von Bärenfels, bestand aus vierundfünfzig adelichen und acht bürgerlichen Lehensleuten.

Leutenant und Fähndrich des Lehenfähnleins sind nicht mehr bekannt.

Garde. Außer einer Hofdienerschaft von 171 Personen hielt der Markgraf als Gardi-Knechte oder Garde-Reiter 156 Mann. Sie wurden zwar geworben, doch der Rahmen blieb und man kann dieselben als den Stamm der späteren Garde du Corps betrachten.

Im Jahre 1610, „da die Nothdurft erforderte seine Garde zu sterken," sendete der Markgraf den Fähndrich Hanns Philipp von Stetten auf Werbung.

Eine Anzahl Trabanten versah den Dienst in der Karlsburg. Es waren entweder ständige Trabanten, oder extraordinäre, auch „Trabanten von Haus aus" genannt, letztere lauter ehrsame Bürger von Durlach. Die Trabanten trugen die Hoffarbe (Hoflivree).

Nach dem dreißigjährigen Kriege wurden die Garde-Reiter verringert und dafür eine Leibkompagnie zu Fuß errichtet, welche nach mancherlei Veränderungen heute noch als Leibregiment fortbesteht.

Dem Garde- und Trabantenhauptmann zu Durlach war es besondere Obliegenheit, zwei Fähnlein Ausschuß (Landwehr) in den Waffen zu üben.

Ein Gardist, gleich wie ein Trabant, empfing als Sold 28 Gulden jährlich, Tisch bei Hof und Hoftuch zur Kleidung.

Die Besoldung des Hauptmannes betrug zu jener Zeit 80 Gulden, 5 Malter Korn, 5 Malter Dinkel, 5 Ohm Wein, Tisch bei Hof und ein Ehrenkleid.

In den Archivakten werden genannt: Karl v. Schornstetten 1601 Hauptmann zu Karlsburg. — Hanns Schweizer von Urach 1604 Garde- und Trabantenhauptmann. — Balthasar Stein von Hagenau 1612 Leutenant, zuvor Hauptmann von Stollhafen. — 1632 Georg Arnold, Trabanten-Leutenant, zuvor Trabant, dann Feldwaibel. — Joh. Heinrich Bachmann von Ettlingen, 1624 Pulvermacher auf der Hochburg, 1632 Feuerwerker unter den Schweden, 1651 Kapitän-Leutenant der Garde u. s. w.

Das Aufgebot. Im Fall der Noth die Waffen zu ergreifen, war gemeine Bürgerpflicht, schon durch Herkommen, ausdrücklich aber dazu gemacht durch die Landordnung vom Jahre 1622. Jeder Bürgerssohn über vierzehn Jahre mußte Erbhuldigung thun und schwören, „Fürst und Land vor Schaden zu wahren und ihrem Nutz und Frommen mit Darstreckung Leibs und Guts zu fördern."

Vor dem Krieg bildete das Aufgebot sich nach Amtsbezirken; die Leute eines Bezirkes machten ein Amtsfähnlein.

Man unterschied beim Aufbieten die gemeine Folge oder gemeine

Reise, diejenige, wobei die Bürger des Nachts wieder an ihrem Heerd seyn konnten, dann hohe Reisen, welche eine längere Abwesenheit erforderten, wie bei einem Zuge außer Landes. Zu letzteren wurde in der Regel der dritte, bisweilen auch je der zweite Bürger aufgeboten. Eine Befreiung von der Heerfolge konnte nur auf körperliche Unfähigkeit begründet werden. — Es zeugt immer von einem kräftigen Geschlecht, sagt Leichtlen a. a. O., wenn im Jahre 1578 unter 1132 Bewaffneten der Ämter Baden und Kuppenheim nur 22 alte unfähige Bürger getroffen wurden.

Obgleich diese Heerfolge keine freiwillige gewesen, auch nicht eine vertragsmäßige, wie bei den Lehensleuten, betrachtete man sie doch als eine Art von Ehrenrecht: weder ledige Bürgersöhne, noch Dienstknechte, noch Hintersassen, noch Juden durften Gewehr tragen oder nur solches im Hause haben. Wehr und Waffen hat man immer noch zu den werthvollsten Fahrnißstücken einer Haushaltung gezählt, und das Verbot des Tragens einer Wehr als schwere Strafe betrachtet.

Georg Friedrich trennte das Aufgebot in das ordinäre und das allgemeine (Landwehr und Landsturm *). Die Landwehr, wie wir das erste Aufgebot nennen wollen, ordnete er in Regimenter, in Fähnlein oder Kompagnien, in Korporalschaften und Rotten, und führte bei ihm Bewaffnung, Kleidung, Dienst ein, wie bei dem stehenden Heere.

Baden-Durlach, Baden-Baden und Hachberg, ein jeder Landestheil stellte ein Regiment zu Fuß und zwei Fähnlein Reiter. Das Regiment zählte zehn bis zwölf Fähnlein, das Fähnlein 200 bis 300 Mann, das Reiterfähnlein oft nur 100 Reisige.

Im Jahre 1618 bildete der Markgraf aus den Bürgern des oberen Landes zwei Regimenter, das Regiment Hachberg und das Regiment Röteln.

Im Jahre 1622 als die Regimenter gleiche Kleidung erhielten, wurden sie auch, nach der Farbe der Röcke, das weiße, das schwarze, das rothe Regiment genannt.

Man kennt die nähere Abtheilung dieser so zu nennenden Landwehrregimenter noch ziemlich genau.

Das Landwehrregiment Unter-Baden hatte sein Staabsquartier zu Durlach. Sein Kanton begriff die Ämter unter der Alb.

Das Amt Durlach stellte zwei Fähnlein, das Durlacher und das Grözinger. Letzteres aus den drei Thalflecken Grözingen, Berghausen und Söllingen bestehend und 16 Rotten oder 160 Mann zählend, hatte im

---

*) Die beiden Worte haben ihre jetzige Bedeutung erst in neuerer Zeit erhalten. „Landwehr" datirt von 1813. Früher bezeichnete das Wort die Gränzbefestigungen des Landes.

Jahre 1677 sich das Lob erworben, daß bei schnellem Aufgebot kein Mann fehlte und alle gut bewaffnet erschienen.

Mühlburg stellte ein Fähnlein, das Haartfähnlein genannt.

Desgleichen Graben ein Fähnlein; eben so Stein mit Langensteinbach, Staffort mit einem Theil von Durlach.

Pforzheim, Stadt und Landbezirk, bildete drei Fähnlein, zwei zu Fuß und eins zu Pferd. Im Jahre 1600, zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, zählte die Stadt tausend Bewaffnete: ihre Bürger haben immer für streitbare Männer gegolten und die Pforzheimer Schützengilde erfreute sich kaiserlicher Privilegien.

Oberstleutenant über die elf Fähnlein des Regimentes Baden-Durlach, auch das weiße Regiment genannt, war 1619 Georg Wilhelm Stürzel von Buchheim. Im Jahre 1580 war Joh. Jos. Bachmann Landhauptmann über das Haartfähnlein und Schultheiß zu Knielingen, wo in der Kirche noch sein Grabstein steht.

Das Landregiment Baden-Baden war kantonirt in den Ämtern Baden, Beinheim, Bühl, Ettlingen, Groschweyer, Kuppenheim, Steinbach, Stollhofen, in der Stadt Rastadt, der Grafschaft Eberstein oder dem Amt Gernsbach und den Klosterämtern Schwarzach, Frauenalb und Reichenbach.

Oberstleutenant war bis 1617 Heinrich Weinschenk, Obervogt zu Rastadt. Von da an Klaus Friedrich Böcklin von Böcklinsau, zugleich auch Zeugmeister, fürstlicher Rath und Obervogt.

Das Landregiment Hochberg bildete sich aus den vier Vierteln der Markgrafschaft Hachberg: Emmendingen mit Denzlingen, Eichstetten mit Balingen, Malterdingen und Weisweil. Dann aus den oberen und unteren Vogteien der Herrschaft Badenweiler.

Oberstleutenant ist gewesen: von 1605 bis 1611 Hanns Wolf Teufel von Birkensee; bis 1615 Mich. Zahn von Schneeberg, genannt Schwarzmichel, früher Hauptmann auf der Hachburg und als solcher Hauptmann des Emmendinger Fähnleins. Von 1615 bis 1618 Joh. v. Leubelfingen, Obervogt zu Badenweiler. Von 1620 bis 1622 Hamman von Offenburg.

Von Hauptleuten werden genannt: Albrecht Besold von Steckhofen, Oberschultheiß von Malterdingen. Vom Schopfheimer Fähnlein Fr. Chr. Höcklin von Steinach, Vogt von Sausenhard, Mathias Albrecht, Vogt zu Schliengen 1607. Leonh. Abe, 1611 Kapitän-Leutenant. Mart. Thal 1618 Kapitän-Leutenant; Joh. Ludw. v. Steinkallenfels 1619 Hauptmann über zwei Fähnlein. Desgleichen 1620 Hanns Wilh. Homburger. 1620 Gabr. Apfel, Kapitän-Leutenant zu Denzlingen, Sebast. Truchses von Rheinfelden. 1620 Jac. Fischer, Kapitän-Leutenant zu Balingen.

Landregiment Röteln zog in der Herrschaft Sausenburg aus Schopfheim und Tegernau zwei Fähnlein, aus dem Steinener Viertel zwei Fähnlein, aus der Sausenhaart, zu Auggen und Tannenkirch drei Fähnlein.

In der Herrschaft Röteln: Röteler und Weiler Viertel aus jedem zwei Fähnlein.

Oberstleutenant war 1619 Georg W. Stürzel von Buchheim, welcher im Jahre 1622 noch zwei Freifähnlein unter seinem Befehl hatte. Im Jahre 1625 Friedr. Jac. v. Remchingen, Rath und Oberamtmann zu Badenweiler. Von Hauptleuten sind noch bekannt: zu Schopfheim und Tegernau Hanns Henzel von Wolterdingen 1618 bis 1620; Werner von Offenburg, Hauptmann über zwei Fähnlein von 1618 bis 1625.

Von den Landreitern ist nur bekannt, daß die zwei Unterländer Fähnlein in Durlach und Pforzheim ihr Staabsquartier hatten; eines der Oberländer in Lörrach. Dort war auch der oben schon angeführte J. Ch. Truchseß von Rheinfelden bis 1620 Leutenant. Das Pforzheimer Fähnlein, später die Pforzheimer Bürgerkompagnie zu Pferd benannt, ist eine lange Jahrenreihe fortbestanden.

Die Uniform beschränkte sich auf einen kurzen Rock von gleicher Farbe, Schützenröckli, Reiterröckli genannt. Die Fähnlein unterschieden sich durch die Farbe der Aufschläge. Die Kopfbedeckung bestand in einer Bickelhaube, gewöhnlicher aber aus einem runden Filzhut mit breiter Krämpe und einer rothen und einer gelben Feder. Eine Offiziersuniform bestand 1603 in ledernem Wamms und Hosen, Rock von der Farbe des Regimentes, Strümpfen mit zierlichem Hosenband, einem Mantel von ländischem (Leydenschem) Tuch und Hut, alles wohl mit Tressen besetzt. Die Waffen waren der Spieß, oder die Helebarde, die Muskete und die Seitenwehr.

Der Hauptmann trug eine Partisane mit Franzen, der Leutenant dieselbe ohne Franzen.

Folgendes sind die Preise einiger Waffen aus dem Jahre 1602:

Eine Muskete	4	bis	8	Gulden,	
Ein einfaches Rohr . . .	2	„	3	„	
Ein Spieß	2	„	3	„	
Ein Federspieß (kurzer Spieß)	1	„	1	„	24 kr.
Eine Helebarde	1	„	1	„	30 „
Ein Schlachtschwert . . .	4	Gulden.			
Das Schützenröckli . . .	2	„			
Ein Hut	30	kr.			

Der Herzog Wilhelm von Weimar bezahlte in Nürnberg für Rechnung des Markgrafen 600 Kürasse, das Stück mit 12 Rthlr. und die Hackenbüchse für den Arkebusier mit 10 fl.

Die Schärpe eines Offiziers kostete im Jahre 1633 20 bis 24 Gulden. Die Waffen hatte der Landwehrmann sich selber zu stellen. Die Reiter jedoch wurden durch Beisteuer der Vermögenden ausgerüstet.

Der Sold betrug für den gemeinen Mann 4 bis 5 Gulden des Monats. Die Hauptleute und höheren Offiziere zogen ständigen Sold.

Ein Kapitänleutenant 72 fl. Geld, 3 Malter Roggen, 6 Malter Dinkel, 1 Fuder Wein, 6 Klafter Holz, 10 fl. für Hauszins und 5 Ellen lündisch Tuch. — Ein Hauptmann 150 fl., das Übrige gleich.

Ein Oberstleutenant 500 fl. Geld, 50 Malter Haber, 1 ½ Fuder Wein ꝛc. Im Ganzen an Werth 972 fl.

Die Übungen fanden regelmäßig an Sonn- und Feiertagen statt. Des Jahres einmal, meistens im Frühjahr, war Musterung.

Zu Wilferdingen, im Jahre 1677, erhielten nach Beendigung der Musterung die Offiziere einer Kompagnie vier Viertel Wein, jeder Mann für einen Kreuzer Brod.

Soldtruppen warb man, wie in den früheren Zeiten, erst in dem Augenblick des Bedarfs, um sie nach beendigtem Zug, oder nach friedlichem Austrag der Sache mit eben so wenig Umständen wieder zu entlassen. — Auch die vertragsmäßige Form der Bestallung blieb noch: so wurde Michel Zahn von Schneeberg 1605 von Georg Friedrich zum Rittmeister bestellt unter den Bedingungen: „daß er wider männiglich nur nicht wider Strasburg und Kron-Weißenburg zu dienen habe und daß er 150 Reisige werben solle, davon die Herren (die Adelichen) mit gutem Küraß bis unter die Knie und zwei Pistolen, auch guten Seitenwehren, deren Gesind aber mit schußfreien Rücken und Krebs, wie auch das Haupt also, daß sie am Anschlag nicht hindern, sodann mit einem langen oder einem kurzen Rohr und ebenmäßig guter Seitenwehr versehen sey."

Was die Fußknechte anlangt, so war darin eine äußerliche Veränderung vorgegangen, daß sie, seit Karl V wieder mehr Harnischtheile, Bruststücke, Blechhauben ꝛc. trugen als früher. Die Kleidung war uniformirt, und auch die Zahl der Schützen hatte sich vergrößert, so daß jetzt ein Regiment mehr von diesen zählte als Pikeniere. Aber auch der Karakter dieser Truppen hatte sich in hohem Maß, und zwar zum Schlimmen geändert. Der treffliche Korpsgeist, wie man jetzt sagen würde, eigentlich das vaterländische Bewußtseyn, der Landsknechte Maximilians war in einem rohen Handwerkswesen aufgegangen; und der Stock fängt schon an das Regiment zu führen. Schildknecht, ein alter Kriegsknecht und späterer Schriftsteller *), welcher bei den Schweden gelernt hatte, sagt, wo die Rede ist vom Rostmeister, einem Unteroffizier, welcher die Aufsicht führt über das Gewehr: „er reibt die Buckel der faulen Soldaten mit ungebrannter Aschen, daß die Musketen glänzend werden." Dagegen Georg Friedrich in einer eigenhändigen Instruktion für

*) Beschreibung Festungen zu bawen. Alt-Stettin 1652.

die Oberoffiziere *): „Insgemein soll ein Oberster wissen, daß er seiner Soldaten Vater, also ist er von Gott und Rechtswegen schuldig, sie als ein Vater seine Kinder, und nicht ärger als die Hunde, wie leider von vielen geschieht, zu traktiren, sowohl in der Strafe als in der Belohnung.“ Nirgends findet sich eine Spur, daß man Landwehrmänner zu prügeln sich erlaubt habe.

Artillerie. Gewiß ist es bemerkenswerth, daß unter der Reihe badischer Fürsten, welche durch Feldherrntalent berühmt geworden, mehrere eine entschiedene Vorliebe trugen für das Geschütz- und Ingenieurwesen. Namentlich ist Georg Friedrich unermüdet gewesen in Verbesserungen und neuen Einrichtungen bei diesen Waffen, und es ist ihm auch gelungen, in dem Feldzug von 1622 eine zahlreiche treffliche Artillerie dem Feind entgegen zu stellen.

Dadurch, das der Markgraf strebte, all dies möglichst unter Augen zu haben, gelangte Durlach zu der Ehre, die Bedienungsmannschaft für einen großen Theil des Feldgeschützes zu stellen. Junge Bürger wurden hiezu von geworbenen Büchsenmeistern unterwiesen.

Eine andere Abtheilung des Geschützes befand sich auf der Hachburg. Dort werden als Büchsenmeister noch aufgeführt: im Jahre 1625 Ratz, Ziegler, Fischer, Rossel, Frei von Malterdingen, H. Heid, Weishor, Heim, Wahrer, Mast von Weisweil, Lap, Huß. Etwas später Sauter von Emmendingen, Daverne von Schopfheim, Herbster von Lörrach, Dorn von Binzen.

Nachfolgende sieben Probestücke verlangte man von dem angehenden Büchsenmeister: Es soll aus einem Böller geworfen werden eine Granatkugel mit sechs eingesetzten Kügelein. Item eine Kugel mit vier eingesetzten Kügelein, so für ein Muster zu vergiftetem Feuerwerk kann gebraucht werden. Item vier gemeine Ernstkugeln aus dem Böller. Item vier Sturmkugeln, so aus der Hand geworfen werden. Item drei Sturmkränz. Item drei Sturmspieß. Item sechs Faustkolben, so von der Hand aus geworfen werden. Diese Stücke alle seynd mit eisernen Schlägen wohl versehen. — Im Schimpffeuerwerk Erstens eine Wasserkugel mit achtzehn ausfahrenden Raketen und sechs Eisenschlägen. Item eine andere Wasserkugel mit sechs ausfahrenden Kügelein. Item zehn gemeine Handwasserkugeln. Item ein Rad mit eingelegten Raketen, dabei ein Paar Dusecken mit aufgelegten Raketen. Item ein Stock mit etlichen ausfahrenden Feuern.

Auf allen Vesten und ansehnlichen Burgen, wie Mühlburg, Baden, Hachburg, Höhingen waren Waffen und Munitionsvorräthe angehäuft. Zu Durlach erbaute man 1604 ein neues großes Zeughaus; kleinere befanden sich zu Pforzheim, Baden und andern Städten. Über ein jedes stand ein

---

*) Kurzes Memorial, wo bei Kommandirung der Soldateska zu Fuß in Acht zu nehmen; 1622.

Zeugwart als befehlshabender Offizier. Auch Arbeiter in Sold und Dienst waren dabei angestellt, als Gießer, Büchsenmacher, Büchsenschäfter, Riemer, Blattner ꝛc. Von letzteren war auch jedem Regiment einer zugetheilt zum Verfertigen und Ausbessern der Harnische. — 1605 wird noch eines Hofblattners erwähnt. Mit den Harnischen ist auch die Blattnerkunst abgekommen.

In jedem Landestheil laborirte ein Salpetersieder. In der Herrschaft Röteln stellte man ihm, 1605, die Bedingungen: 1) jährlich mindestens vierzig Zentner Salpeter zu liefern; 2) keinen in's Ausland zu verkaufen; 3) dafür erhalte er auf jeden Zentner einen Klafter Holz, Asche, Lichter, Schiff und Geschirr von der Herrschaft; 4) was er über vierzig Zentner liefere, werde ihm der Zentner mit vier Gulden bezahlt; 5) nicht ohne Anmelden zu verreisen; 6) an Besoldung für sich und zwei Knechte jährlich 170 fl., 16 Malter Roggen, 14 Saum Wein, Behausung und Kleidung als Offizier.

Pulvermühlen standen: hinter der Hachburg, bei Baden, bei Ettlingen und bei Pforzheim. Im Jahre 1613 bestand die Besoldung eines Pulversmachers in 50 fl., 6 Maltern Korn und 2 Saum Wein, 5 Ellen ländisch Tuch, Behausung und 10 Pfund Lichter.

Oberster Zeugmeister war um 1622 Klaus Friedr. v. Böcklin, Oberstleutenant des Landregimentes Baden-Baden.

Vevestigung des Landes. Daß kleine Vestungen im Allgemeinen wenig taugen, mag unter Umständen heutzutage wahr seyn. Auf das siebenzehnte Jahrhundert aber dürfte der Satz nicht anzuwenden seyn, denn der Beispiele liegen genug vor, auch in unserm Land, daß bevestigte kleine Städte, nur durch ihre wehrhafte Bürgerschaft vertheidigt, starker Feindesmacht Trutz geboten.

Auch Georg Friedrich war nicht der Mann, in dieser Beziehung etwas zu verabsäumen, und so sehen wir den Unermüdeten fortwährend besorgt, Städte, Burgen, Schlößer, Landwehren widerstandsfähig zu machen, oder zu erhalten.

In der Markgrafschaft Durlach war Mühlburg die vornehmste Veste; in Baden-Baden war es Stollhofen, und in dem Oberlande die Hachburg. An letzterer arbeitete man emsigst von 1616 bis 22. Im Jahre 1620 ließ der Markgraf in der Grafschaft Sponheim die Burgen Gräfenstein, Kastelaun und Gräfenburg wieder in Vertheidigungsstand setzen. Dann auch das Schloß zu Röteln, die Yburg, die Schlösser zu Kandern, Sausenberg, Badenweiler, Pforzheim, Staffort, Graben. Im ganzen Lande gab es dreißig veste Schlösser. Die Städte waren überhaupt und immer mit Wehren, Streichen, Thürmen und Gräben wohl versehen. Von 1617 bis 26 war der Hauptmann Joh. Buwinghausen von Walmerode zugleich Vestungsbaumeister im Lande.

In den Akten liegen noch mannichfache Berichte über das Vestungswesen: so einer des hachbergischen Landvogts Stürzel von Buchheim über die Veste Rheinfelden vom Jahre 1619; ein Gutachten desselben über die Defension und Fortifikation der unteren Lande vom Jahre 1620 rc.

Den Befehl über jede Veste führt ein Schloßhauptmann, unter ihm ein Wachtmeister. Auf der Hachburg hieß der Befehlshaber Gubernator; er übte die militärische Gerichtsbarkeit, durfte jedoch in peinlichen Sachen eine Exekution nicht ohne Vorwissen des Markgrafen vornehmen lassen. Der Burgvogt, in früheren Zeiten der Unterbefehlshaber, war jetzt nur noch Verrechner und Proviantmeister.

Schloßhauptmann zu Mühlburg war 1625 Jos. Wagner; zu Stollhofen 1612 Balth. Stein; 1619 Joh. Burkh. v. Gaudeck, später Gubernator auf der Hachburg. Hauptmann auf der Hachburg ist gewesen 1605 Mich. Burger von Enzvahingen, 1605 Albr. Besold, Oberschultheiß von Malterdingen, 1606 Mich. Zahn von Schneeberg, 1610 Joh. Ludwig v. Stein-Kallenfels, Forstmeister und Befehlshaber in Abwesenheit des Hauptmannes; 1619 H. Jac. v. Helmstätt, 1619 Jos. Wagner.

Neben den wohlverwahrten Städten und Burgen, vesten Klöstern, wie Schwarzach, sogar Kirchhöfen mit Schießmauern und Zugbrücken, hielt man damals noch große Stücke auf eine andere Befestigung, die jetzt kaum mehr dem Namen nach bekannt ist, die sogenannte Landwehr, den Landhag, oder wenn man will, den uralten Pfahlrain. — Ein solcher Hag lief in einer Breite von 12 bis 20 Schritten an Bächen und tiefen Gräben hin. Er war dicht besetzt mit Hagbuchen, Weiden und anderem Gehölz, welches mit der Zeit so in einander verwuchs, daß das Ganze eine, selbst für Stückkugeln undurchdringliche Wand bildete. Für Wege in Wasser ließ der Hag wohlverwahrte Durchgänge. Ein solcher Landhag zog, auf der Rußheimer Gemarkung am Rhein anfangend, quer durch das Rheinthal, indem er Blankenloch streifte, dann Grözingen, Berghausen, Söllingen, Königsbach und bei Dürn die Würtemberger Grenze erreichte.

Ein zweiter lief vom Rhein bis an die Veste Stollhofen und von da nach Ottersweier an die Bergstraße. — Gegen Abend strömte der Rhein als natürliche Landwehr, wohl bewacht und an den Überfahrtspunkten bewehrt mit bewaffneten Fahrzeugen.

Pforzheim, die uralte Pforte des Schwarzwaldes, die tüchtigen Mauern und Thürme mit der kräftigen Bürgerschaft besetzt, war gegen Aufgang das Bollwerk des Landes. — Den Kniebis und die andern Pässe des Gebirges deckten gute Schanzen. Auf allen Hochwachten standen Geschütze aufgepflanzt, ins Land den Lärmschuß zu knallen, dem alsbald Sturmglocken und Trommeln als Echo Antwort gaben.

Sobald übrigens ein feindlich Unternehmen vorherzusehen oder zu be-

fürchten war, durfte kein Hauptmann mehr außer Landes und kein Insasse weiter von seinem Wohnorte, als er die Sturmglocke desselben noch hören konnte. — Bürger und Bauern gingen dann sozusagen in Waffen an ihr Tagwerk.

Im Jahre 1580 war der Schultheiß Metz zu Knielingen zugleich Landhauptmann auf der Haart. Zu ihm kam eines Tags der Markgraf und begehrte die große Glocke der Gemeinde, da entgegnete Metz, „daß er sie nicht missen könne, so er Schulz seyn solle", und ließ zu gleicher Zeit die Glocke anziehen. Da nun alsobald die Bürger in Waffen herbeiliefen, zeigte sich der Markgraf so befriedigt, daß er von der Glocke nichts mehr wollte und den Knielingern noch ein Fuder Wein schenkte.

So war die Bevölkerung; dies die Anstalten zur Huth des Landes in einer Zeit, wo die kurze Ruhe, der vermeintliche Friede, oft plötzlich unterbrochen ward durch die dröhnenden Lärmzeichen, welche feindlichen Einbruch verkündigten, gleich wie die gerötheten Wolken des Himmels den Zug der sengenden Banden.

Folgender Art aber war zu Anfang Aprils 1622 die Lage der Dinge am Rhein. In der untern Pfalz, um Oppenheim, Alzey, Kreutznach lag der spanische General Cordova mit einem Haufen Spanier und burgundischer Kreistruppen in Winterquartier. Dies Korps gehörte zur Armee des Marquis Spinola, bei welcher auch zwei Söhne des Markgrafen Eduard Fortunat sich befanden — Brüder gegen Brüder. In dem Lande selber war das Jahr zuvor ein Städtlein ums andere belagert und genommen worden. In manchem auch hatten die Bürger sich herzhaft gewehrt und ihren Herd bewahrt; doch der Freund hauste nicht besser denn der Feind. — Alles war ausgeraubt, ausgebrannt, ausgeschändet und der elende Überrest der Bevölkerung noch durch böse Fieber verzehntheilt.

Gegen den Kurfürsten von der Pfalz war bereits die Reichsacht ausgesprochen und der baierische Feldmarschall Tilly abgeordnet, diese Acht zu vollstrecken. Er stand mit einer Armee von Baiern und andern liguistischen Truppen bei Heidelberg, hatte Ladenburg genommen, Neckargemünd, wo die ganze Einwohnerschaft niedergemacht worden, und andere Städte. Nur von der Veste Dilsberg bei Neckargemünd mußte er mit blutigem Kopf abziehen. Die kleine Besatzung unter dem pfälzischen Hauptmann Schmidt hatte fünf Stürme abgeschlagen. Von da nahm er Sinsheim und rückte bis gegen Bruchsal, eine Demonstration gegen Baden zu machen, dessen Haltung wohl Argwohn erwecken konnte.

Auf Seite der Unirten hatte sich der Herzog Christian von Braunschweig wieder erhoben und einige Vortheile errungen. — Der Graf von Mannsfeld hatte in der Gegend um Landau Winterquartiere bezogen gehabt. Er befehligte ein Heer aus holländischen, englischen, pfälzischen,

französischen und einigen geworbenen Truppen bestehend, mit dem er das ganze Bisthum Speier bis herüber nach Bruchsal den Winter über gebrandschatzt und gedrangsalt hatte. Ins Geheim aber stand er mit Spinola in Unterhandlung, um spanische Bestallung anzunehmen. Zugleich aber unterhielt er mit dem Markgrafen von Baden eine Korrespondenz, ihn versichernd, daß er mit den Spaniern nur zum Schein negoziere, obschon er wahrscheinlicher Weise sich nur, je nach der Wendung der Dinge, einen Rückzug zu sichern bedacht war.

Georg Friedrich war in der Verfassung, gleich 10 bis 12000 Streiter in's Feld rücken zu lassen. Außerdem hatten die Herzoge Wilhelm von Braunschweig und der später so berühmt gewordene Bernhard vom Markgrafen Bestellung angenommen, ihm in der Stille 1000 Kürisser und 3000 Fußknechte anzuwerben. Allein der Kurfürst von Sachsen widersetzte sich dieser Werbung, und so zogen sie schnell mit 1000 Pferden und 2000 zu Fuß ab, über Koburg, das Bambergische, Würzburgische, und begaben sich vorerst in das Mansfeldische Lager bei Landau.

Um dieselbe Zeit war auch der Kurfürst von der Pfalz aus dem Haag, wo er eine Zuflucht gefunden hatte, verkleidet über Paris nach Landau gekommen, wo ihn der Jubel der Seinen empfing. Diese Ankunft machte sofort dem Verhandeln Mansfeld's mit Spinola ein Ende. Jetzt nahte der Augenblick der Entscheidung. Allein noch war der Wurf nicht geschehen, noch hatte der Markgraf nicht offen mit dem Kaiser gebrochen. — Es war eine Aufgabe seines Lebens, die wiedervereinigten badischen Lande sich und seinen Nachkommen in ihrer Gesammtheit zu erhalten: ein schlimmer Ausgang des Unternehmens konnte all sein Streben, all sein Mühen mit einem Schlage zu Nichte machen; während Alles gesichert war, wenn er zur Parthei des Kaisers hielt. Dann aber war der Bundesfreund verloren und mit ihm die Sache der Union, für welche der Markgraf nun einmal eingestanden. — Mächtige Bedenken! und das Kriegsglück so wandelbar! Glück aber sollte Georg Friedrich nicht beschieden seyn. — Eine Ahnung mußte sein Inneres durchbeben, daß die Saite des Zweifels in der Seele widerklang.

Am 22. April 1622 entsagte der Markgraf der Regierung und legte die Herrschaft in die Hände des Erbprinzen Friedrich, auf diese Weise dem geliebten Sohn sein Recht zu wahren und dem hart angesprochenen Lande die Folgen möglicher Unfälle. Nichts behielt Georg Friedrich für sich als sein Heer, sein Schwert und sein Vertrauen.

Dem Lande aber ward keine Unbill erspart, und die baden-badische Linie kam wieder zur Regierung. Diesem Stamm sollte noch ein Lorberreis erblühen, der schönsten eins im deutschen Heldenkranz.



Ich wag's, Gott vermag's.
Alter Spruch.

Treffen bei Mingolsheim 25. April 1622.

Am 24. April lagerte Tilly mit dem liguistischen Heere bei Bruchsal. Denselben Tag erhielt Markgraf Georg Friedrich ein Schreiben von Mansfeld, worin dieser meldet, daß so eben (Nachts 12 Uhr) seine Armee oberhalb Germersheim über den Rhein zu setzen beginne und daß er wohl erst am Nachmittag fertig zu werden vermeine. Da gab denn der Markgraf auch seinem Heer Befehl zum Aufbruch und in der Frühe des 25. zog er, damaligem Kriegsbrauch gemäß, in Schlachtordnung, über Staffort den Liguistischen entgegen. Mansfeld, gleichfalls in Schlachtordnung, rückte durch das diesseitige Speier'sche Gebiet, alle Orte, welche der Heerhaufe berührte, in Flammen aufgehen lassend. Auf die Kunde von Mansfelds Rheinübergang war der liguistische Feldherr sogleich zurückgegangen und hatte auf den Höhen herwärts Wiesloch eine gute Stellung gewählt, dort die Schlacht anzunehmen, welche auch von den Unirten gesucht worden.

Über den Verlauf derselben ist nur wenig bekannt. — Der erste Angriff Mansfelds mißlang völlig und er zog sich auf Mingolsheim zurück. Dort fand er wahrscheinlich schon die Vorhut der Durlacher (dies war die damals gewöhnliche Benennung der Badischen) und hier kam das Treffen wieder zum Stehen. Tilly, welcher nur einen bereits geschlagenen Feind zu verfolgen wähnte, ward so übel empfangen, daß seine Ordnung sich lösete und er mit Hinterlassung von 2000 der Seinigen, 4 Geschützen und 17 Fahnen das Feld räumen mußte. Den Unsrigen fielen etwa 300 Baiern in die Hände.

Anstatt nun, den bewährten Regeln der Kriegskunst gemäß, vereinigt zu bleiben und dem geschlagenen Feinde ununterbrochen auf den Leib zu gehen, bis er vernichtet war, machten die Unirten den großen Fehler, sich zu trennen. Mansfeld zog die Bergstraße hinab, Ladenburg zu belagern und einige andere Städtlein zu nehmen, während der Markgraf von Baden dem retirirenden Tilly über Sinsheim folgte. Offenbar wirkte hier ein Zerwürfniß beider Feldherren: nach Stellung, Alter und Kriegserfahrung gebührte ohne allen Zweifel dem Markgrafen der Oberbefehl, während Mansfeld einer niedrigen Eifersucht das hohe Interesse der ganzen Sache opferte.

Schlacht von Wimpfen 6. Mai 1622. *)

Tilly hatte sich bei Wimpfen wieder gesetzt, um zu schlagen und den Feind den Neckarübergang zu wehren. Unterhalb der Stadt, gegen Offenau, war eine Brücke über den Neckar hergestellt und die Zugänge wohl verschanzt. Außerdem hatte der bairische Feldherr nicht verabsäumt, den General Cordova zu Hilfe zu rufen, welcher sich, nach einigem Umständemachen auch herbei ließ, ihm zwei Regimenter zu Fuß und einundzwanzig Kornet (Fähnlein) Reiter zuzuführen. Cordova marschirte durch den Odenwald auf Wimpfen zu, wo er am Vorabend, oder am Tage des 6. Mai eintraf. Unterdessen hatte der Markgraf Sinsheim wieder eingenommen, das Schloß zu Angelloch, und zog über Hilsbach und Schweigern gegen Wimpfen zu. — Am 5. Mai rückten die Treffen aus Schweigern und Bieberach gegen Tilly's Stellung, der jedoch seinem Feind bis Obereisisheim zuvorgekommen war.

Die Gegend südlich von Wimpfen, wo beide Heere standen, ist eine wellenförmige Hochfläche, welche bei der Stadt steil und hoch gegen den Neckar abfällt; immer noch steil, aber weniger hoch sind die Abhänge des Neckarthales südlich von Wimpfen, bei Unter- und Obereisisheim, Neckargartach. Die drei Orte Wimpfen, Biberach, Obereisisheim bilden ein

*) Ein sehr fleißig gearbeiteter Auszug aus den Akten des Großherzogl. Archivs und andern amtlichen Quellen ist neuerlichst vom Hauptmann v. Laroche veröffentlicht worden. (Zeitschrift für Kunst und Wissenschaft des Krieges. 1846. 7tes und 8tes Heft, die Schlacht bei Wimpfen.)

ziemlich gleichseitiges Dreieck, von welchem jede Seite in gerader Richtung ungefähr eine Stunde Wegs beträgt. In der Mitte dieses Dreieckes, an der jetzigen würtembergisch-hessischen Gränze, ist der Dornath-Wald der höchste Punkt der Gegend, von hier aus laufen die wellenförmigen Höhenzüge gegen das Neckarthal und der bedeutendste von ihnen zieht sich vom Wald nach Obereisisheim. — Es war Tilly gelungen, diesen beherrschenden Punkt der Gegend zu besetzen, bevor die Durlacher ihn erreichen konnten, welche ein schlechter Führer durch Hohlgassen und bodenlose Wege geleitet hatte. Der Nachmittag und Abend des 5. Mai verging mit Kanoniren, Plänkeln und scharfem Scharmützeln einzelner Reiterabtheilungen: es galt, dem Feind die Höhe des Dornathwaldes mit Gewalt oder durch Manövriren zu nehmen; allein Tilly war nicht der Mann, einen großen Vortheil ohne Noth aufzugeben. Die Nacht machte dem Schießen ein Ende. Da beschloß der Markgraf, die Schlacht am anderen Tage auf derselben Stelle zu liefern, trotz seiner ungünstigeren Stellung und trotz dem er nicht Zeit hatte, sich gehörig zu verschanzen, was er sonst nie unterließ. Er mußte wohl auf seine überlegenen Streitkräfte zählen, denn Cordova's Ankunft war ihm unbekannt, und er mußte diese befürchten bei längerem Warten.

Badisches Heer.

Generaloberster: Georg Friedrich, Markgraf zu Baden und Hachberg. In seinem Gefolge und um ihn der Feld-Hofstaat, die Feld-Kanzeley, der Kriegsrath, die Garde zu Pferd, die Leibfahne.

Oberster Leutenant: Otto, Wild- und Rheingraf, Graf zu Salm ꝛc.

Feldzeugmeister: Oberst Klaus v. Böcklin.

Obersten: Mehrere Abtheilungen wurden geführt durch Prinzen und Herren, würdige Zöglinge ihres berühmten Herrn. Prinz Karl von Baden, 24 Jahr alt, seit 1620 Oberst über ein Regiment zu Fuß. Prinz Christoph, 16 Jahr alt, Rittmeister über ein Fähnlein Reiterei. Herzog Wilhelm von Weimar, Oberst über ein Regiment zu Fuß. Herzog Bernhard von Weimar, welcher stets dankbar Georg Friedrich als seinen Lehrmeister erkannt, Oberst über ein Regiment zu Pferd. Ein tapferes schwäbisches Reiterregiment führte Herzog Magnus von Würtemberg (Bruder des regierenden Herzogs), Oberst Joh. Kasimir, Wild- und Rheingraf. Die vier badischen Landwehrregimenter führten (außer dem Prinzen Karl) Ph. Chr. v. Helmstätt. Oberst über das weiße Regiment: Oberstlieutenant Bertram, und Oberstlieutenant Stürzel von Buchheim. — v. Waldmannshausen, Oberst über ein Regiment Pfälzer.

Fußvolk. Sechs Regimenter zu Fuß (die vier badischen, das weimarische und das pfälzische). Leichtlen giebt, ohne jedoch Näheres zu bezeichnen, acht Regimenter an.

Reiterei: vierundzwanzig (nach Andern achtundzwanzig) Kornet oder Fähnlein, darunter einige Franzosen.

Geschütz. Vierzig Stücke, darunter zwei Sechzigpfünder, ein großer Boller, von neun Pferden gezogen, sechs neue in Durlach gegossene Kanonen, neun halbe Karthaunen und 21 kleinere Stück.

Siebenzig Spitzwägen, jeder einen kleinen Mörser tragend und von zwei Pferden gezogen, also eine Art leichter Haubitzen, von des Markgrafen Erfindung. Sie schoßen vorzugsweise Kartätschen mit einer Pulverladung von Dreiviertel Pfund.

150 sechsrädige Spieß- oder Spitzwägen und ein Troß von 1600 Heerwägen. — Eine Brückenequipage von zwölf Schiffen.

Im Ganzen 15,000 bis 20,000 Mann.

Liguistisches Heer.

Tilly befehligte über sechs Regimenter zu Fuß und vier Kornet Reiter; Cordova über zwei Regimenter zu Fuß und einundzwanzig Kornet Reiter, wie schon angeführt. Nach anderen Angaben bestand Cordova's Division aus zwei Regimentern zu Fuß und 1000 Reitern.

Im Ganzen 20,000 Mann. Nähere Kenntniß mangelt uns, zur Zeit wenigstens noch.

Tilly's Aufstellung blieb auf den Höhen des Dornathwaldes; das zweite Treffen längs dem Saum des Waldes; das erste Treffen und das Geschütz vorwärts auf den, gegen den Neckar zu laufenden Höhenzügen.

Die badische Aufstellung folgte dem Höhenzug und der Straße von Biberach gegen Obereisisheim. Dieser letztere Ort lag einige hundert Schritte vor dem rechten Flügel und war durch zwei Fähnlein zu Fuß und eines zu Pferd besetzt. Eine Viertelstunde hinter dem Ort tritt der Böllinger Bach, im Mittelalter die Bieberach genannt, ins Neckarthal. Bei Bonfeld entspringend, fließt er an Biberach vorbei. Sein Lauf gieng somit, den linken Flügel der badischen Stellung berührend, im Rücken desselben fort. Obwohl das Wasser nur ein paar Schritte breit ist und das Thal nicht sumpfig, waren die Thalwände doch steil und für Geschütz nicht zu passiren. Die zwei über den Bach geschlagenen Brücken konnten im Fall eines Rückzuges nicht ausreichen. — Das Heer stand in einem Treffen — die ganze Artillerie in der Mitte, in den oberen Weinbergen vor dem Billinger Hof. Hinter ihr war die starke Wagenburg des Markgrafen aufgefahren, welche den Schlußstein der Stellung bildete. — Von der Reiterei hatte der größere Theil sich auf dem linken Flügel am biberacher Wartberg formirt. — Das Fußvolk bildete die mittlere Schlachtreihe. In Ermangelung besserer Verschanzungen hatte man vor demselben, dem damaligen Brauch gemäß, eine Linie sogenannter spanischer Reiter aufgestellt, nämlich Balken, zehn bis zwölf Fuß an

Länge, welche auf den vier Seiten mit zwei bis drei Fuß langen gespitzten Pfählen bespickt und mit Ketten an einander bevestigt waren.

Verlauf der Schlacht. Mit der Frühe des Tages eröffneten die Liguisten das ernste Spiel durch ein unterhaltenes Feuer ihrer Stücke. Vortheilhaft wie sie standen, schlugen die Kugeln alsobald in die badischen Reihen und streckten viel Leute nieder. Nun aber antwortete die badische weit stärkere Artillerie und so nachdrücklich, daß man, wie ein Augenzeuge erzählt, auf Augenblicke die durchgerissenen Lücken in der feindlichen Linie sehen konnte, obwohl diese durch den Boden mehr gedeckt stand als die badische. — Dem ein End zu machen, entsendete Tilly einige Geschwader zum Angriff. Ihnen entgegen trabten alsogleich badische Reiter, welche nach einigem Schießen die ersten hinter ihre Schlachtlinie zurückwarfen. Neues Geschützfeuer, von neuen Reiterangriffen unterbrochen, wechselten so einige Stunden. Da ließ der Markgraf ein Infanterieregiment zur Unterstützung seiner Kavallerie vorrücken, und bald war der Rückzug der bairischen Reiterschwadronen entschieden. Viel Leute lagen auf dem Blachfeld, aber zu einer Entscheidung wollte sich's nicht neigen. Mit der Hauptmasse wich Tilly nicht von der Stelle und hier konnte ihm der Markgraf nicht zu Leib gehen, so sehr seine Obersten dazu drängten. Er glaubte der Baiern gewiß zu seyn, ohne zu große Opfer. Um die Mittagsstunde hielt man beiderseits inne mit den fruchtlosen Reiterangriffen, auch das Geschützfeuer schwieg und eine zweistündige Waffenruhe trat ein. Es war ein heißer Tag — die Baiern konnten im Holz gegen die Sonne einigen Schutz finden, welcher den Badischen auf dem offenen Felde mangelte, auch an Proviant litten sie Noth, doch konnten die Pferde wenigstens in dem Bach getränkt werden.

Gegen zwei Uhr bemerkte man Bewegungen in der baierischen Linie; sogleich befahl der Markgraf, zum Angriff bereit zu seyn, er befürchtete wohl, Tilly möchte zurückgehen und die Schlacht unentschieden lassen. Doch bald fing das Geschützfeuer mit neuer Kraft an und starke Kavalleriemassen entwickelten sich zum Anreiten. Jedermann fühlte, daß das Gefecht sich jetzt zur Entscheidung wenden müsse. Die schwäbischen Kürisser unter Herzog Magnus warfen sich dem Feind entgegen. — Die Geschütze donnern und prasseln, wie der Augenzeuge erzählt, als wenn die Erde zusammenbrechen wolle. Wiederum sehen die feindlichen Reiter sich geworfen, aber Herzog Magnus liegt erschlagen unter einem Haufen Todter. Jetzt setzt die ganze feindliche Linie sich in Bewegung, die Höhe herunter rückend, gegen die Badischen und nun war auch des Markgrafen so dringender Wunsch erfüllt. Unverweilt befiehlt auch er ein allgemeines „Vorwärts" und die beiden Reihen treffen auf einander. Ungleich war der Erfolg. In dem Thal von Biberach und in dem Busch zunächst des badischen linken Flügels, dem schwachen Theil der Stellung, hatte die ganze feindliche Reiterei unter Cordova's Anführung sich gesammelt,

und rannte mit Ungestüm auf die badische; zweimal schon Siegerin, wurde sie jetzt geworfen, und konnte sich erst bei Großgartach, eine Stunde rückwärts, wieder sammeln; auch das Dorf Obereisisheim vor dem badischen rechten Flügel wurde von den Baiern genommen und die dort postirten drei Fähnlein zu Gefangenen gemacht. Während so bei dem allgemeinen Angriff die beiden Flügel weichen mußten, schien im Zentrum, wo die Masse des Fußvolkes stand, der Markgraf, hoch zu Pferd mitten unter ihnen, der Sieg nicht mehr zweifelhaft. Vom Musketen- und Geschützfeuer furchtbar mitgenommen, waren drei baierische Regimenter bereits getrennt, und wie Mauern standen die badischen Reihen, ein nochmaliger Stoß der Reiterei hätte den Sieg entschieden, aber die Reiterei war nicht mehr auf dem Schlachtfelde. Im Gegentheil, die feindliche unter Cordova drängte bereits auf den Rücken der badischen Stellung, daß unter dem Troß schon Verwirrung entstand und einzelne Knechte davon ritten. Jetzt, wo Alles an der Schneide eines Degens hing, mußte sich's treffen, daß inner der badischen Wagenburg ein Pulverwagen aufflog und augenblicks noch drei, vier andere, daß auf fünfzig Schritte ringsum das Feld mit Menschen und Pferden besät war. Schrecken und Unschlüssigkeit mußten auch im Moment die Gemüther erfassen. Gerade war das spanische Regiment „Neapel“ zum Sturm auf die Batterie von neun halben Karthaunen beordert, rasch benutzte es die Verwirrung, die Geschütze wurden genommen, sogleich umgedreht und auf die Wagenburg abgefeuert. Es war jetzt Nachmittags 4 Uhr und die Schlacht entscheiden. Was der Markgraf als möglich nicht einmal geahnet hatte, war wirklich geworden, er mußte sich zurückziehen. Zum Rückzug aber war seine Stellung nicht gewählt, Fußvolk und Pferde wohl konnten den Bellingerbach ohne Gefährde überschreiten. Geschütz und Wagen aber vermochten die steilen Thalwände nicht zu passiren; sie fielen dem Sieger als Beute zu. Fast kein Gefangener ward sein außer der Besatzung des Dorfes. Am letzten auf dem Platz stand das weiße Regiment unter Oberst Helmstätt. Die Sieger ihrerseits aber waren dermaßen zugerichtet, daß nur ein spanisches Regiment den Badischen bis Neckargartach eine Viertelstunde hinter den Bellingerbach zu folgen vermochte. Mit dem Stamm der Armee ging Tilly Abends noch nach Wimpfen zurück.

Diese Schlacht, mit ihrer Artillerie, welche die einmal genommene Stellung nicht wieder verändert, mit ihren Reiterangriffen, welche, ein Überrest des alten Ritterwesens, das Gefecht eröffnen und anspinnen, mit ihrem Zusammenstoß der Infanterie erst im letzten entscheidenden Moment — sie giebt ein völlig getreues Bild vom Verlauf der Treffen in den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges.

Der Kampf bei Wimpfen wird in der badischen Geschichte mit Recht berühmt bleiben, wegen der heldenmüthigen, eines besseren Geschickes würdigen

Ausdauer des Heerführers wie des Fußvolkes; und, man übersehe es nicht, dies Fußvolk war Landwehr, eine Auswahl verheiratheter Bürger. — Der Markgraf hatte einen Fehler begangen, welcher im Kriege schon die Ursache von viel Unglück gewesen, den Fehler nämlich, seinen Feind zu gering zu achten, die Möglichkeit eines Unfalles nicht einmal in Rechnung zu nehmen. All seine andern Anordnungen aber, wie seine Haltung während der Schlacht, haben ihm die Bewunderung selbst seiner Feinde erwerben müssen.

Übrigens sind die Verhältnisse dieser Schlacht und ihre Folgen, im größeren Publikum wenigstens, bisher irrig aufgefaßt worden. — Was namentlich die Folgen derselben betrifft, so mußte allerdings das sämmtliche Geschütz und der Troß verloren gehen. Unter den Todten zählte man an Obersten und Oberoffizieren: den Herzog Magnus von Würtemberg, den Pfalzgrafen Christoph von Birkenfeld, G. F. v. Helmstädt, J. Wolfgang v. Löwenstein, Fr. v. Weiler, Joh. Phil. Schärtlin von Burtenbach, den Fähndrich Ph. Reinh. v. Hornberg, Wolfg. G. v. Lichtenstein, J. v. Weiler, H. Kasp. von Gundelsheim, H. Jako von Gültlingen, G. Mänle von Steinbach, J. W. Oudinell, G. Fr. v. Ruß, Ullrich v. Brand, Joh. Ph. Haß, E. Fr. v. Zanth, Chr. Lud. Staud, Moritz Hoberes, Chr. v. Robenstein, H. G. Wolkenfels, Ad. Chr. v. Daubeneck, P. Mitternacht. — Unter den Verwundeten wird der Oberst und Zeugmeister v. Böcklin genannt, als durch die Explosion der Pulverwägen jämmerlich versengt.

Allein nach allen Angaben haben die Liguistischen an 5000 Mann verloren, während der Gesammtverlust badischer Seits nicht halb so stark gewesen.

Unterm 18. Mai schreibt der badische Sekretär Abel an den Nürnbergischen Stadtobersten v. Leubelfingen: „. . . . So haben wir zwar so viel Fußvolk-Fähnlein vom Feind, als er von uns, indem wir ihm dann auch zwei Kornets und viele Knechte gefangen genommen haben. Die meisten Gefangenen, so er von uns hat, hat er in einem Dorf, darin 2 Kompagnien zu Fuß und eine zu Pferd gelegt waren, bekommen, darunter: Rittmeister Lutzelberg, Capitain Jorg, Phil. v. Helmstedt, Capitain Steinfels, Hartungshausen ꝛc."

Doch ist es Zeit, einen Brief Georg Friedrichs an den Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg anzuführen, worin das unzerstörbare Gleichgewicht ächten Feldherrngeistes sich strahlend wiederspiegelt:

„E. L. mögen nicht verhalten, daß Wir heute acht Tage mit dem Feinde, weil derselbe uns und Unserer Armee so hart zugesetzt, schlagen müssen, und ob wir wohl Uns die künftige Nacht durch etwas zu verschanzen gemeint, hat doch solches, weil beide Generale, Cordova und Tilly, so hart auf Uns gedrungen, nicht geschehen können, da Wir dann zwar bekennen, daß Wir Uns redlich und zwei Tage lang gewehret, scharmutziren, retiriren und das Feld räumen müssen, welches aber ohne sonders großen Verlust

abgangen, außerhalb daß die Artolleria und etlich Partgeld, welches doch noch wohl zu verschmerzen und hoffentlich in's künftige wiederum anderwärts einzubringen, dahinten verblieb. Sintemal, wo uf Unserer Seiten einer, seind dem Gegentheil drei oder vier, inmaßen E. L. von Andern, auch vielleicht von der Widerpart selbsten, werden ersehen, erlegt worden. Und endlich haben Wir von hohen Offizieren niemand verloren als den hochgeborenen Fürsten, Unseren lieben Oheim und Schwager Herrn Magnum, Herzog zu Würtemberg, und den Pfalzgrafen von Birkenfels, welches Uns zwar herzlich laid thut, weil sich diese dergestalt tapfer erwiesen, daß nicht zu zweifeln, da der Allmächtige Denselben das Leben länger vergönnt, sie dem geliebten Vaterlande noch viel gute und mögliche Dienste hatten prästiren können. Weil aber hochgedachtem Herzog dieser Fall in dem Beruf, so Sie Gott und dem Vaterland gedient, begegnet, sind Dieselben mit gutem Gewissen, Ehr und Reputation von dieser Welt geschieden. Haben derohalben nicht unterlassen, Unsere Truppen so viel möglich wiederum zu sammeln, und sind Willens, Uns mit nächster Tage, beliebt's Gott, wiederum zu Feld zu begeben. Darnach Wir aber ganz und gar um Unsere gute Pferde gekommen, so ersuchen Wir E. D. hiemit, daß Dieselben mit guten, zu solchem Handel tauglichen Pferden freundlich aushelfen wollen, das Wir Uns, bei zu begebenden Occasionen, freundlich zu beschaffen erbötig verbleiben.

„Datum Carlsburg den 3. May 1620.

Georg Friedrich, Markgraf von Baden."

Auch über einzelne Umstände der Schlacht ist Irriges weit verbreitet; so die Sage von vierhundert Bürgern aus Pforzheim, welche unter Anführung ihres Bürgermeisters ein eigenes Korps, nach Einigen eine Leibwache des Markgrafen, formirt und bei Vertheidigung seiner Person sämmtlich gefallen seyn sollen. Die Pforzheimer aber bildeten erstens ein Fähnlein zu Fuß von 300 Mann, die erste Kompagnie des weißen Regiments unter dem Obersten Helmstätt. Ob der damalige Bürgermeister von Pforzheim, welcher Wolf Karle hieß, Hauptmann des Fähnleins gewesen sey, oder ob es der damalige Bürger und Weißbäck Bechtold Deimling war, ist nicht bekannt. Hundert weitere Pforzheimer bildeten ein Reiterfähnlein. Die sämmtliche Reiterei aber war beim Entscheidungskampfe nicht mehr auf dem Schlachtfelde. Nun aber hat das ganze weiße Regiment bei Wimpfen hohen Ruhm sich erworben und ihm gebührt die Ehre des Tages. Wenig Zweifel ferner, daß die stets wehrhaften Pforzheimer nicht die tapfersten unter den Tapfern gewesen; allein der Verlust an Mannschaft war badischer Seits überhaupt nicht so groß, und daß er bei dem einen Fähnlein im Verhältniß nicht stärker seyn mochte, beweisen die noch vorhandenen Kirchenbücher. *)

*) Wir verweisen darüber nochmals auf den oben angeführten Aufsatz von Laroche.

Georg Friedrich hatte sein Heer schnell wieder hergestellt und auf 12,000 Mann gebracht. Vereinigt mit Mansfeld nahmen sie Ladenburg wieder mit stürmender Hand, zogen ins Elsaß, entsetzten Hagenau, zogen dann, Ende Mai, zurück über den Rhein gegen Darmstadt, wo der Landgraf einer badischen Streifwacht in die Hände fiel. Als aber Herzog Christian bei Höchst eine harte Niederlage erlitten, entließ der Kurfürst von der Pfalz die Genossen ihrer Bundespflicht, und nahm zur Aussöhnung mit dem Kaiser die Vermittelung seines Schwiegervaters, Königs Jakob von England, so wie des Königs von Dänemark an. — Georg Friedrich entließ nun sein Heer und zog sich auf seine unangreifbare Hachburg zurück. Friedrich V aber ging nach Frankreich, Mansfeld und Bernhard von Weimar traten in französischen Sold.

Georg Friedrich, nachdem er einige Jahre zurückgezogen in Genf verlebt, entriß sich noch einmal der ihm widerstrebenden Unthätigkeit *) und übernahm im Jahre 1627 den Oberbefehl über einen Heerhaufen, meist aus Dänen bestehend; aber auch diesesmal nicht vom Glück begünstigt. Den Rest seiner Tage beschloß der vielgebildete thatkräftige Fürst wieder in Genf, wo er im Jahre 1637 seinen Geist den Händen des Herrn empfahl.

Am 24. Mai 1630 aber hatten die Schweden den deutschen Boden betreten.

---

*) Von der hohen militärischen Bildung des Markgrafen zeugt unter andern ein Manuscript in der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Karlsruhe. Dasselbe besteht aus drei starken Folio-Bänden, welche der Markgraf größtentheils selbst schrieb und in denen er nicht allein seine eigenen Ansichten über Kriegführung, Kriegskunst und die Kriegswissenschaften im Allgemeinen, sondern auch die der vornehmsten und berühmtesten Schriftsteller der früheren und damaligen Zeit niederlegte. Dieses großartige Werk ist in deutscher, lateinischer, französischer und italienischer Sprache geschrieben, im Jahre 1614 begonnen und 1617 beendigt, und seinen Söhnen gewidmet. Man muß die Aufmerksamkeit, die Einsicht, Kenntniß und Sorgfalt dieses ausgezeichneten Fürsten bewundern, wenn man die Abrisse der Lager, die Pläne der Schlachten und Schlachtordnungen, die Zeichnungen des Geschützes und der Kriegsgeräthschaften von allen Gattungen, vom Kleinsten bis zum Größten, betrachtet, welche er selbst mit eigener geübter Hand beifügte.

Zeitraum des spanischen Erbfolgekrieges.

An Zügen und Schlachten, an hochberühmten Feldherren, braven unverdrossenen Soldaten, werden nicht viele Zeiten reicher seyn, als die letzten Jahrzehnte des siebenzehnten und die ersten des achtzehnten Jahrhunderts. Hier glänzen auf Seite der Deutschen und ihrer Verbündeten ein Raimond Montecucoli, ein Karl von Lothringen, ein Ludwig von Baden, ein Eugen von Savoyen, ein Marlborough; ihnen gegenüber, französischer Seits ein Türenne, Vauban, Vendome, Catinat, Villars, und wie viele Tapfere, von weniger hohem Range noch auf beiden Seiten.

Diesem Reichthum an Feldherrntalent, an unerschöpflicher alt deutscher Herzhaftigkeit aber stehen die übrigen Verhältnisse des Landes in betrübtester Weise entgegen. Zu keiner Zeit ist das deutsche Reich ärmer gewesen an Gemeingeist, an Hingebung, und niemals weniger seiner Würde sich bewußt. Der engherzigsten konfessionellen Eifersucht vermochten die Deutschen sich nicht zu entwinden, selbst in dem Augenblick, wo Alles in den Abgrund zu stürzen drohte. Im Osten von den Türken bedrängt, im Westen von den Franzosen, durch beide aufs Äußerste gebracht, sah man doch kein Zasammenhalten, kein gegenseitiges Hülfeleisten. Alle und jede wollten stets abwarten, bis der Feind noch weiter im Herzen des Reiches stehe, bis keiner hoffen durfte, das Kriegsunwetter werde an seiner Markung vorbeiziehen. Was konnte es helfen, daß hier oder dort der Fürsten edle Waffen dem stets kampfesfreudigen Volk voranleuchteten, wenn die materiellen Mittel zum Kriegführen fehlten? Was vermag der beste Geist einer Armee auszurichten, wenn der Soldat nichts zu essen hat? In diesen Fragen liegt die Geschichte so vieler deutscher Feldzüge jener Zeit, und auch dem Markgrafen Ludwig sind bitterste Erfahrungen in dieser Beziehung nicht erspart worden.

Mit dem neunzehnten Jahre war der Prinz als Freiwilliger in das kaiserliche Heer getreten und hatte die Feldzüge mitgemacht in dem Kriege, welchen Kaiser und Reich von 1674 bis 1679 gegen die Anmaßungen des vierzehnten Ludwig von Frankreich führen mußten. Im Jahre 1676 befehligten der Vetter des Prinzen, Markgraf Ludwig Friedrich von Baden-Durlach, als Reichsfeldmarschall, und sein Oheim, der Markgraf Hermann von Baden-Baden als kaiserlicher Generalfeldzeugmeister, die Belagerung von Philippsburg. Prinz Louis (diesen Namen behielt Markgraf Ludwig stets im Volkesmund) fand hier Gelegenheit, sich durch eine erste Waffenthat auszuzeichnen. Einer der entscheidenden, wie der gefährlichsten Momente bei einer Belagerung ist die Eroberung des bedeckten Weges. Man nennt so den Gang jenseits des Hauptgrabens, dessen Brustwehr, das Glacis, sich gegen das Feld verflacht. Die Stürmenden müssen die Besatzung hinter den Pallisaden des Glacis vertreiben, und jenseits, offen, ohne irgend eine Deckung, auf 25 oder 30 Schritte dem Feuer von den Hauptwällen so lange widerstehen, bis aus Schanzkörben, Faschinen, Erdsäcken eine nothdürftige Schutzwehr erbaut ist. Bei solchem Sturm des bedeckten Weges hatte Prinz Louis sich der Art hervorgethan, daß er von dem Herzog von Lothringen als Überbringer der Botschaft von der bald darauf erfolgten Übergabe der Veste nach Wien gesendet wurde. Zum Lohne seiner Tapferkeit verlieh Kaiser Leopold dem Prinzen das Regiment Wolffenbüttel, dessen bisheriger Inhaber, Prinz Friedrich August, bei jenem Sturm geblieben war. Zwei Jahre darauf ertheilte der Kaiser dem Prinzen auch die Altersnachsicht zum Antritt der Regierung des Landes, welche ihm bereits 1677 durch den Tod seines Großvaters, des Markgrafen Wilhelm zugefallen.

Im Mai 1679 rückte er vor zum Generalfeldwachtmeister.

Nur eine kurze Ruhe hatte der Friede von Nimwegen dem Reiche gegeben, denn bald, angehetzt durch den König von Frankreich, entbrannte der Türkenkrieg heftiger denn je zuvor. Den Markgrafen, gerüstet abermals gegen Frankreich zu fechten, sehen wir jetzt plötzlich nach Wien berufen, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Lothringen seine Stelle als General der Reiterei anzutreten und sein gutes Schwert gegen den Erbfeind der Christenheit zu ziehen.

Den 4. Mai 1683 sollte die Armee sich gegenüber von Preßburg gesammelt haben. Obgleich der Krieg schon lange vorherzusehen gewesen, obgleich es für Niemand ein Geheimniß war, daß die ungeheuren Rüstungen der ottomanischen Pforte diesesmal Wien selbst gelten sollten, war doch für die Führung des Krieges nur wenig Vorkehr getroffen. Das Kanzleiregiment, welches damals schon in Deutschland gebietend waltete, schien bereits der Ansicht, daß die Ereignisse sich dem Geschäftsgang zu bequemen hätten. „Es ist Thatsache", sagt Röder in seiner Geschichte der Feldzüge

des Markgrafen Ludwig wider die Türken, „daß Hofkammer- und Kriegs-kommissariat noch am 28. Januar des Jahres 1683 Ersparnisse bei der Armee vorschlugen, welche darin bestehen sollten, daß den Generalen an ihren Besoldungen, den Gemeinen das Brod abgezogen werde.“ — Der Erfolg ist bekannt. — Am 7. Juli mußte der Kaiser von Wien nach Passau flüchten; am 12. sah man Tartaren um die Vorstädte schwärmen, und bald waren die Anstalten getroffen zur Belagerung der Hauptstadt. Markgraf Hermann von Baden, jetzt Präsident des Hofkriegsrathes, war der Letzte vom kaiserlichen Gefolge, welcher die Stadt verließ. Endlich, nachdem das nothwendigste Fußvolk angelangt, zog auch die Reiterei unter dem Prinzen Louis von Baden ab. — Wie nach zwei Monaten die geängstigte, auf's Äußerste gebrachte Stadt wieder entsetzt ward durch ein Heer von Kaiserlichen, Reichsvölkern und Polen, unter dem Oberbefehl des Königs Johann Sobiesky, ist weltbekannt. Dem Prinzen Louis war es vergönnt, mit abgesessenen Dragonern, die Janitscharen aus den Laufgräben zu jagen, und den ausfallenden Wienern die erste Freundeshand zu reichen. Ein halbes Wunder, daß die Stadt sich bis dahin halten konnte, und eben so außerordentlich der unverhofft vollständige Sieg des Entsatzheeres. Gott allein kann wissen, was aus Deutschland geworden, hätte auf dem Thurm von Sankt Stephan der Halbmond einen Platz gewonnen.

Während zehn Feldzügen stand nun Prinz Louis den Türken gegenüber; anfänglich als General der Reiterei, in den vier letzten Jahren als Oberfeldherr. Stets und in jeder Stellung hat er jenes schnelle, sichere Erkennen gegebener Verhältnisse bewährt, jenes folgerichtige, entschlossene Handeln, was ihm den hohen, so wohl verdienten Ruf erworben.

Den herrlichen Sieg unter den Mauern von Wien, mit so geringen Opfern erkauft, hatte man zunächst dem Scharfblick des Polenkönigs zu danken, denn bereits war das Verabredete für den Tag des 12. September vollführt, und man gedachte den Rest dieses Tages, so wie die Nacht in Beiwacht auf dem Schlachtfelde zuzubringen, als der König, geübten Auges, Zeichen von Unschlüssigkeit unter einem starken Haufen türkischer Reiter erkennend, in den Ruf ausgebrochen: „das sind verlorene Leute“, und alsogleich seine Polenreiter, die Husaren voran, zum Angriff gegen jene entsendet hatte.

Kein Hinderniß des Bodens vermochte die kampfentbrannten Polen aufzuhalten und bald waren zwanzigtausend Spahis auseinander gesprengt. Karl von Lothringen, die Flucht jener Reiterei-Division wahrnehmend, hatte gleichfalls wieder zum Angriff blasen lassen; seinem Beispiel waren die Kurfürsten mit den Reichstruppen gefolgt, und so sah man das ganze Heer in weitem Bogen auf der Ungläubigen Hauptlager anrücken. Auch dieser Kampf war nach Kurzem entschieden gewesen und die Strahlen der Abendsonne beleuchteten das hohe Schauspiel: hier einer zu Gott aufathmenden,

von Tod, Sklaverei und allem Schrecken des Krieges befreiten Bürgerschaft, dort der wilden Flucht des ungeheuren, überstolzen Türkenheeres, und da, im Christenheere, das mit Worten nicht zu beschreibende Hochgefühl des Sieges für die höchsten Güter der Menschheit, für Religion und Vaterland. Ich sage, für Religion in vollem Sinne des Wortes, nicht für theologischen Kram, denn um Christenthum oder Islam fielen die Würfel.

In solchem Grade vollständig war der Sieg gewesen, in solchem Grade auch die kühnsten Hoffnungen hinter sich lassend, daß selbst die Heerführer den Trug des Augenscheins fürchteten, und, wie jedermann im Befreiungsheere, den Rückzug der Türken für eine Kriegslist nahmen, welcher die Absicht unterlag, in der Nacht zurückzukehren und während der zu vermuthenden Plünderung des orientalischen Lagers über die Christen herzufallen. Von dieser Ansicht beherrscht, hatte der König, bei Todesstrafe verboten, vom Pferde zu steigen, oder Reih' und Glied zu verlassen. Die Nacht war in Schlachtordnung vor dem Türkenlager zugebracht worden; aber diese Vorsicht, so sehr sie auch geboten schien, hatte die Ungläubigen vor gänzlicher Vernichtung gerettet, denn dieser war die zuchtlose Masse preisgegeben, sobald die Christen entschlossen nachfolgten.

Bei verbündeten Heeren vereinbart man sich nur langsam über die großen Kriegsabsichten, weil hier nothwendig mannichfache und sich kreuzende Interessen berührt werden. So geschah es denn auch, daß das verbündete christliche Heer erst fünf Tage nach dem Entsatz von Wien, das ist am 17. September 1683 sich wieder in Bewegung setzte. Man wollte zunächst den starken und wichtigen Grenzplatz Neuhäusel, etwa 25 Stunden Wegs von Wien, wegnehmen; weiter nicht lagen damals die Marken des osmanischen Reiches von der Hauptstadt Österreichs.

Doch abermalige Bedenken und Unschlüssigkeiten hatten auch dies Beginnen unräthlich erscheinen lassen, und man entschloß sich, Gran an der Donau zu nehmen. Den Brückenkopf dieser Veste bildet auf dem linken Donauufer das Städtlein Parkan. Unter den Kanonen dieses Platzes hatte sich ein türkisches Korps gelagert; diesem galt der nächste Angriff. Die Polen, noch siegesberauscht von dem hohen Tag vor Wien, waren der übrigen Armee vorangeeilt. Nach neuen Lorbern gierig, hatten sie selbst die nöthigsten Vorsichten hintangesetzt, waren dadurch am 7. Oktober einem feindlichen Hinterhalt in die Hände gerathen und übel zugerichtet worden; erst bei der nachrückenden kaiserlichen Reiterei unter dem Prinzen Louis konnten sie wieder Schutz finden. Sobiesky selbst war in augenscheinliche Lebensgefahr gerathen, und hatte sein Heil nur einem unbekannten polnischen Panzerreiter zu verdanken, welcher einen der beiden Türken, die bereits auf den König Jagd machten, niederhieb und den andern schwer zeichnete.

Am 9. Oktober kam es vor Parkan zur Schlacht. Das türkische Korps

bestand aus 9000 Spahi und 2000 Janitscharen. Ihre Stellung, den Granfluß im Rücken, war unvortheilhaft, allein sie glaubten den Mangel durch Tapferkeit ersetzen zu können, indem sie sich, sobald die Armeen schußweit gekommen waren, mit Ungestüm auf den linken Flügel warfen, den jetzt die Polen bildeten. Kaiserliche Kavallerie unter Graf Dünewald aber brach alsbald aus der Linie und so nachdrücklich, daß die Türken, völlig über den Haufen geworfen, dem größten Theile nach über Parkan nach Gran sich zu retten suchten. Aber die überlastete Brücke brach unter den Fliehenden.

Durch den Prinzen Louis hievon benachrichtigt, hatte der Herzog von Lothringen dicht an der Donau Geschütz auffahren lassen, den Strom mit Kartätschen zu bestreichen. Der Prinz aber, niemals mit einem Erfolg zufrieden, wenn noch ein zweiter errungen werden konnte, hatte sogleich die Dragoner von Schulz, Kuffstein und Castell absitzen lassen, vereinigte sie mit einem Bataillon seines Regiments und erstieg, an der Spitze dieser Heersäule, mit stürmender Hand die Wälle der Stadt. Entrinnen konnte hier nichts mehr, und die nachdrängenden Polen, wüthend über den Anblick der aufgespießten Köpfe ihrer am 7. gefallenen Kameraden, opferten den Manen derselben, was lebendig in ihre Hände fiel.

Zur Würdigung dieser und der folgenden Begebenheiten übersehe man nicht, daß an ein Türkenheer des siebenzehnten Jahrhunderts der Maaßstab des heutigen Zustandes nicht gelegt werden dürfe. Denn befand sich bei solchem auch viel aus den Straßen der Hauptstädte zusammengerafftes Gesindel, so waren die Spahi doch immer eine treffliche Reiterei, und die Janitscharen, ursprünglich ein Korps aus konvertirten Christensklaven, ohne Widerrede die furchtbarste Infanterie ihrer Zeit.

Den Charakter unseres Helden kann man aber unmöglich besser zeichnen, als mit den eignen Worten, die er an seinen Oheim, den Markgrafen Hermann richtete. Man gewinnt bei Lesung derselben, verglichen mit den Worten Georg Friedrichs nach der Wimpfener Schlacht (Seite 85), einen trefflichen Maßstab für die Veränderungen in Anschauungs- und Ausdrucksweise, welche damals die Zeit von sechszig Jahren in Deutschland hervorgebracht. Das Schreiben Ludwigs lautet:

„Im Lager bei Parkan 10. Oktober 1683.

„Weilen ich wohl weiß, daß E. G. keine **Correspondenz** dieser orthen haben und mir anbefohlen, dieselbe zu berichten, waß **remarquables** vorfallen möchte, alß habe hiemit meiner schuldigkeit nach aufwarten und dieselbe so viel die Zeit erlaubet mit kurtzem berichten wollen, waß von der Zeit, daß die **armée** zu Comorrn die **Donaw repassiret**, vorgangen. Der erste **deseigno** (nachdem man die gedanken von Newhäussel und Offen fallen lassen) ist **immediaté** auf Parkan einzunehmen gerichtet gewesen, und hernach zu sehen waß weiter zu thun were, und haben wir derentwegen **nolentes volentes** ohne

erwartung der Bayrisch und Kayserischen **Infanterie** und stücke ohne einzige **ordre** noch **disposition marchiren** müßen; muß zwar bekennen, daß der Hertzog von Lothringen gar keine Lust darzu gehabt und den König noch die letzte stund durch den **General** Dünnewald hat suchen zu **persuadiren** die **Infanterie** zu erwarten oder wenigstens einige **disposition** in seinem **marche** einzurichten; da war aber auff mein Wort kein halten und hat der König uns sagen lassen, wir können warten oder kommen, wie wir wollen, und ist **eo ipso** eine stund vor uns auff und darvon **marchirt**, und hat die mühe genommen, sich von viertausend Mann eine halbe stund von Gran so **solenniter** schlagen machen, daß nicht sechs Mann von seiner gantzen **Armée** in ordnung bliben, und weren, main ich, gar in Boden geloffen, wann sie uns nicht ein vierthel stund von ihrem **Champ de Bataille** im **marche** angetroffen hetten. Ihre Dragoner, so sie aus einrathen des Herrn Graffen von Dünnewald, so sich **casualiter** beym König gefunden, im flachen feld absitzen lassen, sind auch zierlich in der wäsch geblieben, und bey sieben oder achthundert niedergehauet worden. Unsere Leuthe haben sich gewiß in dieser sach wohl gehalten, und seyn durch alle diese zerstrewte Leuth hindurch dem feind entgegen gangen und denselbigen machen zurückweichen. Den andern Tag hat man vor gut befunden, still zu liegen, die **Infanterie** zu erwarten und den Polacken Zeit zu geben, sich ein wenig zu **recoligiren**, dann gewiß ist, daß sie so verstört waren, daß ich glaub, zehn Mann hetten sie können in die Flucht bringen; und dieses war unser Glück, dann dadurch haben sie sich nicht allein **resolvirt**, dem Feind, so durch ettliche **Bassa** und den **Vezier** von Offen verstärcket worden, in guter ordnung entgegen zu gehen, sondern haben sich **contentirt**, die dritte **Linie** zu machen; die Blindheit und unwissenheit dieser Leuthe hat sich mehrmahl zu einer Schlacht verobligiret. Von Anfang seyn sie ziemlich frech auf den Linken flügel, allwo der Hertzog und Dünewald waren, angangen, aber gleich **respoussirt** und von etlichen Regimentern verfolgt worden, welches dann die etliche tausend, so auf mich kommen wollen, auf zwey hundert schritt hat machen den rucken wenden, villeicht in der Hoffnung, wie andere mahl darvon zu kommen; dießmahl aber hat es fehl geschlagen, dieweil ich so wohl alß der Linke fliegel, auch das Hallweilsche Regiment, hinter ihnen drein geschickt, und seyn sie also mit verlust drey oder vierhundert der Ihrigen in Parkan kommen, und ist die Sach ein halb stund so darbey verblieben, biß man sich besonnen, was man weiter thun wolle. Inzwischen bin ich **avertirt** worden, daß sie auf meiner rechten Hand in höchster **Confusion** über die Brücke gehen und gar ein theil derselben gebrochen seye, welches ich, sobald ich den augenschein eingenommen, dem Hertzog berichtet, worauff Er auch gleich selbsten kommen und angefangen auf zweyhundert Schritt darauff **Canoniren** zu lassen, und mir endlich auch erlaubet, mit dem meinigen, dem Schultzischen, Kuffsteinischen und Castellischen **regimentern** uns der Pallanka und Brucken zu nähern; wir haben uns aber

so wohl genähert, daß wir mit Sturm gar in die Pallanka und auf die Brucken kommen. Wie es mit musqueten und Cartetschen in dem orth und auf der Brucken ein Stund lang hergangen, können sich E. G. das fast leicht einbilden; so viel weiß ich wohl, daß die zu Goldscheuer *) und der Rheinfeldischen **massacre** gegen dieser nichts zu rechnen, und zum wenigsten sechß oder sieben tausend von ihnen ersoffen und geblieben, alle ihre Pferde und waß sie gehabt haben, sampt etlich hundert seyn gefangen worden, und alles dieses mit Verlust 50 oder 60 der unserigen. Nunmehr stehen wir unter den stücken zu Gran, mit was weiter **resolution** weiß ich nicht, dieweil mich die **hemeroiden** in dem Bett halten und verhindern mit unsern **Superioren** zu reden, welches dann auch die Uhrsach ist, warum E. G. nicht eigenhändig aufwarte, Bitte also um Vergebung und Befihl mich in dero gnaden."

P. S. „Der **Vezier** von Offen soll tod seyn, zwey **Bassa** seyn in unsern händen und wie es mit den andern gangen, weiß man nicht."

In Folge der erzählten Ereignisse fand die Belagerung von Gran, und am 27. Oktober die Übergabe dieser Veste statt.

Wir können dem Fürsten im Laufe seiner Siegesbahn hier leider nicht folgen und begnügen uns statt Allem mit dem Ausruf des Prinzen de Ligne: „sagen, daß der Markgraf Ludwig bei einer Kriegshandlung zugegen gewesen, heißt so viel, als daß er dabei sich ausgezeichnet habe."

Unterm 13. Dezember 1686 ward unser Held zum Feldmarschall ernannt: „weilen Wür gnedigst wahrgenohmen," wie die kaiserliche Bestallung lautet, „die vortreffliche **qualiteten**, in Kriegssachen bishero erwiesene erfahrenheit, bei allen denen vorgangenen **actionen** mit dem feind, Offenen Veldtschlachten, beläger- vnd Sturmung der pläz, auch sonsten erzaigten absonderlichen Verstandt, **Valor** vnd dapferkeit des Durchleuchtig-Hochgebornen Unsers lieben Vetters, Fürstens, Generalens der Cavalleria, vnd bestellten Obristens, Ludwig Wilhelmb Marggrafen zu Baaden vnd Hochberg ꝛc. ꝛc. Liebden, absonderlich als Ihre Liebden, iüngsthin einen thail Vnserer **armata** allein commandirt, Solchemnach vnd aus dem sonderbahren Gnedigsten Vertrauen, so Wür noch fehrneres in Ihre des Marggrafens Ludwig zu Baaden Liebden stellen, dieselbe zu Vnsern Kayserlichen Veldtmarschalchen über all Vnser Kriegs Volckh zu Ros- vnd fues bestelt, in- vnd aufgenohmen ꝛc."

Einen Zug wenigstens aus dieser Lebensperiode Ludwigs hier zu erzählen, kann ich mir nicht versagen. — Es war in dem Feldzug von 1688; der Herzog von Lothringen, in zweifachem Zerwürfniß mit dem Kurfürsten von Baiern so wie mit Markgraf Hermann, dem Präsidenten des Hofkriegsrathes, hatte

*) Bei Goldscheuer fiel ein hitziges Gefecht vor, in Folge von Türenne's Tod bei Sasbach und des Rückzuges der Franzosen.

das Heer verlassen und später das Oberkommando am Rhein übernommen, der Kurfürst den Oberbefehl wider die Türken, der Markgraf aber war, in Folge einer Hofintrigue, als kaiserlicher Prinzipal-Kommissarius an den Reichstag nach Regensburg versetzt worden. — Prinz Louis befehligte ein abgesondertes Korps in Bosnien. Dasselbe zählte an Infanterie die Regimenter Oberrhein, Baden und Thüngen, von letzteren zwei nur die Hälfte; die Kürassierregimenter Holstein und Piccolomini, Kastell, zur Hälfte, und die Hälfte von Styrum-Dragoner. Später stieß noch ein schwaches Detachement hinzu. — Der Prinz war beschäftigt, bei Brod eine Brücke über die Sau zu schlagen und zu umschanzen, als ihm durch einen Kundschafter Benachrichtigung ward, daß der Pascha von Bosnien im Gebürge stehe mit einem Korps von 7000 Mann. Prinz Louis erachtete alsobald die Gelegenheit für günstig, einen Überfall auszuführen, und traf hiezu seine Maßregeln. Den Feind zu täuschen hatte er die Infanterie nach Brod zurückgesendet, und nur die Kavallerie, im Ganzen 3000 Reiter, zurückbehalten. Mit der Abenddämmerung des 4. September war er aus dem Lager aufgebrochen, ohne daß eine Seele außer ihm wußte, wem der Schlag gelten sollte. Mit der Frühe des kommenden Tages war man in der Nähe des Feindes angekommen, allein die beginnende Tageshelle zeigte dem Feldherrn nicht siebentausend sorglose Schläfer, sondern fünfzehntausend streitfertige Soldaten: ein entschlüpfter Vorposten hatte das Lager noch zeitig genug auflärmen können, empfangsbereit zu werden. Des großen Vortheils der Überraschung beraubt, erschien dem Prinzen ein kühner Angriff dennoch weniger bedenklich, als Angesichts eines zahlreichen Feindes ein Rückzug in dem unwegsamen Gebürge. Lange Unschlüssigkeit war die Sache des Prinzen nicht: „Sollten meine Dreitausend Manns genug seyn für die Siebentausend, mögen sie auch mit den Fünfzehntausend fertig werden. — D'rauf ihr deutschen Degen!" — und er schloß die Rechnung mit den Fünfzehntausend. Doch war die Arbeit wahrlich nicht leicht. Vor der feindlichen Stellung hin zog eine Schlucht. Der Prinz befahl, dieselbe in zwei Abtheilungen zu überschreiten. Die erste Abtheilung, welche übersetzte, sah sich alsogleich von anstürmenden Spahi umzingelt und hatte schweren Stand. Als aber die zweite Abtheilung den Spahi gleich ungestüm in die Flanke stürmte, brachte dies Verwirrung unter die Türkenreiter, und bald Muthlosigkeit, so daß die ganze Masse sich zur Flucht wandte. Hinter den Janitscharen, welche das Zentrum der feindlichen Stellung formirt hatten, suchten sie Schutz. Hier nun entspann sich ein Handgemenge schauderhaftester Art: mit den Yatagan, den langen Janitscharen Messern stachen die Türken um sich, als keine Zeit mehr war zum Laden und Schießen; an den Füßen suchten sie die Deutschen von den Pferden zu zerren; von diesen aber hatten Vornehm wie Gering gleiche Arbeit; der Markgraf, wie jeder Reiter, seinen Theil auf sich nehmend, hatte sein gutes Schwert freudig schwirren

lassen, und fünf Feinde starken Armes hingestreckt. *) — Den herzhaft sich wehrenden Pascha wollte er retten, auch den wüthend um sich hauenden Anführer der Janitscharen. Beides umsonst. Den ersten erstach ein Hauptmann der Dragoner, der zuerst durch jenen vom Pferde gehauen worden, den Janitscharen erschlugen die Dragoner auf gut deutsch mit den Gewehrkolben. Fünftausend Türkenleichen, zweihundert deutsche bedeckten die Wahlstatt. — Mit zweitausend Gefangenen, fast so vielen als noch übrigen Reitern, mit vierzig Feindesfahnen, allem Geschütz und Gepäck konnte Prinz Louis nach Brad zurückziehen. — Ob solcher Reiterthat erschallte Preis und Jubel in Wien, im ganzen Reiche; Dank- und Freudenfeste ließ der Kaiser in den Kirchen der Hauptstadt abhalten.

Ganz Bosnien hätte in Folge dieses Schlages dem Kaiser erworben werden können, allein in Wien meinte man, der Markgraf solle solch großes Werk mit seiner Handvoll Leute und ohne Geld und Vorräthe ausführen.

Am Schluße des Feldzugs beorderte man den Markgrafen eiligst nach Wien, guten Rath zu ertheilen. — Die „alten Alliirten der Türken", die Franzosen, um jenen an der Donau Luft zu machen, hatten am Rhein wieder losgeschlagen, Philippsburg genommen und nach Anweisung ihres vierzehnten Ludwigs, wie früher, wo sie hinkamen, mit Brand und Mord gehauset. — In München war der Marquis Villars angekommen, den wankenden Kurfürsten auf französische Seite zu locken. Der Markgraf, mit dem Kurfürsten persönlich in freundschaftlichster Beziehung stehend, mußte zu allem gut seyn, wie der Prinz de Ligne sagt; man sendete ihn nach München, das Gespinnst des Franzosen zu zerreißen. „Ich gestehe Ihnen", sagte der Prinz zu Villars, den er aus dem Feldzuge von 1686 kannte, dessen Heiterkeit und Bravour er liebte, „ich gestehe Ihnen, daß ich hieher gekommen bin, Ihr Spiel zu verderben, und daß ich hoffe, Sie demnächst wieder von hier abziehen zu sehen." — Dies fand auch wirklich statt; allein vier Jahre später war der Kurfürst doch französischer Alliirter.

Am Rhein hatte 1689 der Herzog von Lothringen den Oberbefehl erhalten, wider die Türken aber Markgraf Ludwig. Doch Janitscharen und Spahi waren hier nicht seine gefährlichsten Feinde, denn sie standen ihm offen gegenüber; aber die elenden Anstalten des Kriegskommissariates, der ewige Geldmangel bei Hof, das stets hier wuchernde heimliche Getrieb, wohl unterhalten durch französisches Gold, zum Theil auch das Offene, Unbeugsame seines Charakters, all dieses mußte ihm seine Aufgabe sauer genug werden lassen. Doch für einen wahrhaft großen Geist sind Hemmnisse oft nur ein

*) Im Schlosse zu Rastatt werden unter der reichen Sammlung türkischer Trophäen die mit Blut bespritzten Handschuhe aufbewahrt, welche der Markgraf in dem Gefechte trug.

Sporn zu großen Thaten, und des Markgrafen erster Feldzug als Oberfeldherr war auch der erste Streich an die Wurzel der türkischen Macht in Europa. Aus dem Lager an der Nissawa schrieb er an den Kaiser: „ich bin bei so übel beschaffener Verpflegsdisposition gezwungen offensive et quasi desperate den Krieg zu führen, um die Armee nach dieser erhaltenen Viktori nit Hunger sterben zu lassen.“ — Eine Folge dieser „Desparation“ des Markgrafen war der herrliche Sieg bei Nissa, durch welchen 10000 Türken, meistens Reiter, auf dem Wahlplatz, oder in den Fluthen des Stromes ihren Tod fanden; dem Sieger 30 schwere Batteriestücke, 3000 Pferde, die Standarte des Seraskiers, und des Pascha der Arnauten, vor allem schätzbar aber ein viermonatlicher Proviantvorrath und die reichen Waarenlager der Stadt in die Hände fielen. Die Deutschen rückten bis nach Sophia, jenseits des Hämus, also 139 Jahre vor dem gepriesenen Zuge der Russen über den Balkan, die kaiserlichen Adler auf die Höhen des Gebürges pflanzend.

Wäre damals das Wortemachen Sitte gewesen, wie zu unsern Tagen, würde man einem deutschen „Sabalkansky“ gefeiert haben, so lange vor dem schlesischen Heerführer der Moskowiten.

Die Folge des ganzen Feldzugs von 1689 aber waren: drei gewonnene Schlachten, Nissa und Widdin erobert, die Donauländer bis unter Nikopolis dem Kaiser gehorchend, Siebenbürgen und die Wallachei in der Hand des Siegers und die Überwundenen mit dem Unterhalt der Armee besteuert.

Nach so erfolgreichem Ausgange des Feldzuges, sollte, nach der Ansicht des Prinzen und aller Generäle, im nächsten Feldzug das Werk glorreich zu Ende geführt, eine hinreichende Armee versammelt, Sophia und Nikopolis genommen und unter den Mauern von Konstantinopel der Friede diktirt werden. Was aber stand der Ausführung solch ruhmvollen, fast sicheren und durch die Lage der Dinge vorgezeichneten Unternehmens entgegen? — Die Meinungen des Hofes. — Der römische König mußte in Augsburg gekrönt werden. Man brauchte neue Livreen, Gallaröcke, Geld zu Festlichkeiten, zu Geschenken; konnte somit keine Kanonen bespannen, Truppen bezahlen, alles dasjenige bestreiten, was zum Krieg gehört. „Die Königskrone ohne Prunk auf das Haupt Joseph's gesetzt, hätte Leopold mehrere andere erworben, so aber fehlte nicht viel, er hätte alle die seinigen verloren“ (Worte des Prinzen de Ligne).

Ein neuer Großvezier aus dem berühmten Geschlecht der Kiuprili führt eine Armee von 100000 Mann nach Ungarn. Der Markgraf hat 11000 ihm entgegenzustellen. Er selbst befand sich in Siebenbürgen. In Serbien wird ein Korps der Kaiserlichen überfallen und aufgerieben, der Markgraf eilt zu Hilfe; bis er anlangt, sind Nissa und Widdin gefallen, selbst Belgrad sammt Semendria und andere Plätze verloren; Essek belagert,

die Tartaren streifen bis Oberungarn, in Wien gränzenloseste Bestürzung, man sieht sich in das Jahr 83 zurückversetzt, denkt an Wiederherstellung der Wälle und ist zur Flucht bereit. — Gegen Frankreich hatte die vereinigte englisch-holländische Armee unter dem Fürsten von Waldeck die Schlacht von Fleurus verloren, der Herzog von Savoyen war bei Staffarda geschlagen worden, und der Kurfürst von Baiern, an der Spitze des Reichsheeres, vermochte nicht die Rheinlande gegen fortgesetzten Brand und Mord zu schützen. Dem Markgrafen aber war es durch einen bis mitten in den Winter fortgesetzten Feldzug gelungen, Siebenbürgen frei zu halten, und an der Donau noch das Äußerste abzuwenden.

Mit den Erfolgen des Jahres 1690 weitaus noch nicht zufrieden, rüstete der unermüdliche Großvezier Mustafa Kiuprili Alles, den Feldzug von 1691 mit 120,000 Mann eröffnen zu können. Dies hatte endlich die kaiserliche Regierung aufgeschreckt, und man setzte die Armee in Ungarn auf 85,000 Mann. Hiezu wurden die meisten Regimenter vom Rhein abberufen, und dort durch Sachsen und Hessen ersetzt. Dann hatte man mit Brandenburg Verträge abgeschlossen zur Stellung von 6000 und mit Baiern wegen 2000 Mann Hilfstruppen. Die kaiserliche Hauptarmee unter persönlicher Anführung des Markgrafen, war auf 55,000 Mann festgesetzt, mit 90 Stücken; 12,000 davon sollten Siebenbürgen schützen, der Rest Oberungarn. Erst im Sommer konnte der Markgraf sich zur Armee begeben, er lag krank in Böhmen. „Den 14. Juny sind J. D. Herr Markgraf Ludwig frühe um 11 Uhr zu **Sezu** in dem brandenburgischen Lager **per Posta** glücklich angelangt, allwo alle Truppen in schöner Parade gestanden, und nachmals Jhro Durchlaucht zu Mittag von Herrn General Barfuß sehr wohl tractiret worden. Jhre Exzellenz Herr General Souches*) haben den Kaiserlichen Generalquartiermeister Jhro Durchlaucht bis über das Brandenburgische Lager entgegengeschickt und bewillkommnen lassen; sodann aber nach Mittag selbsten außer denen Vorwachten unseres Kaiserlichen Lagers mit der übrigen Generalitaet dieselben empfangen und zur Armee, welche in Bataille gestanden, eingeführt, welche eine Linie fast gegen drei Viertel Stunden lang formiret und mit dreimaligen Salven von Kanonen und Musqueterie, auch Lösung der Reiterey-Gewehr mit ganz schönem **Succes** und **Disposition beneventirt** worden."

Mit dem 20. July hatte die Armee sich in Bewegung gesetzt, einen eben so gefahr- als ruhmreichen Feldzug zu beginnen. Die Hitze war drückend, daß die armen Soldaten verschmachteten. „Den 30. und 31. still gelegen und ist ein türkischer **Chiaus** auf denjenigen **Beiken** (Tschaiken, bewaffnete Donaufahrzeuge), mit welchen der **Comte Marsigly** nach Belgrad abgefahren, allhier

*) Kommandirender in Abwesenheit des Markgrafen.

angekommen, durch welchen der **Grand Vezir J. D.** ein großes **compliment** entbieten lassen, daß er sich über Dero Ankunft erfreue." Die Höflichkeit konnte der Markgraf bereits am 19. August, nach seiner Weise, erwidern. Es war auf dem Schlachtfelde von Szlankament an der Donau. Der tapfere Großvezier mußte hier Blut und Leben lassen, mit ihm der Seraskier, der Janitscharenaga, der Lagerrichter, achtzehn Pascha, über hundert Oberoffiziere und zwanzigtausend Gemeine, ungerechnet was die Donau verschlungen. Die Leichen der Erschlagenen deckten das Feld bis an den Saustrom. Herrliche Trophäen fielen den Siegern zu: die Roßschweife und die grüngoldene Heeresfahne des Großveziers, die rothgoldene Standarte des Seraskiers, die Standarten des Janitscharenaga, der Egypter, der Freiwilligen, aller Pascha. Außerdem noch 154 Kanonen, 10000 Zelte, 10000 Büffel, 5000 Pferde, 2000 Kameele und Maulthiere, die Feldkasse in 54 Kisten Kupfergeld bestehend. — Aber auch mit schweren Opfern war der hohe Sieg erkauft, er hatte „groß Blut gekostet". „Ich glaube nicht," schrieb der Markgraf am 20. August an den Kaiser, „daß in diesem **Seculo** ein scherferes und blutigers Treffen vorbeygangen, indem die Türken wie verzweifelte Leut gefochten, und mehr als ein Stundt lang so zu sagen die **Victori** in Händen gehabt." — 7300 Todte und Verwundete, mit 300 Offizieren, darunter 11 Generale und Obersten, zählte die Verlustliste des Markgrafen. Todgeschossen waren unter andern der Feldzeugmeister Souches, die Generalwachtmeister Christian von Holstein und Prinz von Arenberg.

Daß die Türken ihr verschanztes Lager auf's Beste vertheidigten, wie sie sich immer hinter Schanz und Graben tapfer erwiesen haben, braucht man kaum zu sagen; auch gut angeführt waren sie, das bewiesen ihre Manövre den Tag vor der Schlacht. Zur Leitung der Operationen des Artillerie- und Geniewesens hatte ihnen Ludwig XIV dreihundert Franzosen gesendet, „sie giengen in französischer Uniform unter den Türken einher", doch mit gefangen, mit gehangen.

Des Markgrafen Anordnung zur Schlacht war gänzlich abweichend von dem bis dahin Üblichen, und muß als Zeugniß gelten des großen Feldherrngeistes, welcher die Eigenthümlichkeiten des Momentes, der Waffengattungen, des Bodens, sichern Blickes erkennt und darnach handelt. Jene bis dahin übliche Schlachtordnung aber bestand im Wesentlichen in einer Vermengung aller Waffen, namentlich des Geschützes, damit jede unmittelbar zur Unterstützung der andern wirke. Der Markgraf aber hatte auf seinem rechten Flügel starke Infanteriemassen gebildet, zum Angriff auf das wohlverschanzte Feindeslager, welches vortheilhaft auf den Höhen an der Donau genommen und in seiner linken Flanke durch die türkische Donauflottille gedeckt war. Auf dem linken Flügel der kaiserlichen Infanterie hatte der Markgraf sein sämmtliches schweres Geschütz in eine Batterie vereinigt. Die Masse der schweren Reiter

in die Ebene gestellt, den Spahi gegenüber, die gesammte leichte Reiterei aber zur Umgehung der rechten Flanke des Feindes entsendet. Der Angriff sollte kaiserlicher Seits auf dem linken Flügel unter Graf Dünewald eröffnet werden, doch die Reiterei brauchte viel Zeit, um auf dem hochgrasigen struppigen Boden fortzukommen und sich zu formiren. Als es endlich zum Einhauen kam, waren die deutschen Reiter bald Meister über die Spahi und dadurch der Sieg entschieden. Bis aber das geschah, hatte die Sache auf dem rechten Flügel fast eine schlimme Wendung genommen. Mit den Janitscharen vermochte die Infanterie nicht fertig zu werden. Dreimal hatte sie angesetzt, die Türkenschanzen zu nehmen, schon die Brustwehren erstiegen und die Fahnen hoch flattern lassen, doch dreimal auch durch die, aus den Lücken der Schanzen brechenden Feinde blutig zurückgewiesen, fast vernichtet worden. Schon nach dem ersten Sturm liegt der Feldzeugmeister todt niedergestreckt, den zweiten befehligt Graf Guido Stahrenberg; ein Pfeil trifft ihn in die Brust und der Sturm mißlingt. Bluttriefend setzt der Graf zum Drittenmal sich an die Spitze der Grenadiere, sie wider die Schanzen zu führen, doch abermal so vergeblich wie zuvor. Des Mittags um 3 Uhr, auf das Signal eines Bombenwurfes hatte die Schlacht begonnen, und diese blutigen wie erfolglosen Gefechte bis zum Abend gewährt. Alle Anführer todt oder verwundet, der rechte Flügel fast aufgelöst; General Barfuß mit den Brandenburgern im Zentrum kaum im Stand die Schlacht einigermaßen zum Stehen zu bringen. Dies die verhängnißvolle Stunde, von welcher der Markgraf berichtete. Mit Windeseile war er nach dem linken Flügel gesprengt, den endlichen Angriff der Reiterei zu ordnen und zu beschleunen, und hier entriß er die Siegespalme der wankenden Viktoria.

Ein huldvolles Gnadenschreiben, ein kostbarer Ring, das Gouvernement von Raab und die Würde eines Generallieutenant des Kaisers waren die kaiserliche Belohnung des Siegers. Den letztgenannten militärischen Rang theilte der Markgraf mit Piccolomini, Montecucoli und Karl von Lothringen. Nach Ludwig von Baden erhielt ihn noch Eugen von Savoyen. Die eroberte Fahne des Großveziers verehrte Leopold dem heiligen Vater, zwei andere Fahnen der Gemahlin des Markgrafen, Sybille von Sachsen-Lauenburg; die übrigen ließ er in der Minoritenkirche zu Wien aufhängen.

Früchte des Feldzugs sind: die Wiedereroberung von ganz Bosnien, die Sicherstellung von Siebenbürgen; die Einschließung von Großwardein, welche Veste im nächsten Jahre fallen mußte.

Zu derselben Zeit aber hatten die andern Reichsfeinde, die Franzosen, in Italien und Savoyen wieder Eroberungen gemacht, am Oberrhein einen Verheerungszug nach Schwaben unternommen, und waren nur in den Niederlanden durch König Wilhelm von England, den Oranier, an der Spitze einer alliirten Armee aufgehalten worden.



Mit so übeln Vorzeichen hatte der Feldzug von 1692 begonnen, und wirklich sollte er an der Donau das Seitenstück bilden zu dem Zug von 1690. Zu dem Krieg im Reich mußten wieder Regimenter von der Türkey-Armee entsendet werden, der schwache Rest ward noch heimgesucht durch Ruhr und böse Fieber, die sogenannte ungarische Krankheit, von welcher selbst der Oberfeldherr sich angegriffen sah. Ein Glück, daß auch die Türken nicht davon verschont blieben. Während man in Wien Armeen wechselte und versetzte, wechselte man in Konstantinopel Veziere und Pascha: Brand, Meutereien und Strangulirungen waren dort das abwechselnde Schauspiel des Tages, und so vermochte der Markgraf wenigstens Großwardein zu Fall zu bringen und die vorjährigen Eroberungen zu behaupten.

Die Feldzüge von 1693—1697.

Dies waren die Laufbahn, die Thaten des Markgrafen Ludwig, als eine Gesandschaft des schwäbischen und fränkischen Kreises dem Kaiser die inständigsten Bitten der Reichsstände vortrug, zu endlicher Erlösung aus namenloser Drangsal, den Oberbefehl am Rhein dem Türkensieger zu übertragen, auf welchem die Augen von ganz Europa hafteten. Da es dem Schutze des Markgrafen eigner Lande galt, konnte der Kaiser das Zumuthen nicht wohl ablehnen; da ferner Karl von Lothringen unterdessen gestorben, ward Ludwig von Baden zum Oberbefehlshaber des kaiserlichen und des Reichsheeres wider die Franzosen ernannt. — Mit eignem Gefühl mochte der Fürst zurückblicken auf den Schauplatz zehnjähriger Anstrengung, zehnjährigen Ruhmes, auf den weiten Umfang der eroberten Provinzen.

Gleich wie der volle Werth eines Besitzthumes oft erst erkannt wird, wenn es verloren, zeigte sich auch an dem Verlaufe der Sachen in Ungarn nach des Markgrafen Abgang, was dieser eigentlich hier gewesen. Der General Heißler, welcher nach dem Markgrafen befehligte, dann die Feldmarschälle Herzog von Croy, Caprara, der Kurfürst August von Sachsen, sie alle nach einander scheiterten in vier Feldzügen. Erst Prinz Eugen vermochte den Türken einen derben und letzten Streich zu versetzen, bei Zenta an der Theiß am 11. September 1697. So sehen wir in diesen Ländergebieten drei Generationen von Feldherren, Montecucoli, Ludwig von Baden, Eugen von Savoyen, einer der Zögling und Waffengefährte des andern, drei entscheidende Schläge führen, bei St. Gotthart im Jahre 1664, bei Szlankament und bei Zenta. Durch den letzten war die Macht der Moslim gebrochen und der Friede von Karlowitz zeigte dies damals schon allen Hellersehenden. Was heut zu Tag noch ein türkisches Reich in Europa aufrecht hält, weiß jedermann.

Die rein kriegerische Bahn des Markgrafen war geschlossen, die diplomatische begann für ihn. Nach dem bisherigen Lauf der Begebenheiten mußte er vorhersehen, daß fortan die Verderbtheit von Christen, der üble Wille von Kanzleyen ihm mehr zu schaffen machen werde als die Wuthangriffe der Ungläubigen, es mußte ihm ahnen, daß an den Ufern des Rheins er nur zu erhalten haben würde, was an den Gestaden der Donau er erworben.

Im Hornung 1693 reis'te er mit seinem ganzen Hofstaat von Wien ab; bis Langenentzersdorf war Prinz Eugen dem Fürsten entgegengeeilt, ihm die Kette mit dem goldenen Vließ umzuhängen, welche beiden gleichzeitig durch Karl II von Spanien verliehen worden. Zu Nürnberg hatte er eine

Konferenz mit dem Markgrafen von Baireuth, dem Fürsten von Öttingen, den Gesandten von Dänemark und Münster. Zu Ulm mit andern Reichsständen. Dies der Anfang der endlosen Unterhandlungen, in denen der Generalissimus stets zu begehren hatte, ohne jemals das verlangte Nothwendigste zu erhalten. Engherzigkeit, französischer Einfluß schimpflichster Art hatten dafür schon gesorgt.

Wie aber standen die Sachen am Rhein? — Im Jahre 1806 haben die Franzosen, auf Napoleons Befehl, den Buchhändler Palm aus Erlangen durch ein Kriegsgericht verurtheilen und todtschießen lassen, weil er ein Büchlein herausgegeben: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung". Gewiß war Deutschland damals gedemüthigt und erniedrigt, doch trösten wenigstens durfte es sich, es war nicht gefallen ohne würdigen Kampf: von einem übermächtigen Feind am Ende besiegt zu werden, ist ein Unglück, aber keine Schmach. Selbst der Umstand, daß die Sieger einen armen Buchhändler hingerichtet, der nichts that, als sein Volk an sich selber zu erinnern, zeugt, wie sehr sie das Volk noch fürchteten, wie sehr sie Ursache zu haben glaubten, „des Epimenides Erwachen *) zu scheuen. Eine Nation aber, vor deren Regungen der Überwinder noch zurückbebt, steht nicht auf der untersten Stufe der Trostlosigkeit. Nur dann muß sie sich dies Elend gestehen, wenn sie zur Erhaltung ihres volksthümlichen Daseyns den Kampf nicht einmal ernstlich gewagt, wenn dies Volk zugesehen, wie sein Land in Stücke gerissen worden, seine Städte verbrannt, seine Weiber geschändet und dies Alles nicht einmal durch einen gewaltigen Feind, nein, verwüstet und entweiht durch elende Kriegsknechte, die ernstlichem Kampfe nie die Stirne zu bieten wagten: mit einem Wort, wenn ein Volk sich benommen, wie das deutsche gegen die Franzosen unter Ludwig XIV. Dort war die Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung. Es ist eine harte Aufgabe, zu erzählen von deutschen Geschichten der letzten zwei Jahrhunderte, sich aufhalten zu müssen bei dem fortwährenden Herabkommen der Nation, bei dem vergeblichen Ringen und Ankämpfen seiner Edelsten und Besten, bei der ewigen Verschlechterung aller Verhältnisse; gleichsam mit Gewalt muß man sich immer wieder die endliche glorreiche Erhebung von 1813 zurückrufen, um wie aus bösem Traume erwachend, der gezwängten Brust freien Athem zu verschaffen.

Wie die Franzosen gehauset, wie der Krieg geführt worden, davon nur einige Beispiele. — Die Veste Philippsburg wurde bekanntlich durch den westphälischen Frieden schmachvoller Weise an Frankreich abgetreten; und die Franzosen haben sich dieses Platzes trefflich bedient, von da ihre Raubzüge in die vorliegenden Lande auszuführen. Die bischöfliche Residenz Bruchsal hatte dies namentlich nebst vielen andern Städten zu dulden.

*) Überschrift eines Gedichtes von Göthe aus dem Jahre 1813.

„Freitags den 13. März 1676, *) Morgens frühe zwischen drei und vier Uhr kamen der französische Dragonermajor de Ronville und der Sekretär des Kommandanten aus Philippsburg mit fünfhundert Mann zu Fuß und zu Pferd in Bruchsal an, fragten sogleich nach dem Amtsverwalter daselbst und vermeldeten bei dessen Abwesenheit seiner Hausfrau, wie sie Ordre hätten, die Stadt anzuzünden und abzubrennen, deßwegen unverweilt, jedoch ohne Alarm, den Bürgern und sämmtlichen Einwohnern zu bedeuten sey, daß sie innerhalb zwei Stunden ihre Sachen zu salviren haben. Und nachdem während dieser kurzen Zeit männiglich in höchster Angst und Verwirrung seine Habe, so viel möglich gewesen, in die Kirchen, in das Kapuzinerkloster und an andere Orte geschleppt, haben die Franzosen vor alle Häuser auf dem Markt und in die engen Gassen große Haufen von Stroh gelegt, bis endlich die Trommel gerührt und hiedurch die Losung zum Brande gegeben worden, worauf die Soldaten mit Strohwischen in die Häuser gelaufen, und nicht allein die Stadt, sondern auch die Vorstädte an allen Orten und Enden, gleichsam wie wüthend, dergestalt grausamlich angesteckt, daß gegen Mittag alles in völligem Brand gestanden."

„Durch diesen Brand, dessen Feuer drei ganze Tage gedauert, und nicht mehr denn sechszehn geringe Gebäude verschont worden, ist nun des fürstlichen Stiftes beste Stadt, ungeachtet sie ihre angesetzte Kontribution jederzeit richtig bezahlt gehabt, nicht allein völlig eingeäschert worden, sondern es sind dadurch auch mehrere hundert Bürger mit Weib und Kindern in Armuth und an den Bettelstab gerathen."

Außer den bezeichneten Hütten war das Kapuzinerkloster noch durch den Brand verschont worden, einige Zeit später aber, es war gerade Josephstag und die Einwohnerschaft in einer Prozession auf den Michelsberg begriffen, kamen 150 Dragoner aus Philippsburg angeritten und brannten das Kloster sammt den übrigen Häusern vollends ab.

Nach etwa einem Jahrzent, während des „Mordbrennerjahrs" 1689 mußte die arme Stadt zum drittenmal das Schreckliche über sich ergehen sehen. „Nachdem — heißt es in einem Protokoll des odenheimischen Ritterkapitels — die hiesiger Ends verbliebenen Kurbaierischen und andere alliirten Truppen, so zwischen Bruchsal und Ubstadt unter dem Kommando des Herrn Generals von Serini kampirt, weil man sich gegen den Feind zu schwach erachten wollen, den ersten Tag gegen Sinsheim, und drei Tage später gegen Heilbronn retirirt, ist am Dienstag den neunten die französische Armee unter dem Kommando des Generals de Düras von Heidelberg herauf vor Bruchsal gerückt, und hat Mittwochs auf Sankt Laurenz zu Mittag mit zwei halben Karthaunen und andern Stücken, welche sie auf dem

*) Badenia. Band III „Bruchsal durch die Franzosen zerstört."

Steinsberg und bei dem Kirchenbrücklein gepflanzt gehabt, die Stadt anfangen zu beschießen und noch selbigen Abend mit Accord überkommen, der aber keineswegs gehalten ward; allermaßen die Stadt Bruchsal durch diese urplötzliche und unvermuthete feindliche Invasion, nach vorhergegangener Gefangennehmung der darin gelegenen tausend Mann baierischer Garnison und hernach verübter Plünderung abermals in Asche gelegt worden, und dies also völlig, daß auch nicht ein Obdach für einen Vogel, geschweige für einen Menschen stehen geblieben, durch welches Unglück denn auch die nach dem vormaligen französischen Brand mit so großen Kosten wieder hergestellte Stiftskirche und andere Stiftsgebäude in Rauch aufgegangen." — Eine ganze Bürgerschaft und tausend Mann Besatzung haben den Muth gehabt, hinter Wall und Graben sechs Stunden lang die Beschießung durch zwei Zwölfpfünder auszuhalten!

Die Burg Badenweiler war wohl verwahrt und durch eine Handvoll Leute zu vertheidigen. Im Jahr 1678 hatten daselbst einige markgräfliche Beamte ihren Wohnsitz nebst einer Besatzung von einem Korporal und fünfzehn Mann. Die Franzosen, Meister von Freiburg, machten von hier aus Streifzüge, strebten in den Schwarzwald zu dringen und wo möglich Villingen zu nehmen, was ihnen jedoch niemals in jener Zeit gelungen ist. Eines der französischen Streifkorps, aus Dragonern bestehend, kommt bei Badenweiler vorbei, und schickt alsogleich einen Trompeter vor das Schloß, ohne Weiteres zur Uebergabe aufzufordern.

„Es hat sich", schreibt einer jener Beamten an den baden-durlachischen Minister von Kroneck, „wieder alles Versehen zugetragen, daß Dienstags den 30. November der französische General Montclar Nachmittags 3 Uhr einen Trompeter neben einem Kapitain und 25 Dragonern vor das Schloß Badenweiler geschickt, welche auf der Badermatte still gehalten und dreimal die Trommel gerührt, worauf der Kapitain mit dem Trompeter etwas näher herbeigeritten, wiederum still gehalten, dann aber der Trompeter allein bis an den Schlagbaum gekommen und uns, als wir (der Kommandant, Herr Burgvogt und ich) zu ihm hinunter gegangen, seine Anträge in Deutsch (da er ein Jülicher war) also gethan: Sein Herr General begehre, daß von dessen Völkern eine Garnison eingenommen, dagegen die innliegende hinausgeschafft werde, und man solle sich deßwegen sogleich erklären. Worauf ich ihm zur Antwort gegeben: Wenn er würde königliche Ordre aufweisen, daß das Schloß müße feindlich attaquirt werden, wären wir nicht capabel, uns einem so großen und victoriosen König zu widersetzen, und verhofften aber, indem wir niemalen kaiserliche Völker eingenommen, zumalen auch sich diese Lande bisher mit der Kontribution nacher Breisach jederzeit gehorsamlich eingestellt — man werde uns in statu quo unverändert belassen u. s. w. Denselben Abend noch habe ich mit den übrigen Bedienten (als Herrn Spezialen, Herrn Burgvogt und Einnehmern) den Kommandanten befragt, ob er

sich wider die angedrohte Gewalt zu defendiren gemeint, welcher mir geantwortet: Ja, er wolle sich seiner schriftlichen Ordre gemäß halten. Worauf ich ihm aber mit den Uebrigen zu erkennen gegeben, er würde sich schwerlich halten können, und anderes nicht verursachen, als daß alles eingeäschert und das Schloß dennoch gewonnen und ruinirt würde. Er aber regerirte: Er wüßte seine Resolution wohl, und wolle sich über Nacht schon bedenken. Als ich nun des Morgens wieder zu ihm kam, und nachmalen mit Remonstrirung aller Gefahr um seine Entschließung bat, gab er neben dem Fähndrich gleichfalls zur Antwort: Wollten sich wie redliche Soldaten bis auf den letzten Mann und Blutstropfen wehren. Auf welches wir Bediente uns entschlossen uns zu retiriren und in Sicherheit zu salviren."

Die Herren Bedienten haben sich denn auch salvirt, mit Ausnahme des Einnehmers, durch dessen Zuthun, um Unglück zu verhüten, denn eine ganz unschuldige Kapitulation zu Stand gekommen, nach welcher Alles wie zuvor im Schlosse verbleiben, nur die Garnison um zwanzig französische Dragoner vermehrt werden sollte. — Freilich, nachdem die Dragoner den obern Schloßtheil besetzt hatten, waren die fünfzehn badischen Musketiere bald ganz zum Schloß hinaus kapitulirt. Die armen Leute der Umgegend wurden ausgeraubt und gequält, daß sie verzweifeln mußten, „ob für einen deutschen Unterthan bei Gott und den Menschen noch irgend einiger Schutz, irgend einige Vorsorge zu finden wäre."

Anfangs ward die Burg von den Franzosen noch stärker bevestigt, sie selber hatten erklärt, der Platz sey Landskron gleich zu schätzen, und die Uebergabe desselben ein H.. streich; nach drei Monden aber, als sie die Gegend räumen mußten, brannten sie Alles nieder auf den Grund.

Nur da, wo die Bürgerschaft für sich selber zu sorgen hatte, wo eine selbstständige Thätigkeit für das Gemeinwesen noch nicht durch das wuchernde Beamtenthum erstickt worden, wie in den Reichsstädten, sind die Franzosen nicht leichten Kaufes fertig geworden. Villingen mag hier angeführt werden, welches im Jahr 1703 durch die ganze französische Armee angegriffen worden, während das Städtlein nur eine ganz schwache Besatzung hatte. Aber Alles war hier zur Vertheidigung des eigenen Heerdes bereit, selbst die Weiber sah man an der Abwehr theilnehmen, ein Mädchen wurde während des Feuerns auf der Mauer erschossen, und die Franzosen waren genöthigt, von dem Städtlein abzulassen.

Nicht unähnlich den einzelnen Erscheinungen konnte die Kriegführung im Ganzen auch seyn. Seit den fünf Jahren (1688 — 1692), die der Krieg währte, welchen Ludwig XIV. wegen vorgeblichen Erbansprüchen seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans auf die Pfalz, wieder begonnen, war den Feinden nicht eine Schlacht geliefert worden, nicht einmal angeboten; man begnügte sich mit Rekognoscirungen und schien beiderseits sehr zufrieden,

wenn man täglich erfahren, daß der Gegner noch auf dem alten Platze stehe.*) Es war so arg geworden, daß die einzelnen deutschen Heerhaufen sich offen Muthlosigkeit vorwarfen. Allerdings erwiesen die Franzosen sich nicht mehr kampfbegierig, und ihre Heldenthaten beschränkten sich, alle Städte und Schlösser der Pfalz diesseits und jenseits des Rheins, den Strom hinab bis gegen Köln und aufwärts bis Basel, zu brandschatzen und dann niederzubrennen. — Während Ludwig von Baden das Reich wider die Türken schützte, wurden so seine eigenen Lande zerstört, und man sagt, daß ihm 1689 auf dem Schlachtfeld von Nissa die Kunde geworden von der Einäscherung seiner Residenz.

Einige Entschuldigung mögen die deutschen Generale wohl in der Verfahrungsweise des Reichstags finden, denn dieser, jetzt ein stehendes Kollegium von Ministern, schien seiner Sendung sich gar nicht mehr bewußt. Während der Reichsfeind Ludwig XIV. das französische Volk aller alten Freiheiten, aller Selbstständigkeit beraubt hatte, um, ohne irgend eine Einschränkung, die Mittel des Landes zur Erreichung seiner persönlichen Absichten benutzen zu können, und Armeen bis zu 300,000 Mann aufzubringen; dafür die Nation mit einiger Gloire, und einer ganz französischen Erfindung, der Polizei, beschenkt hatte; — während dieser König gleich nach dem Nimweger Frieden in Breisach und Metz sogenannte Wiedereinverleibungs-Kammern errichtet, welche ohne weiteres eine Masse deutscher Lande für Eigenthum der Krone Frankreich zu erklären hatten, während er endlich Straßburg genommen, das nun auf ewig verlorne Straßburg, die Krone Allemanien's, und mit erneuter Wuth seine Brandzüge nach Deutschland ausführte — während All dies geschah, war der deutsche Reichstag nicht einen Augenblick aus seiner diplomatischen Ruhe gekommen. Anstatt Soldaten und Geld zu dekretiren, anstatt mit der ganzen Nation sich zu erheben, verlor man seine Zeit, zum Theil vielleicht absichtlich, mit den unglaublichsten Förmlichkeiten, Etiquette genannt. Ob ein Gesandter seinen Sitz auf dem Teppich des Sitzungssaales erhalten solle, oder auf dem unbedeckten Theil des Fußbodens, war dem Reichstag eine so bedeutungsvolle Frage, daß sie endlose Deliberationen in Anspruch nahm. Glücklicherweise, daß der Geist Salomos endlich über einen der Räthe gekommen, und man sich vereinte den Stuhl auf die Franzen des Teppiches zu stellen.**) Als man endlich beschloß, Armeen von sechzig, von hundert, von zweimalhunderttausend Mann aufzubringen, blieben das papierne Beschlüsse, und die Generäle mußten froh seyn, wenn die Hälfte

---

*) Laroche, der deutsche Oberrhein. Stuttgart 1842.

**) Es war die Zeit, wo Philipp V. von Spanien sich eher die Beine braten ließ, als das Kohlenbecken, worüber er saß, durch einen Andern wegnehmen, als denjenigen Kronbeamten, dessen Dienst dies gewesen.

davon zusammen kam. — Wären die deutschen Fürsten, getreu der guten Sitte ihrer Väter, selber auf dem Reichstag zusammen gekommen, unmöglich hätten sie auseinander gehen können, ohne des Reiches würdige Beschlüsse zu fassen, und ohne diese Beschlüsse mit dem Nachdruck deutscher Mannhaftigkeit ins Werk zu setzen.

So im aufgelösten Zustand, die Bürger entmuthigt und rathlos, die Soldaten ohne Kriegszucht, die Kriegsanstalten jämmerlichst bestellt, mußte Markgraf Ludwig die Dinge antreffen, die er nun durch Zauberschlag zum Bessern wenden sollte. Und er hat gethan, was unter Umständen, wie die gegebenen, zu thun möglich gewesen; freilich hat er keine deutsche Armee vor Paris geführt, endlich einmal Vergeltung zu üben, denn eine solche Armee durfte man von den Deutschen damals nicht verlangen, aber das deutsche Land diesseits des Rheines vom Feinde freizuhalten, das war die Aufgabe, die er sich gestellt und die er gelöst.

Mannszucht, Ordnung in Verpflegung und Bewaffnungswesen einzuführen, war des Feldherrn erstes Bestreben. Denn daß hierin der einzig sichere Weg zum Siege, hatte er in Ungarn gelernt, wo er sonst von der Türkenmacht hundertmal erdrückt worden wäre. Ludwig, sagt der Prinz de Ligne, war der zweite kaiserliche General, welcher diesen Theil der Kriegskunst verstanden, Montecucoli ist der erste gewesen; aber es war nicht die starke Seite des Herzogs von Lothringen, noch des Churfürsten von Baiern, noch des Prinzen Eugen.

Des Markgrafen Feldzugsplan war, den alten strategischen Zentralplatz Heilbronn auch zum Mittelpunkt seiner Operationen zu machen, starke Befestigungslinien von hier bis an den Rhein anzulegen, dadurch den Feind vom Vordringen nach Deutschland abzuhalten und ihn dann über den Rhein zurückzudrängen.

Bei Heilbronn bezog man ein bevestigtes Lager, welchem diese Stadt, und dann Laufen, als Stützpunkte der beiden Flügel dienten. Die Armee bestand aus 27 Schwadronen Kürassiere, 32 Schwadronen Dragoner, zwei (ungarischen) Husarenregimentern und 24 Bataillonen Infanterie.

An der Spitze der französischen Armee stand der Marschall de Lorges (Düras). Am 17. März 1643 passirten die Franzosen, 60000 Mann stark, den Rhein bei Philippsburg und lagerten vor Heidelberg. Hier befehligte der Feldmarschalllieutenant von Heitersdorff, nebst der wehrhaften Bürgerschaft, eine Besatzung von 1200 Mann; Heitersdorff hatte vom Markgrafen, welcher am 14. von Esslingen nach Heilbronn gekommen, die gemessensten Befehle, sich bis aufs Aeußerste zu halten, um die Bergstraße und Franken zu schützen. Die Stadt war gut zu vertheidigen, doch der Schandmensch übergab den Platz ohne Gegenwehr, ja er verhinderte, daß die Garnison und Bürgerschaft sich nicht gegen seinen Willen vertheidigten.

Am 22. Mai war Heidelberg schon in der Gewalt der Franzosen, welche sogleich wieder an's Brennen, Morden und Schänden gingen. Die ganze Stadt wurde in Asche verwandelt, eine Masse Einwohner jeden Alters und Geschlechtes in die heil. Geistkirche getrieben und ihnen das Gebäude über den Köpfen angezündet.

Auf die Kunde von diesen Ereignissen ließ der Markgraf dem Heerführer der Franzosen zu wissen thun, daß, wenn sie also mit Verwüsten fortführen, er, der Markgraf das Kartell aufkünden und den Krieg auf türkisch führen werde. Besser freilich wäre gewesen, man hätte gleich mit Kopf- und Ohren-Abschneiden begonnen, denn Drohungen haben doch nicht geholfen. — Den Elenden aber, welcher Heidelberg den Feinden preißgegeben, erwartete eine entsetzliche Züchtigung; unter dem Markgrafen war die Zeit vorüber, wo solche Schandthaten ungeahndet hingehen konnten. Bei Grosgartach, bis wohin Heitersdorff von den Franzosen geleitet worden, nahm man ihn in Empfang, auf dem Schinderkarren ward er dann an der Armee vorbeigeführt, von dem Scharfrichter ihm die Zeichen seines Ranges (er war zugleich Teutschordensritter) abgerissen, der Degen zerbrochen, die Stücke ihm dreimal um den Kopf geschlagen, und er dann fortgejagt. Man hat nie wieder von dem Manne gehört.

Am 5. Juny erschien die französische Armee auf den Höhen von Grosgartach im Angesichte der Deutschen; sie machten große Anstalten, den Übergang über den Neckar zu erzwingen. Bei Klingenberg, gegenüber von Horkheim und Sontheim, dem Zentrum der Reichsarmee, führte sie eine Batterie von 30 großen Stücken nebst einigen Mörsern auf, unter deren Schutz sie den Fluß zu überschreiten hoffte.

Weil die Stellung des Markgrafen auf den Höhen etwas entfernt vom Flusse war, hatte er dem französischen Angriff eine Kompagnie Grenadiere, drei Bataillons Musketiere mit 3 Stücken entgegengesandt. Dreimal waren die Franzosen bis auf die Wiesen am Neckar vorgedrungen, und dreimal zurückgeschlagen worden. Jetzt hatten sie genug, ihr Eifer war abgekühlt. Sie hatten den Sieger der Ungläubigen persönlich kennen lernen und 600 Mann auf dem Platz gelassen. In einem aufgefangenen Brief an einen Pariser rühmten sie sich, am 5. mehr als 3000 Stückschuß gethan, und den Uebergang über den Neckar mit 14 Regimentern beinahe forcirt zu haben.

Der Marschall de Lorges hatte sich wieder in die Stellung von Grosgartach zurückgezogen, und schien seine ursprüngliche Absicht aus dem Sinne zu verlieren, wenigstens wagte er keinen neuen Angriff. Er wählte vielmehr die leichtere Aufgabe, alle unbewehrten Plätze an der Bergstraße und in Würtemberg auf's Unerschwingliche zu brandschatzen.

Unterdessen war am 25. Juli der Delphin von Frankreich mit dem Marschall Boufflers und einem Korps von 13000 Mann aus Flandern

angelangt, hatte bei Philippsburg den Rhein überschritten und sich mit de Lorges vereinigt. Ein neues „kommen, sehen, siegen" mochte wohl der schöne Traum des Sohnes der Lilien gewesen seyn; aus dem zertrümmerten Prachtbau deutschen Heldenruhmes sich einen neuen Tempel der Gloire zu errichten, sein edles Vorhaben. Und er kam, sah, ging wieder heim.

Am 18. Juli lagerte der Delphin bei Graben, die übrige feindliche Aemee bei Ubstatt und Wiesloch; sie zählte jetzt 75000 Mann mit 120 Geschützen und führte auf 13000 Wägen Lebensmittel für drei Monate mit sich. Nach verschiedenen Märschen und Gegenmärschen rückte der Feind über Grözingen, Pforzheim, Vaihingen, überschritt den Neckar bei Ludwigsburg, verbrannte Marbach, Murr nebst andern Orten und lagerte am 30. Juli bei Kaltenwesten der Reichsarmee gegenüber, während Streifpartheicen bis gegen Wimpfen schwärmten. Das französische Lager zog sich vom Neckar über Ilsfeld bis gegen Untergruppenbach.

Auf den 2. August hatte der Delphin eine große Rekognoscirung beschlossen. Er glaubte die Armee des Markgrafen, welche 25000 Mann zählte, allein gegen sich zu haben, und sie, da er doppelt so stark war, leichten Kaufs zu fassen. Die Korps des Kurfürsten von Sachsen, und des Landgrafen von Hessenkassel, von denen er wußte, daß sie dem Markgrafen zu Hülfe eilten, glaubte er noch acht Märsche entfernt, während deren Reiterei bereits am 26. und 27. Juli bei Heilbronn eingetroffen.

Der Markgraf hatte seine Stellung etwas oberhalb dieser Stadt genommen, den rechten Flügel an den Neckar lehnend, vor demselben das wohl befestigte Lauffen, von da zog sie über die Höhen weg bis zum Schmellenhof. Mit dem frühen Morgen hatten die Franzosen zu den Waffen gegriffen, die ganze Reiterei bei Gruppenbach vereint, das Fußvolk in drei Linien wider den deutschen linken Flügel gerichtet. In der Nähe des Schmellenhofes häuften sie große Massen von Faschinen auf, die Gräben der Verschanzungen damit zu füllen, und begannen zwei große Batterien groben Geschützes aufzuführen. Hier fieng nun von deutscher Seite das Feuer an. Kaum aber waren etwa 40 Schuß gethan, als die Franzosen ohne nur zu antworten, sich wieder zurückzogen und des Abends ihr altes Lager einnahmen. — Dies war Alles. — Der Delphin hatte auf der ganzen Linie wohlbesetzte Höhen gesehen, Verschanzungen, Verhaue, die ganze deutsche Armee muthig und schlagfertig. Bei allen kleineren Gefechten und Scharmützeln hatte er bisher den Kürzeren gezogen, außer dem verrathenen Heidelberg nicht den kleinsten Platz nehmen können; und nun war er zufrieden gestellt, sein Ruhmesdurst gelöscht.

Dies war der Feind, von dem die deutsche Nation damals Jahre lang alle Schmach erduldet hatte, ohne sich nur ein einziges Mal auf die Beine zu stellen, und mit einem Stampfen des Fußes die Horde in den Boden zu

treten. Nur allein die Bauern des Kappler Thales haben bei dem Rückzug der Franzosen, von dem sogleich die Rede, deren über 200 im offenen Gefecht erlegt. Was wäre aus ihnen geworden bei einer allgemeinen Erhebung? Aber die Beamten der Regierungen, welche der Nation vorangehen sollten, waren gar so fromme Leute.

„Zwar ist es zu beklagen", sagt der alte Zedler in seinem Universal-Lexikon vom Jahr 1742, „daß Deutschland seine Kräfte, welche zulänglich genug wären 400 000 Mann ins Feld zu stellen, nicht erkennen, vielmehr seinen ungetreuen Nachbarn zusehen will, wie sie von einer Zeit zur andern die Friedenspunkte brechen; jedoch muß man dabei bedenken, daß es von den ersten Zeiten an, dem Schicksale niemals gefallen, die mächtigen Völker des deutschen Reiches unter einem Haupte und in vollkommener Einigkeit zu versammeln, weil sonst, menschlichem Ansehen nach, die Welt gar leicht von ihnen hätte können bezwungen werden." Ja, aus Furcht die Welt zu bezwingen, haben sie sich lieber von einer Handvoll Mordbrennern zwingen lassen. Das Schicksal wollte es nicht! — saubere Gottseligkeit das, die Schwäche des eigenen Willens mit dem Willen Gottes oder des Schicksals zu entschuldigen. „Wohl bescheert der Herr dem Ochsen, aber er bringt ihm nicht ein Horn;" hatten sie das nicht bedacht? Allerdings war es nicht Gottes Wille, daß die Erhebung des deutschen Volkes durch jenes Geschlecht sich erfüllen solle, ein Anderes war dazu berufen und ein ganz anderer Dränger mußte vorher noch über dies Volk kommen.

In der Nacht vom 2. auf den 3. August beorderte der Markgraf den Husarenoffizier der Vorposten mit 60 Trommlern, welche im Gehölze den Dragonermarsch schlugen; die Franzosen scheinen dadurch wirklich getäuscht worden zu seyn, und blieben den ganzen folgenden Tag unverrückt auf ihrer Stelle; am 4. versuchten sie nochmals einen schwachen Angriff auf Lauffen; nach einigen Kanonenschüssen aber ließen sie wieder ab, um am 5. entschieden zu retiriren. Am folgenden Tag waren die 800 Munitionswägen, die Menge von Proviantwagen, alle Geschütze, mit einem Wort jede Spur der Franzosen verschwunden.

Sofort entsendete der Markgraf den Artillerie-General Steinau mit einer Abtheilung Tübingen zu decken; die Franzosen riefen hierauf ihre Besatzungen aus Stuttgart, Kannstadt, ohne jedoch zu verabsäumen vorher noch eine Schatzung von drei Millionen Livres aus dem Württemberger Land zu erpressen. Nachdem die Armee bis Berghausen und Grözingen zurückgegangen, retirirte der Sohn von Frankreich mit dem **Maison du Roi** (oder Leibgarde) über Fortlouis nach Versailles; ein Theil der Franzosen zog nach Flandern, ein anderer nach Italien, der Rest unter den Marschällen de Lorges und Boufflers zog sich nach den Landen des Markgrafen und lagerten bei Kuppenheim und Rastatt.

Prinz Louis hatte die Stellung bei Heilbronn verlassen, lagerte anfänglich bei Höpfigheim, den linken Flügel an der Mündung der Murr in den Neckar; sodann bei Lomersheim an der Enz, machte hierauf eine Bewegung links gegen Markgröningen, um sich der feindlichen Stellung bei Leonberg zu nähern, entsendete dann eine Abtheilung Pfälzer, den General Würz zu verstärken, welcher das feindliche Eindringen ins Kinzigthal und den Schwarzwald zu wehren hatte. Nachdem auch dies erreicht war, und der Rest der Franzosen über den Rhein gegangen, Winterquartiere zu beziehen, thaten die Deutschen dasselbe diesseits des Stromes.

Dies die Umrisse der schönen Kampagne von 1693. Mit Bedauern muß ich mir versagen, das Tagebuch des Markgrafen hier einzurücken. Es zeigt, mit welcher Sicherheit und Ruhe der teutsche Feldherr die Bewegungen des Feindes zu beobachten oder zu errathen wußte, mit welch geringem Aufwand von Mitteln er ihm stets begegnete, so daß dieser nicht ein einziges Mal aus seiner großen Überlegenheit an Zahl Nutzen zu ziehen vermochte.

Folgendes z. B. ist der Stand aller detachirten Posten vom 28. Juli.

Zu Dillsberg	1 Leutnant	und	30	Mann.
„ Zwingenberg . . .	1 „	„	35	„
„ Horneck	1 „	„	30	„
„ Lauffen	1 Korporal	„	100	„
„ Besigheim	1 Major	„	300	„

Jedermann wird wohl glauben, daß nach den Erfolgen dieses Jahres die Reichsstände Muth bekommen hätten zu verdoppelten Anstrengungen, damit endlich einmal den Franzosen die Lust vergehe, weiter in Deutschland zu hausen. Doch mit nichten: bei Versprechungen und Worten blieb es mehr denn je. Wahrscheinlich dachten die Herren, daß wenn die vorige Macht hinreichte, den Feind aus dem Land zu drängen, weniger auch im Stand seyn würde, ihn von weiterem Eindringen abzuhalten.

Unterdessen nämlich war eine Abtheilung der Reichstruppen nach der andern wieder nach Haus gezogen, so daß des Markgrafen Heer auch nach der Trennung der Franzosen immer zu schwach war, um angriffsweis etwas gegen dieselben zu unternehmen. Ja schon während den letzten Tagen des Juli, als täglich der allgemeine Angriff des Feindes zu erwarten gewesen, hatte der Markgraf den Kurfürsten von Sachsen noch ersuchen müssen, das Heer wenigstens in diesem kritischen Augenblick nicht zu verlassen.

So sah man denn die Reichsarmee durch vier Feldzüge hindurch rein auf Vertheidigung beschränkt, und in vier Feldzügen keine Schlacht geliefert, denn die Franzosen hielten sich nie für stark genug, den Markgrafen in seinen wohlgewählten Stellungen mit offener Macht anzugreifen. Der Krieg spielte sich über den Rhein hinüber und wieder herüber, ohne daß es je zu einer Entscheidung kommen konnte. Solchen Spieles müde, hatte der Markgraf

1696 das Kommando zurückgegeben. Aber die Stände des schwäbischen, fränkischen und der beiden rheinischen Kreise beschworen ihn, doch an der Spitze des Heeres zu bleiben; versprachen, Alles zu thun, gaben dem Fürsten Vollmacht Soldaten zu werben und Offiziere zu ernennen, und so ließ sich dieser wieder zur Übernahme des Oberbefehls bewegen. Im Juli hatte sich bei Bruchsal eine kleine Armee versammelt, doch mangelte es an Geld und vor Allem an gutem Willen. Die Franzosen unter dem Herzog von Choiseul hatten den Rhein bei Fortlouis überschritten, schatzten die Markgrafschaft Baden, und lagerten bei Kuppenheim. Entschlossen, wenigstens jetzt einen Schlag zu führen, koste er auch noch so viel, rückte der Markgraf den Franzosen entgegen, nahm zuerst eine Stellung zwischen Ettlingen und Scheibenhardt, sodann bei Muggensturm. Doch die Feinde bezeigten wenig Lust, Stich zu halten, sie giengen rückwärts und waren bereits im August wieder über dem Rhein. Sofort theilte Prinz Louis sein Heer, ließ eine Abtheilung unter dem Markgrafen von Baireuth und dem General Thüngen bei Wiesloch und überschritt mit dem andern bei Mainz den Rhein. Eben war er mit der Belagerung von Ebernburg beschäftigt, eine Bergveste, welche den Franzosen bisher als Rückhalt gedient bei ihren Streif- und Raubzügen am Niederrhein, hatte am 20. September Stadt und Schloß genommen und stand im Begriff, für die frühere lange Unthätigkeit durch weitere Schläge sich schadlos zu halten, als der Friede von Riswick für diesmal den Krieg beendigte.

Die Feldzüge von 1702—1703.

Markgraf Ludwig wider Catinat und Villars.

Wieder nur eine kurze Rast hatte jener Friede dem abgemüdeten Europa verschafft, denn Anlaß zu neuen Wirren gab alsbald der zu erwartende Tod Karls II. von Spanien, welcher keine unmittelbaren Erben, desto mehr Erbgierige aber hinterlassen. So klug und fein Höfe und Ministerien ihr Getriebe in Bewegung setzten, so weit sie sich die Zeit zumaßen, doch ward alles verwirrter, gespannter denn je zuvor, und zuletzt Europa wieder, dieser Erbfolge in Spanien wegen, in einen Krieg gestürzt, dessen Echo an den Enden der halben Welt wiederdröhnte.

Auch Markgraf Ludwig's Theil, welchen ihm der geschlossene Friede zugebracht, war keineswegs göttergleiche Ruhe auf goldenen Lorbeern. In Wien wollte man ihm sogar die Verantwortlichkeit wegen des üblen Erfolgs der letzten Feldzüge zuschreiben; gleich wie man früher den Prinzen Eugen mit einem Hochverrathsprozeß bedrohte, weil er die Schlacht von Zenta ge-

wonnen. — Der alte König Johann Sobiesky war gestorben und eine große Zahl polnischer Magnaten, den Kronschatzmeister voran, hatten ihre Blicke auf den Markgrafen Ludwig geworfen, denn Heldenruhm schien ihnen immer das erste Erforderniß der Königswürde. Doch vom Kaiser ward sein Feldherr schlecht unterstützt, und, wie man weiß, erhielt der Kurfürst von Sachsen den polnischen Thron. Auch das Herzogthum Lauenburg, worauf der Markgraf Erb-Ansprüche erhoben, seiner Gemahlin wegen, gieng ihm verloren, und fiel an das Haus Hannover. Des Fürsten Erblande waren durch den langen Krieg ruinirt, und seine Einkünfte daraus versiegt. Dies der Lohn für so treue lange Dienste, für die geopferte Lebenskraft. Zu all diesen Anlässen der Mißstimmung kam noch die Frage wegen der neunten Kurwürde (Hannover), deren Errichtung der Markgraf, gleich vielen Reichsfürsten bekämpfte, und dies drohte ihn mit dem kaiserlichen Hof vollends zu überwerfen.

Doch als im Jahr 1700 jener spanischen Succession wegen ganz Europa zu den Waffen griff, ward auch Markgraf Ludwig nach Wien geladen zu den Berathungen des Hofkriegsrathes (Prinz Eugen war schon im Spätjahr 1699 zur Armee nach Italien gesendet worden); des Vergangenen gedachte man gar nicht mehr. Der Kaiser ernannte den Fürsten zum Oberfeldherrn aller seiner Heere, zum Generalgouverneur aller Reichsvestungen, gab ihm dafür einen Gehalt von monatlich 50 000 Gulden während des Krieges, und der Hälfte in Friedenszeiten, belieh ihn auf ewige Zeiten mit der Vogtei Ortenau und versprach seine Ansprüche auf Lauenburg nochmals prüfen zu lassen. So war denn das gute Vernehmen wieder hergestellt. Auch die Stände des baierischen, schwäbischen und fränkischen Kreises wollten zur Entschädigung des Markgrafen eine Steuer von 10 fl. auf den Kopf umlegen, was der Fürst jedoch ablehnte.

Während des Jahres 1701 war die Rheingegend von Kriegsgetümmel noch verschont; der Geschützesdonner schallte nur in den Niederlanden und in Italien. Des Markgrafen Geschäfte in diesem Jahre waren Vorbereitungen, Unterhandlungen, Aufrufe und Mahnschreiben an die Kreise, sie endlich zum Handeln zu bewegen. Mit dem Anfang von 1702 kam auch eine Allianz zu Stande zwischen dem Kaiser, fünf Kreisen des deutschen Reiches (Oesterreich, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein), der Königin Anna von England und den Generalstaaten. Die genannten fünf Kreise erklärten Ludwig XIV. als Reichsfeind, doch der gesammte Reichstag stimmte noch nicht bei; dort deliberirte man, ob der Krieg — ein Religionskrieg sey. Diese Seite verknöcherten Bigottismus vervollständigt das Bild damaliger Reichszustände, und die Folgen davon, daß man Landeskirchen eingeführt hatte. Es gehört hieher noch die Thatsache, daß man 1706 am Reichstag mit dem Ansinnen auftrat, es sollte noch ein zweiter Oberfeldherr ernannt werden, nämlich

ein protestantischer, da der Markgraf Ludwig dem katholischen Bekenntniß angehörte. — Doch mehr als genug hievon. — Der König von Frankreich glaubte seiner Sache in Deutschland so gewiß zu seyn, daß er den Marschall Catinat, als der Markgraf schon gegen diesen zu Felde stand, wiederholt versicherte, er habe von den deutschen Kreisen nichts zu fürchten, sie würden nicht marschiren lassen.

Indessen hatte das Korps am Oberrhein, aus kaiserlichen und schwäbischen Truppen bestehend, bereits im April bei Darlanden den Strom überschritten. Über die Mannschaft, sowie die gesammten Anstalten des schwäbischen Kreises hatte der Markgraf gegen den Kaiser sich höchst anerkennend geäußert. Verstärkung der kaiserlichen, sodann die Ankunft der übrigen Reichstruppen erwartete er von Tag zu Tag. Des Feldherrn Absicht war zunächst auf Landau gerichtet, diesen Schlüssel des unteren Elsaß. Da jedoch vorerst alles Nothwendige hiezu mangelte, mußte er suchen durch Manöver und andere Maßnahmen, diese Absicht dem Feinde noch geheim zu halten.

Die Franzosen unter Catinat, im Ganzen 52 Bataillone zählend und 50 Schwadronen, wovon jedoch ein Dritttheil als Besatzungen in Anspruch genommen wurde, standen bei Straßburg im Lager; sie waren dem Markgrafen an Stärke überlegen, wagten jedoch nicht seine Stellung an der Lauter anzugreifen, durch welche Landau abgesperrt wurde. Die Belagerung dieses Platzes wurde nun betrieben; obwohl, außer dem festen Willen des Feldherrn, fast alles dazu fehlte. Nachdem die Laufgräben eröffnet worden, mußte das Belagerungsgeschütz aus Ulm, Augsburg und andern Reichsstädten erst herbeigeschafft werden; die Handlanger dazu aus Böhmen, das Zugvieh aus Ungarn, Truppen, namentliche Infanterie, an welcher es mangelte, Geld und Lebensmittel durch das kaiserliche Kriegscommissariat. Was hiezu gehörte, selbst wenn überall guter Wille gewesen wäre, sieht man leicht. Allein wenn überall in den Depeschen Ludwigs XIV. viel die Rede ist von seinen Alliirten in Deutschland*), darf man gewiß annehmen, daß auch heimliche Alliirte in Wien dazu gezählt wurden; wenigstens hat man dort wenig verabsäumt, die deutschen Interessen zu durchkreuzen. „Es ist ein Skandal bei allen Alliirten, gutgesinnten Reichsfürsten und Ständen," schreibt der Markgraf unterm 22. Juli an den Kaiser, „daß in einem Krieg den E. M. unternommen, Ihr eigener Hof all unser Mühen unfruchtbar macht; mit Freuden setzt man sein Leben und sein Vermögen ein, aber nicht seine Reputation."

Um diese Zeit war auch der römische König Joseph I. bei der Armee angelangt; sein Erstes war, die eigenen Pferde für den Belagerungsdienst herzugeben und die Generale zur Nachahmung dieses Beispiels einzuladen.

*) Mémoires relatifs à la succession d'Espagne, par le Général Pelet. Paris 1836.

Von Generalstabsluxus war damals wenig Spur zu finden, an Artillerie- und Genie-Offizieren selbst große Noth, und der Markgraf gezwungen, die meisten Anordnungen selber zu machen, ja als der Generaladjudant Delrupt durch eine Stückkugel getödtet worden, mußte der Markgraf bekennen, daß er Niemand habe, der ihm den verdienten Offizier ersetze. Am 11. September, nachdem die Bresche im Hauptwall gangbar befunden worden, kapitulirte die Garnison, ohne daß während der achtzigtägigen Einschließung die Armee unter Catinat etwas Ernstliches zur Befreiung der wichtigen Veste unternommen.*) Daß die Besatzung mit allen Kriegsehren abziehen durfte, muß man fast bedauern, denn der Kommandant Melac hatte sich in den orleans'schen Kriegen als der ärgste Mordbrenner erwiesen; es war einer jener Kriegsknechte, welche man häufig im Dienste von Despoten findet, von persönlichem Muth und stets bereit zur Ausführung jeglichen Schand- und Mordbefehles. Doch das Volk hat sich die Genugthuung auf seine Weise genommen; noch heute in den Rheingegenden nennt man die Metzelhunde Melac, — die Rache ist fürchterlich, wenn der Mensch Nachkommen hat.

Wenige Tage vor dem Fall von Landau hatte der Kurfürst von Baiern sich der Stadt Ulm durch Überrumpelung bemächtigt, (eine Zahl baierischer Soldaten war unter der Leitung eines in Ulm wohnenden baierischen Offiziers, als Marktleute verkleidet, in die Stadt gelangt und hatte die Wache eines Thores überwältigt) und damit seinen Übertritt in das französische Bündniß offen beurkundet, nachdem er so lange den wälschen Lockungen widerstanden.

---

*) Nicht ohne einiges Staunen kann man in dem Werke des General Pelet (siehe die vorige Anmerkung) die kühne Behauptung lesen, daß Landau sich so lang gehalten, weil die Deutschen beim Angriff der neuen ungewöhnlichen Bevestigung des Platzes sich nicht zu helfen gewußt hätten. Denn für's Erste konnte der General aus den Akten des Kriegsdepot in Paris genau wissen, was die Deutschen vor dem Beginn der eigentlichen Belagerung so lange aufhielt. Am 16. August aber ward die Kontreeskarpe genommen, und am vierundzwanzigsten Tag darnach fiel die Veste. Was ferner die bemeldete neuere Bevestigungsweise betrifft, so ist Landau nach dem sogenannten zweiten System Vaubans erbaut; was sich vorzüglich dadurch von der ersten Art unterscheidet, daß es keine Bollwerke hat, oder vielmehr, daß die Bollwerke von den Ecken des Hauptwalles durch einen Graben abgesondert, etwas niederer gehalten sind, und nun Kontregarden heißen. Das Eck selbst wird durch ein fünfseitiges Bauwerk gebildet, einem sogenannten Bollwerksthurm. Solche Thürme waren aber entfernt nichts Neues, man denke nur an Albrecht Dürers Unterweisung zur Bevestigung der Städte und Schlösser. Die fünf oder sechs Geschütze in den engen Kasematten des Thurmes, worin die Bedienungsmannschaft vor Rauch erstickte, haben auf die Vertheidigung der Außenwerke gar keinen Einfluß. Bei vier Belagerungen von Landau, in jenem Zeitraum, von denen Markgraf Ludwig zwei befehligte, wurde der Platz jedesmal übergeben, als die Kontregarde genommen war. Ein Angriff auf die Thürme ist weder 1702, noch die andernmal überhaupt nöthig gewesen.

Max Emmanuel war ein Mann von Geist und Muth, aber schwankenden Charakters. Dem deutschen Reich hätte offenbar wenig daran liegen können, ob ein Bourbon oder ein Habsburg fortan im Eskurial residirte, — aber ein deutscher Fürst, und sich mit dem Reichsfeinde verbünden! Offenbar auch hätte der Kurfürst seinen Augenblick nicht unglücklicher wählen können, als jetzt, wo die Deutschen am Rhein die Oberhand erhielten.

Doch der Hof zu Versailles, das ganze Gewicht wohl erkennend, welches durch Baierns Beitritt ihm in die Wagschale fallen mußte, beschloß alles zu setzen an die Vereinigung seines Heeres von Deutschland mit dem baierischen, und, da man es nicht schützen konnte, ganz Unterelsaß seinem Schicksal zu überlassen. So zog der Kampf sich rheinaufwärts an die Gränze der Schweiz, wo dann die Schlacht bei Freidlingen auf diesem Theil des Kriegsschauplatzes das Schicksal des Felgzuges entschied.

Dem Marquis Villars, welcher bisher in der Gegend von Metz befehligt hatte, das dortige Land zu decken, war der Oberbefehl über die Armee von Deutschland verliehen worden; Catinat schien wahrscheinlich zu bedächtig. Die Franzosen sammelten sich in Hüningen, von hier über den Rhein zu bringen und auf dem obern Schwarzwald den Baiern die Hand zu reichen, welche über Stockach und Laufenburg vorgehen sollten.

Inzwischen hatte Prinz Louis dem Markgrafen von Baireuth, und nach diesem dem General Styrum die Sorge überlassen, den Marschall Cátinat zu beobachten, er selbst war Villars entgegen gegangen, hatte Hagenau genommen, den Rhein bei Kehl wieder überschritten und am 22. September bei Friedlingen, Hüningen gegenüber Posto gefaßt.

Die beiden Generale, als treffliche Charaktere im Privatleben sich kennend und achtend, standen hier gegenüber, der eine voll Begierde an dem gefeierten deutschen Feldherrn sich die Sporen zu verdienen, der andere begreiflich nicht gesonnen aus seinem Siegerkranze nur ein Blatt zu verlieren: es müssen eigene Gefühle gewesen seyn, welche die Männerherzen bewegten. Beide Feldherrn fiengen damit an, oder fuhren vielmehr fort ihre Stellung wohl zu verschanzen. Villars hatte den Vortheil, daß er den Angriff beabsichtigte und daß die Schusterinsel in seiner Gewalt war, so daß nur noch ein schmaler Rheinarm, den man durchwaten konnte, ihn vom rechten Stromufer trennte. Der Übergang war somit nicht zu wehren, wohl aber das weitere Vordringen. Villars erachtete übrigens für rathsam, den Angriff erst dann zu wagen, wenn die Gewehre der anrückenden Baiern auf den Gebirgshöhen hinter der Stellung des Markgrafen blinken würden. Allein der Kurfürst beeilte sich nicht an den Rhein zu rücken, so sehr von Paris aus alles in Bewegung gesetzt ward, ihn hiezu zu vermögen. Unterdessen hatte Marschall Catinat dem General Villars aus dem Lager von Illkirchen bedeutende Verstärkungen zugesendet, doch immer hielt letzterer sich nicht zum Kampfe überlegen genug.

Da, bei wochenlangem Abwarten und Besinnen, fiel es einem der französischen Unterbefehlshaber ein, einen Versuch auf das Städtlein Neuenburg am rechten Rheinufer, vier Stunde unterhalb Hüningen zu machen und auf diese Weise noch einen zweiten Übergangspunkt zu gewinnen. Der Markgraf hatte Neuenburg durch 400 Schweizer besetzt, welche unglücklicher Weise nicht auf ihrer Huth gewesen; das Städtlein ward des Nachts erstiegen, ohne daß mehr als ein Schuß fiel, welcher dem befehligenden französischen Grenadierhauptmann das Leben kostete. Diesen Gewinn vou Neuenburg begrüßte Villars als aufgehenden Glücksstern. Alle Vorkehrungen zum schnellen Schlagen einer Brücke waren im Voraus und aufs Geheimste getroffen, und einige tausend Arme bewegten sich Augenblicks, aus dem Städtlein einen Brückenkopf zu machen.

Kaum war dem Markgrafen die Nachricht geworden von dem Verlust Neuenburgs, als er die gesammte Kavallerie seines rechten Flügels aufsitzen, und rechts abmarschieren ließ. Jetzt glaubte Villars den günstigen Augenblick erschienen; er ließ zu den Waffen greifen, um über den Rest des deutschen Heeres herzufallen, welcher im Lager bei Friedlingen verblieben war. Der Markgraf, hievon in Kenntniß gesetzt, macht aber auf der Stelle Kehrt, und mehr Anlaß brauchten die Franzosen nicht, schnell wieder über den Rhein zu-zurückgehen. Doch die Stellung bei Friedlingen war seit dem Verlust Neuenburgs nicht mehr haltbar; vergebens auch hatte der Markgraf versucht, den General Styrum, welcher dem Marschall Catinat bei Neubreisach gegenüberstand, an sich zu ziehen

Es kann hier noch angeführt werden, daß das Schweizergebiet neutral seyn sollte; am 13. Oktober hatten auch fünf Abgeordnete von Basel bei dem Marquis Villars Protest eingelegt, daß seine Truppen dieses neutrale Gebiet, woran der linke Flügel des deutschen Heeres sich lehnte, überschritten, und daß sie Miene machten, das wieder zu thun. Hätten sie Soldaten und Kanonen hingestellt, möchte die Protestation vielleicht gefruchtet haben, so aber begreiflich nicht.

Am 14. Oktober lange vor Tag war der Markgraf abermals mit der Armee aus seinen Verschanzungen aufgebrochen, um sich unterhalb Neuenburg zu postiren; Villars, von dieser Bewegung schon den Abend zuvor unterrichtet, hatte sich in Bereitschaft gesetzt, dies sogleich wieder zu benutzen, und endlich in den Schwarzwald einzudringen. Noch aber hatten die Franzosen ihren Übergang nicht vollendet, als die deutsche Armee zum zweitenmal den Gegenmarsch antrat und sich unter den Augen des Feindes zum Angriff formirte. Die waldbekrönten Höhen von Ober- und Unter-Tüllingen hatte der Markgraf als Stützpunkt seines linken Flügels ersehen, die Reiterei aber auf den rechten Flügel in die Rheinebene beordert. Die Verschanzungen des Schlosses Friedlingen und eine starke Sternschanze lagen vor der Fronte

der Stellung; die Ausdehnung derselben war im Verhältniß zu den achttausend Mann, welche das Heer in diesem Augenblick zählte.

Folgendes sind die Namen der Regimenter, deren genauer Bestand jedoch nicht mehr angegeben werden kann.

Reiterei.	
Brandenburg Dragoner.	Kaiserliche oder i. kaiserl. Sold.
Baireuth.	
Constanz Dragoner.	
Würzburg Dragoner.	
Schad Dragoner.	
Hohenzollern Kürassiere.	Schwäb. Kr.
Stauffenberg Dragoner.	
Erbpr. v. Würtemberg Drag.	
Hohenzollern Dragoner.	
Baireuth Kürassiere.	Fränk. Kreis.
Auffäß Dragoner.	

Infanterie.	
Baden.	Kaiserliche.
Fürstenberg.	
Baden-Baden.	Schwäb. Kreis.
Baden-Durlach.	
Fürstenberg-Möskirch.	
Fürstenberg-Stühlingen	
Reischach.	
Erffa.	Fränkischer Kreis.
Anspach.	
Schnäblin.	
Fränkische Grenadiere.	
Schwäbische Grenadiere.	

Das französische Heer zählte an fünfzehn tausend Mann.

Während das deutsche Fußvolk den Wald oberhalb Tüllingen, das Käferholz zu erreichen suchten, strebten die Franzosen bereits durch die Weinberge herauf diese Höhe zu erklimmen, welche der Schlüssel der ganzen Stellung war. Der Markgraf und Villars trafen fast gleichzeitig daselbst ein und das hitzigste Gefecht entspann sich hier alsogleich. Wie fast in allen Schlachten des Markgrafen kostete es namentlich viele Offiziere. Durch die Beschaffenheit des Bodens hatte die Schlacht sich in zwei abgesonderte Treffen gespalten, den Kampf des Fußvolks in dem Gehölze, und das Gefecht der Reiterei in der Ebene. Doch des Feldherrn eigene Worte werden deutlicher als jede Umschreibung ein Bild des Verlaufes dieser Kämpfe geben. Er berichtet an den römischen König de dato Staufen, den 24. Oktober 1702:

> Es geruhen Ew. Königl. Mayestät allergdst. zu venemmen, wie daß, nach allen hier oben gegen Huningen über von mir veranstalteten, theils auch verfertigten Fortificationen und übrigen nöthigen Dispostitionen meine gegenwarth der Orthen nicht mehr nöthig geglaubt, also den 13. dieses morgens mich wieder zur Armee so zwischen Hagenau und Bischweiler gestanden, daselbsten auch allenothwendigkeiten zu versehen, auf die Reyß begeben, zwischen unserm Lager aber, und das im vorigen Krieg ruinirte Stättle Neuburg, so ganz am Rhein gelegen, in erkantnus kommen, daß dieses Stättle durch übersetzung mit einigen Schiffen in der nacht attaquiret, und überrumpelt worden, kurz darauf aber durch einen auß dem Orth entloffenen Burger erfahren, daß bereits über 3 biß 4000 Mann sich darin postiret; die ursach dieser eroberung ist, daß ohngeachtet ich verwichenen May selbsten hieroben gewesen, und die Arbeiten nicht alle in alldorten, sondern von Basel bis ganz hinunter, was einen Jeden zu verfertigen obgelegen, angeordnet, aller Orthen zwar alles in gutem Stand gewesen, allein aber, waß Sr. Kayserl. Mayestät eigenen und Breißgauischen unterthanen zu machen obgelegen, nicht das geringste zur perfection gebracht worden, weßwegen dann nicht ermanglet, solches dem Feld Marschall

Leut. Graf v. Arco, deme die Comission aufgetragen worden, ernstlich zu verweisen, und zu Rede zu stellen, welcher die schuld in allem auf die hierobige Regierung und Stände werffen thut, mit vermelden, daß Sie durch alle ersinnliche Mittel zu nichts haben gebracht werden können, also Er daran die geringste schuld nicht haben wollen; hingegen prätendiret die Regierung und Stände auch zu behaupten, denen Ich ihre fatale morosität, und den darauß erwachsenen Schaden vorgestelt, daß ged. Gr. von Arco, an allem selbsten ursache seye, zumahlen selbiger nicht auf die Execution die Sie ihme verwilliget haben sollen, getrungen hätte, worauf Ich mein urthel suspendiren muß, gewiß aber ist, daß Ihro Kayserl. Mayestät unterthanen die einzige seind, welche in ihrem District gar nichts gethan, da doch die übrige Fürsten und Stände, deren Land ober- und unterhalb gelegen, alles in perfections - Stand gesezet, und durch diese Ihr unverantl. negligence nicht allein das durlachische, sondern auch die Kayserl. Land, zwar nicht soviel durch den Feind, als disordre großen schaden gelitten, und obschon die projecten nicht völlig dadurch zugrund gangen, dennoch viele neue Mühe und spesen verursachen würden, selbe wieder zu prosequiren, wie ich dann darum gezwungen worden, nicht nur wieder in das Lager gegen Friedlingen zurückzukehren, sondern auch die resolution nemmen müssen, mit Hinterlassung einiger 1000 Mann, so auf der Lauter geblieben, um selbige Brücken über den Rhein zu manuteniren, den vortheilhaften posto zwischen Hagenau und Bischweiler, mit der Armee zu quittiren, und dem Generalmajor v. Styrumb an mich mit Selbiger herauf zu ziehen, welchem dann auch also balden um keine Zeit zu verlieren, durch einen General Adjudant, nur durch mündliche Befehl, und da weiter nichts anders bey mir gehabt, mit Blei-weiß geschriebenen creditiv anzumarschiren beordert; und weilen, wie spargirt worden, die Bayrsch. Armee den Rhein herunter von Memmingen. und beede Brücken zu Neuburg und Friedlingen geschlagen gewesen, also habe nicht für rathsam befunden, in einen engen posto, wo hätte eingesperret werden können, gedachten Succurs zuerwarten, sondern entschlossen, Neuburg noch selbe nacht, mit der Armee vorbei zu gehen, und dem Feind sowohl, als ged. beeden Brücken vor, und nicht hinter mir zu lassen, und wäre dieses dessein auch selbe nacht vollzogen worden, wann ich vermocht hätte auß Mangel der Pferdt die schwere Artiglerie und Munition so geschwind fortzubringen; Inzwischen hat sich der größe theil der französischen Armee, zwar wieder alle parolen, in ein Insul, von welcher Sie, so zusagen, druckenen Fuß zu unß kommen können, auf das Schweizerische territorium postirt, aber Sie dann hinter einem Rain, unß aber gleichwohlen nicht verborgen stehen geblieben, und continuirlich einige Infanterie den Rhein hinunter zu waßer auf Neuburg geschickt, und ist man solchergestalten die nacht und den andern Tag bis gegen 8 Uhr gestanden, nachdeme aber meine Große Stück sammt der Bagage den hinter Mir gelegenen Paß paßiret, und die Armee schon sowohl ihren Marsch fortgesezet, daß bereits der nächste Flügel der Cavallerie und ein Theil des corps de Bataille die Brücken paßiret waren, bin ich von dem Obrist Mercy so mit 400 Pferd den Feind zu observiren in der arrier garde ohnweit der großen Sternschanze gelassen, verläßlich berichtet worden, daß der Feind mit seiner gantzen Armee, so damals in 40 Bataillonen und 40 Escadrons bestanden mit gewalt übertringe, oder vielmehr über die Brücken auß der Insel gegen unß anlauffe, als habe ich, weilen mir des ged. Obrist Mercy valor bekanndt, auf die Sicherheit dessen Nachricht verlassen, ohne verlierung einiges Augenblicks mit meiner, wegen Abgang vieler commandirten nur in 8000 Mann zu diensten damahlen bestandenen Armee zurück gegen dem Feind gewendet, und indem ich mich nothwendig vor dem Rhein formiren müßen, von dem linken Flügel, welcher noch zurück gewesen, den Rechten formirt, und also dem Feind zufolge einer halben Stund postiret, in welcher Zeit der Obrist Mercy sich auch in guter Ordnung allgemach der Armee genährt und die feindl. Mouvementen beobachtet, und gestalten angenommen worden, daß der Feind seine völlige

Der Römisch Kayserl. Majestät und hohen Allirten Reichß Armee Ordre de Bataille, resolvirt den 21. 8ber 1702.

in Capite

Ihro Hochfürstliche Durchlaucht Herr Marggraf Ludwig Wilhelm zu Baden ꝛc., der Römisch Kays. Maj. General Lieutenant,
Ihro Erl. Herr Graf von Limbourg Styrum, R. Kays. M. Grl. Feldmarschall der Cavallerie, Sr. Erl. Hr. Baron von Thüngen ꝛc. R. Kays. M. F. Marschall der Infanterie.

Corps de Bataille.

Linker Flügel.

Sr. Erl. Hr. Gr. von Nass. Weilbourg Gal. der Cavallerie.

Hr. Grl. Fld. Msch. Lieut. Baron Zant. Hr. Grl. Wcht. Cusani.

Escadron.	
Hanover	6
Leiningen	3
Castel Dragr.	5
	14

Hr. Grl. Fld. Msch. Lieut. Baron Bibra. Hr. Grl. Wcht. Dierheim.

Bataillon.	
Bibra	2
Salm	4
	6

Hr. Grl. Fld. Msch. Lieut. Grl. von Vesten. Hr. Obr. Gr. Ronhof.

Escadron.	
Hochkirch	3
Zollern	6
	9

Erstes Treffen.

Hr. Grl. Fld. Msch. Lieut. Gr. P. v. Fürstenberg. Hr. Grl. B. v. Fuchß.

Bataillon.	
Reischach	1
Schneblin	2
Durlach	2
Bibra	1
	6

Hr. Grl. Fld. Msch. Lieut. Baron Erffa. Hr. Gl. W. P. v. Durlach.

Bataillon.	
Erb Pr. C. Reg.	1
Baaden Creis	1
Erffa	2
Anspach	2
	6

Ihro Dhlt. Hr. zu Wtbg. K. R. M. G. F. M. Lieut. Hr. Obrist Gr. Mercy.

Escadron.	
Zanth	6
ErbPr. F. Leib Reg.	3
	9

Sr. Er. Hr. G. v. Eberstein G. F. M. Lieut. Hr. Gen. W. G. Marsigly.

Bataillon.	
Kaiserl. Baaden	1
Kais. Fürstenberg	1
Marsigly	4
	6

Ihro Dhlt. K. v. Hanover R. K. M. G. F. M. Lieut. Hr. G. W. P. C. v. Hanover.

Escadron.	
Styrum Drag.	6
Bibra Drag.	3
Gronsfeld Drag.	6
	15

Zweites Treffen.

Sr. Erl. Hr. Grl. Fld. Msch. Lieut. Graf von Leiningen.
Hr. Grl. Wachtm. der Infant. P. C. A. v. Würtemberg.
Hr. Grl. Wachtm. der Cavallerie Baron Bibra.

Escadron.	
Cusani	2
Zollern Drag.	4
Wittgensteinische Drag.	3
	9

Bataillon.	
Stühlingen	2
Lubeck	2
	4

Escadron.	
Stauffenberg	4
Cusani	4
	8

Hr. Grl. F. M. Graf von Auffäß.
Hr. Obrist Gr. Caraffa.

Escadron.	
Wtmberg Drag.	2
Erbp. v. Wtemberg	4
Wtemberg	2
Gemmingen	2
	10

Escadron.	
Darmstatt Dr.	4
Baireuth Drag.	4
	8

Ihro Dhlt. Fürst von Hohen=Zollern R. K. M. Grl. F. M. Lieut.
Hr. Grl. Wachtm. der Infant. Gr. von Daun.
Hr. Grl. Wachtm. von Ranzau.

Bataillon.	
Fuchß	2
Mößkirch	2
	4

Escadron.	
Baireuth Drag.	5
Behlen Dr.	3
Darmstatt C.	2
	10

Corps de Reserve.

Ihro Erl. Hr. Gal. der Cavallerie Graf von Castel.
Hr. Gen Wachtm. der Cavallerie Ihro Durchlt. der Fürst von Oettingen.
Hr Gen. Wachtm. der Husaren Graf v. Forgatsch.
Hr. Gen. Wachtm. der Grenadiere Baron von Rhebinder.

- Hussaren halb.
- Auffäß Drag 5 Escadr.
- Grenadiers 8 Bat.
- Schaad. Drag. 5 Escadron.
- Hussaren halb.

Total.

Dragoner . . .	42	Escadrons.
Reiterei . . .	60	„
Hussaren . . .	22	„
Summa	124	Escadrons.
Infanterie . . .	33	Bataillons.
Grenadiere . . .	8	„
Summa	41	Bataillons.

ORDRE DE BATAILLE DE L'ARMÉE D'ALLEMAGNE.

Général: le Maréchal de VILLARS.

Première Ligne.

Lieutenant-Général: Mons. DE DRUYS.
Maréchal-de-Camp: Mons. DE MARIVAULX.

DRAGONS.

	Escadrons.	
Listenois	3	
Fontbeauzard	3	6

CAVALLERIE.

Royal	3	
Heudicourt	2	
Levy	2	11
La Ferronnaye	2	
Prince Charles	2	

Lieutenant-Général: Mons. DOUBSON. (?)
Maréchaux-de-Camp: Messieurs DE LÉE, DE CHAMARANDE.

INFANTERIE.

	Bataillons.	
Dauphin	3	
Béarn	1	6
Toulouse	2	
Coësquin	2	
Vermandois	2	5
Clarke	1	
La Reyne	3	
Isenghien	1	5
Lorraine	1	
Doringthon	1	
Pery	1	
Foix	1	5
Bourbonnais	2	

Lieutenant-Général: Mons. le Comte DU BOURG.
Maréchaux-de-Camp: Messieurs DE LEGALL, DU HERON, DU BOUROULSBERG. (?)

CAVALLERIE.

	Escadrons.	
Montmain	2	
Bourck	2	
D'Auriac	2	
Livry	2	13
Aubusson	2	
Royal Piémont	3	

Seconde Ligne.

Lieutenant-Général: Monsieur DE BLAINVILLE.
Maréchal-de-Camp: Monsieur DE CHEYLADET.

CAVALLERIE.

	Escadrons.	
Dauphin Estrănger	3	
Vivans	2	
Fourguevaux	2	13
Paulery	2	
Forsat	2	
Choiseul	2	

Lieutenant-Général: Monsieur DE ROFFÉ.
Maréchal-de-Camp: Monsieur DE DORINGTHON.

INFANTERIE.

	Bataillons.	
Nettanourt	2	
Noailles	2	5
Laonnois	1	
Artois	1	
Chartres	2	5
Deslandes	1	
Condé	1	
Vivarais	1	4
Guienne	1	
Montbeausier	1	
Bourbon	1	
Provence	2	4
Vendôme	1	
Agenois	1	
Nivernais	2	5
Poitou	2	

Lieutenant-Général: Monsieur DE MÉLAC.
Maréchal-de-Camp: Monsieur DE VIVANS.

CAVALLERIE.

	Escadrons.	
Barantin	2	
La Billarderie	2	
Bissy	2	
L'Ile-du-Vigier	2	12
Merinvill	2	
Condé	2	

Première Ligne.

Cavallerie 32 3
200 Hussards,
44 pièces de canon,
dont 4 pièces de 24 livres.
Total Escadrons la première ligne 35,
Bataillons „ „ „ 26.

Seconde Ligne.

Total Escadrons la seconde Ligne . . . 25
Bataillons 24

Summa Cavallerie . . . . . 60 Escadrons,
Infanterie . . . . . 50 Bataillons.

Anmerkung. Diese Beilage ohne Datum befindet sich in einem Convolut „Kriegsakten von 1702" des Gr. Archives; es ist nur wahrscheinlich die Schlachtordnung Villars bei Bingen. Die französischen „Documents inédits" enthalten dasselbe nicht.

Infanterie auf das mir zur linken gelegene Gebürg, uno darauf befindliche kleine Eichwäldlen ziehe, seine Cavallerie aber allein die Ebene occupiren mache, alß bin meinerseits bemüßiget worden, mit meiner Infanterie biß auf etliche gar wenige Bataillonen ein gleiches zu thun, und ist hiebey remarquable gewesen, daß beede dieße Armeen nur etwa 1500 Schritt von einander sich in der großen Eil formirt, und fast eine Stund ohne einigen Schuß zu thun ein Jeder auf seiner seiten, sich zur schlacht präpariret, biß ich endlich mit einigen Stücken zu canoniren den Anfang gemacht, und weilen ich mich in Bataille befunden, als bin in Gottes nahmen, den Feind anzugreifen der erste avancirt, allwo sich dann begeben, daß die Infanterie in den Wald unter dem Commando beeder Generalen Gr. Carl von Fürstenberg Mößkirch, und Graf Prosper von Fürstenberg Stüling, dann denen G.W. Erb=Prinz von Durlach und Marggraf von Anspach aber ein scharfes Gefecht gerathen, bei welchem gleich anfangs der General Feldzeugmeister Graf Carl von Fürstenberg Mößkirch geblieben der Marggraf von Anspach aber, verwundet worden, so doch in der Sache nichts alteriret, und das Fußvolck unter dem Commando deren andern beden Generalen guter resistenz erwiesen, durch die gar zu überlegene Macht aber den Feind nicht poussiren können, sondern bald avanciret, bald wieder zu weichen ein wenig gezwungen worden, weilen ich aber gesorget, es dürfte in die Länge nicht gut thun, als habe die Cavallerie ein wenig geschwinder auf die feindl. avanciren lassen, in wehrend dem Marsch aber, die noch übrige wenige in der ebene gebliebene Bataillonen samt einigen Squadronen und Kays. Bayreithischen Dragoner zu Fuß unter dem Commando des Kays. G.F.M.L. Gr. v. Arco, und Fränck. F.M.L. Erffa, der feindl. Infanterie in die Flanque durch das Weingebürg nach und nach folgen lassen, inzwischen hat unsere Reiterey unter dem Commando der Kays. F.M.L. Fürsten von Zollern den Feind mit großer vigueur attaquiret, also, daß Linkerseits, wo der General Auffsäs das Commando geführt nicht allein die feindl. stück schon erobert, sondern auch, wo sich der Fürst von Zollern und zu seiner Rechten der Oberst Mercy befunden, bereits einige Unserer Squadronen durch die erste Linien durchgetrungen, deren der erstere bereits gefangen gewesen, dem andern aber sein Pferd todt geschoßen worden, und sich also in die Weinberge retiriren müßen. In der zweiten Linie hat sich der F.M.L. Graf von Zollern Sigmaringen und Stauffenberg befunden, deren gleichfalls der erstere todt geblieben, der andere aber durch und durch gestochen wurden und ist wahrhaftig über die Generals Persohnen und übrige Ober-Officiers nichts zu tadlen, weilen aber in dergleichen Kriegsbegebenheiten, wie in andern Sachen eine gewisse Verhängnus regieret, als ist in einem Moment, nach allem ausgehaltenen Feuer eine confusion unter die Reiterey und zwar anfänglich in der zweiten Linie, welche aus eyfer der ersten gar zu nahe angeruckt, entstanden, und die ganze Cavallerie in ein außreyßen gerathen, dergestalten, daß noch die Generalen noch übrige Officiers, deren der meiste Theil todt, blessirt und gefangen worden, nicht mächtig gewesen, eine einzige Squadron aufzuhalten, auch nicht verhindern können, daß Sie sich außer dem Paß und gar aus dem Champ de Bataille verloffen haben; die Infanterie hat nicht weniger in dieser Zeit auch wegen allzuüberlegener Macht, und weilen die in die Flanque geschickte Infanterie den Wald verlassen, biß in eine Fläche und darhinden gelegene Höhe weichen müßen, und hat es ein sehr schlechtes Ansehen gehabt, ich auch fast selbst nicht mehr gezweifelt, totaliter geschlagen zu werden, und schon schier mehr bedacht gewesen die noch übrige Infanterie mit einiger ordre und Soldatisch zurück zu kehren, als über die feindl. ohne Hilf der Cavallerie zu triumphiren, es ist aber selbe durch die standhaftigkeit und gutes Exempel der alldorten befindl. Generals Persohnen und übrige Officiere, ohngeachtet sich die Infanterie verschossen, und ohne Munition gewesen, dergestalt animiret worden, daß Sie mit dem Degen in der Hand, fast ohne einen Schuß zu thun, schier an allen Orten, in den Feind oder deßen Infanterie getrungen, totaliter geschlagen,

und selben vermischter durch den ganzen Wald und ohne Ordre durcheinander vermengt, bis an Hüningen getrieben; die Dicke des Welds hat mich verhindert zu sehen, wie eigentlich die große disordre in dem Feind entstanden, ich vermuthe aber, daß dieses die, ursache seye, daß Sie sich der gänzlichen victorie schon versichert gehalten, und viele auf die Beut begeben haben müßen, und nichts mehr zu besorgen zu haben vermuthet, sich aber derentwegen confundiret, weilen der F.M.L. v. Erffa, ihnen durch das Weingebürg wo ich selben anfangs der Bataille auf der Rechten mit etlichen frischen Bataillonen avanciren machen, ihnen in die flanquen kommen, auf der Linken aber der F.M.L. Graf Prosper von Fürstenberg sehr à propos eingefallen, mit Ein par hundert Dragoner so sich zu Pferd von Anfang des Treffens bei der Infanterie befunden einzutringen, also daß dadurch der übrigen Infanterie ein wenig Luft gemacht, und maßen man auf allen Seiten zugleich darauf eingetrungen, vermuthlich nicht die Zeit gelassen worden, sich wieder in Ordnung zu stellen, der Fürst von Zollern, Auffsäs und Stauffenberg, welcher Letzere schon blessirt war, mit vielen Officieren haben sich mit einigen Hundert Pferdten so Sie mit Mühe zusammen bringen können, bey mir, bei der Infanterie eingefunden, weilen Sie aber zu schwach, als habe mir nicht getrauet die feindl. Reiterey, welche ohngefähr 1000 Schritt in der Ebene ohnbeweglich stehen geblieben, und der Desertion Ihrer Infanterie zugesehen, zu attaquiren, und dahero, weilen von unserer Reiterey nichts mehr zurückkommen wollen, sondern hin und wieder auf das plündern in die Dörffer gefallen, mich vergnügen müßen, mit den unsrigen und etlich der feindl. eroberten Stücken, so viel deren bespannen und abführen können, nachdem 5 Stund in Angesicht ihrer Cavallerie stehen geblieben, und selbe vor mir zurück marschiren sehen, auch zurück zu ziehen, und meinen in der Frühe angefangenen Marsch, der Bagage und großen Stücken nach, biß anhero auf Stauffen zu continuiren; was von unsern Officiers todt, blessirt und gefangen, zeigen die Listen, den Verlust der Gemeinen kann noch nicht eigentlich wissen, weilen Sie sich zum Theil in wehrendem Rückmarsch sowohl von der Armee als von der Bagage nächtlicher weil auf das Marodiren in die Dörffer verloffen, und alle Augenblick einige wieder einfinden, es wird aber nicht dafür gehalten, daß viel über 1500 todt blessirt und gefangen, abgehen werden; was feindl. Seits geblieben, kann ich Ew. Königl. Mayst. eigentlich nicht sagen, gewiß ist aber, daß ihre Infanterie großen Schaden gelitten, und eine große Anzahl Officier sammt einigen Generalen, worunter unsers wißens der Feldmarschall De bordes todt geblieben seyn müßen, indeme unsere Infanterie Zeit nicht gehabt Quartier zugeben, und nicht mehr als des General Villars Adjutanten sammt einigen wenigen gemeinen gefangen genommen Es wäre zu wünschen gewesen, daß die Cavallerie mit der Standhaftigkeit, wie sie angefangen, fortgetrungen hätte, doch aber dunckt mich, daß obwohlen selbe, auß dem Feld geschlagen worden, man dennoch zufrieden sein könne, und Gott zu danken habe, daß eine so geringe Anzahl Infanterie die feindl. totaliter geschlagen, die Stück erobert, und nach so lang erhaltener Wahlstatt, und so wenig bei sich habender Cavallerie ruhig ihren angefangenen Marsch bis hiehero prosequiret, und die Sachen in solchem Stand gelassen, daß die französische Infanterie schwerlich mehr viel großen Sprung machen wird. Und wiewohlen nicht zu leugnen, daß unsere Cavallerie aus dem Feld geschlagen worden, meines erachtens mit Billigkeit nicht gezweifelt werden könnte, ob nicht Sr. Kayl. Mayl. Waffen ein wenig mehr prätension an der Victorie machen können, zumalen deroselben Infanterie die feindliche völlig geschlagen, einen Theil ihrer Stück mit den unsrigen mit abgeführet, und nach 5 Stund erhaltener Wahlstatt, nachdeme die feindl Cavallerie schon angefangen gegen ihre Infanterie zurück zu ziehen, bei hellem Sonnenschein nicht rechts oder links, wohin Sie gekönnt, sondern vorgenommener maßen ihren Marsch ohnangefochten, nach- belieben prosequirt.

Die deutsche Armee, nachdem sie noch fünf Stunden auf der Wahlstatt gehalten, dem Feinde erneuten Kampf anzubieten, der jedoch keineswegs angenommen worden, wie der vorstehende eben so einfach, als würdig gehaltene Bericht ausdrücklich hervorhebt, ging jetzt, unbeirrt vom Feind, und wie es die anfängliche Absicht des Feldherrn gewesen, zurück bis unterhalb Neuenburg und nahm eine höchst glücklich gewählte zentrale Stellung bei Staufen. Villars hatte am 15. den ganzen Tag über das Schloß Friedlingen und die Sternschanze daselbst mit seiner gesammten schweren Artillerie beschossen. Am dritten Tag kapitulirte die Besatzung, großentheils aus Durlacher Landwehr bestehend, und erhielt freien Abzug.

Unterdessen war der Markgraf durch das Korps des General Styrum verstärkt worden, und lagerte nun, eines Angriffs gewärtig, in einer Schlachtordnung, welche aus der nebenstehenden Tabelle ersehen werden kann. Doch Villars blieb unbeweglich zwischen Neuenburg und Friedlingen stehen, — das Hauptquartier zu Binzen. Nach dem 14. Oktober hatte der französische Feldherr in alle Welt posaunen lassen, die Reichsarmee sey geschlagen, und seiner Vereinigung mit dem Kurfürsten von Baiern stehe kein Hinderniß mehr im Wege. Wirklich hatte der Kurfürst auch eine Bewegung vorwärts gemacht und seine Streifer zeigten sich schon bei Stühlingen. Jetzt war also der so heiß ersehnte Augenblick da. Doch in den Schwarzwald dringen und den Markgrafen in der Flanke stehen lassen, — das ging nicht, — bei Staufen eine neue Schlacht liefern — das noch weniger. Die Franzosen entschlossen sich daher zu warten, bis die Baiern von der Donauseite das Gebürge überschreiten, und ihnen im Rheinthal die Hand reichen würden. Doch der Kurfürst war eben so wenig geneigt, von der Reichsarmee in den Gebürgspässen angefallen zu werden; ja, als endlich der Markgraf wieder vorwärts gegen Neuenburg sich bewegte, zog Villars sich auf Friedlingen zurück, und zu Anfang des Novembers bei Hüningen vollends über den Rhein, im Elsaß Winterquartiere zu nehmen; ohne jedoch verabsäumt zu haben, vorher noch aus dem Badischen und andern Orten des Reiches, welche ihm erreichbar, alle nur erschwinglichen Kontributionen zu erpressen. — So ist also der Feldzugsplan des deutschen Feldherrn glänzend erfüllt worden, die Vereinigung der Franzosen und Baiern vereitelt, und erstere über den Rhein zurückgedrängt.

Man hat darüber gestritten, wem bei Friedlingen die Ehre des Sieges gebühre. Wie aber solchen Streiten meistens Begriffsverwirrungen zu Grund liegen, so auch hier; man verwechselte die Schlacht und ihre Folgen. In der Schlacht selber blieben ohne allen Zweifel die Deutschen Sieger, obwohl die Reiterei, auf dem rechtem Flügel, geschlagen worden. Aber als das Feuer aufhörte, stand die Infanterie auf dem Wahlplatz; die feindliche war im bedenklichsten Zustand aus dem Feld gewichen. Verschiedene Dinge aber sind ein Sieg und gänzliche Vernichtung des Feindes: das letztere wird

selten statt finden, wo zwei tüchtige Feldherren sich gegenüber stehen. Nach lang beendigtem Kampf hat die deutsche Armee ihre rückgängige Bewegung fortgesetzt, und zwar unbeirrt, nach freier Wahl, wohin sie wollte. Wenn die Franzosen dieses Zurückgehen als Zeichen des Sieges geltend machen wollen, kann man den Beweisgrund ohne weiteres gegen sie selber kehren, denn einige Wochen später, gerade in Folge der Schlacht, und der so harten Mitnahme ihrer Infanterie, retirirten sie über den Rhein zurück. Doch schon dieser mehr als zweifelhafte Sieg trug dem General Villars den Marschallstitel ein.

Unerklärlich allerdings bleibt das Benehmen der deutschen Reiterei; — hätte diese, wie früher, ihre Schuldigkeit gethan, würden die Franzosen das Schicksal von Höchstett zwei Jahre früher an den Ufern des Rheines erlebt haben. Dieselben Regimenter, welche derselbe Feldherr in Ungarn durch das ganze flüchtige Polenheer hindurch in bester Ordnung gegen den Feind und zum Sieg geführt, gerathen jetzt in Unordnung nach dem ersten Anritt, und in der zweiten Linie muß die Verwirrung zuerst einreissen. Vergebens opfern sich die Offiziere, — die Generale Hohenzollern und Staufenberg lassen das Leben, 20 andere Offiziere mit ihnen, 26 sind verwundet, 13 Zögernde gefangen — unaufhaltsam fliehen die Reiter, um nicht mehr auf das Schlachtfeld zurückzukehren. Allerdings „herrscht ein gewisses Verhängniß" in Kriegsläuften. Doch der Soldat muß der Herr seines Schicksales seyn, oder zu Grund gehen. — Im alten Rom wären die Reiter ohne Gnade dezimirt worden, und mit Recht. Ein gleiches Geschick aber hätte das französische Fußvolk verdient.

Der Verlust des deutschen Fußvolkes betrug

313 Todte, worunter 13 Offiziere,
726 Verwundete, worunter 38 Offiziere;

Im Ganzen 1039 Mann.

Die Zahl der in Gefangenschaft Gerathenen ist nicht mehr angegeben, eben so wenig der Verlust an Unteroffizieren und Gemeinen bei der Reiterei, doch mögen es nicht über 1500 Mann gewesen seyn.

Den Verlust der Franzosen geben ihre veröffentlichten Aktenstücke an:

	Todt.	Verwundet.
Kapitäne	22	91
Lieutenants und Unterlieutenants	30	104
Sergeanten und Soldaten . .	972	1719

Im Ganzen todt und verwundet 2340 Mann.

Die Akten des Großherzoglichen Landesarchives enthalten eine ganz ähnliche Liste mit dem Bemerken jedoch, daß dieselbe wahrscheinlich nur von der Infanterie zu verstehen sey, was auch der Ausdruck „Sergeanten und Soldaten" zu rechtfertigen scheint. Eine andere Stelle in dem Werke von Pelet stimmt hiemit gleichfalls überein. Von der Reiterei heißt es in dem

Bericht des Marquis Villars, daß bei dem ersten Zusammenstoß viele brave Offiziere (französischer Seits) geblieben seyn. Außerdem fehlen den französischen Angaben der Verlust der Stabsoffiziere, nämlich 1 Generalleutnant (Desbordes), 1 Oberst, 4 Oberstleutenante; verwundet 1 Brigadegeneral.

Auch in Italien wie in den Niederlanden war der Erfolg des Feldzuges den französischen Waffen nicht günstiger. Prinz Eugen hatte am Po gegen zwei Armeen zu kämpfen; eine französische unter Marschall Villars, und eine spanische unter Anführung des neuen Königs, dem Enkel Ludwigs XIV. Eugen hatte den Feind durch mehrere kühne Züge in Schrecken gesetzt, wie durch den Anschlag auf die Person des Königs, durch den Ueberfall von Cremona, welcher nur aus zufälligen Umstände mißlang, denn die Deutschen waren bereits in die Stadt gedrungen; doch der französische Oberfeldherr blieb gefangen. — Die Schlacht von Luzzara, wobei der Herzog von Vendome die Franzosen befehligte, bildete das Seitenstück zu Friedlingen; beide Theile nämlich glaubten sich berechtigt für den erhaltenen Sieg das **Te deum** anstimmen zu lassen. — In den Niederlanden, wo der Herzog von Burgund, ein jüngerer französischer Prinz, dem Namen nach befehligte, in der That aber der Marschall Boufflers, waren die Franzosen entschieden unterlegen; sie hatten Kaiserswerth, Venloo, Stephanswerth, Ruremond, Lüttich und Andernach verloren, und mußten selbst gestehen einen eben so unglücklichen als für die Feinde ruhmvollen Feldzug gemacht zu haben. Während des Sommers war hier auch Lord Marlborough angelangt, das Oberkommando der alliirten Armee zu übernehmen.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung während des ganzen damaligen Erbfolgekrieges, daß die Deutschen, gleichwie die Franzosen, in dem Eifer ihrer Rüstungen stets nachließen, so bald sie in dem vorhergegangenen Jahre einigen Erfolg errungen. Dies Schauspiel mußten im Jahr 1703 unsere Landsleute der Welt wieder geben. Während ihre Alliirten von den Ufern des Ozeans bis zum Rhein in Waffen standen, während Frankreich verdoppelte, verdreifachte Anstrengungen machte, Villars schon im Januar von Paris zur Armee abreiste, geschah im lieben Deutschland wieder einmal gar nichts, als daß man Beschlüsse auf's Papier schrieb. Die „Perücken" zu Regensburg hatten noch nicht einig werden können, ob der Krieg, welcher alle Kräfte des Reiches aufzuzehren drohte, wirklich ein Reichskrieg, oder, wie schon gemeldet, ob er nicht vielmehr als ein Religionskrieg betrachtet werden dürfte. Des Markgrafen Ludwig verdrüßliches Geschäft war es somit wieder, mit Ermahnungen, Bitten, Drohungen die Stände zu bestürmen, daß sie endlich handeln möchten, statt zu berathschlagen. Denn schon bewegten sich zwei französische Armeen gegen Deutschland, die sogenannte „Rheinarmee" unter Tallard, welche auf 50 Bataillone und 80 Schwadronen gebracht werden sollte, und die „Armee von Deutschland" unter Villars mit 40 Bataillonen

und 50 Schwadronen, im Ganzen zwischen 60 — 70 Tausend Mann. Diesen entgegen zu stellen hatte Markgraf Ludwig, von versprochenen 120 Tausend, richtig schon 8 — 10 Tausend, meistens schwäbische Kreistruppen beisammen. Seine anfängliche Absicht war, an der Kinzig sich festzusetzen, seinen rechten Flügel an Kehl lehnend, und hier zunächst das Vordringen der Franzosen nach Schwaben und Baiern zu hindern; denn die Vereinigung mit dem Kurfürsten Max Emmanuel blieb immer die große Aufgabe, welche der Hof von Versailles sich gesetzt. War durch diese Vereinigung der Krieg einmal ins Herz des Reiches getragen, das Land recht ausgesogen und gequält, dann wähnte man, daß die Stände schon beilegen, und der Kaiser, auf sich selber beschränkt, Friedensbedingungen annehmen müßte, wie Frankreich sie vorschrieb. Man wußte auch, daß der Kaiser, freilich unklug, anstatt vollesten Ernst zu zeigen, noch durch Unterhandlung den Kurfürsten vom fremdländischen Bündniß zu lösen hoffte; endlich bei längerem Aufschub mußte man befürchten, „daß der Kurfürst entmuthigt, oder überredet von den Rathschlägen seiner Ministern, dem Flehen seiner Familie, dem Schrei seiner Unterthanen auf die Seite des Kaisers zu treten sich entschlöße" (französische Worte).

So dringlich nun die große Angelegenheit der „Vereinigung" sich auch darstellte, so bestimmt die Befehle des Hofes lauteten, die französischen Marschälle hatten ganz schlechten Muth ans Werk zu gehen. Es macht einen eigenen Eindruck zu lesen, wie sie in ihren Berichten an den Hof emsigst alle Schwierigkeiten aufzählen, welche dem Beginnen entgegen stehen könnten. Beim Licht besehen aber waren diese Schwierigkeiten lediglich die Furcht vor dem deutschen Heerführer. Erstlich gaben sie vor, die Gesinnungen Max Emmanuels seyen nicht verläßlich; aber der Kurfürst hatte den Feldzug bereits eröffnet und schon am 31. Jänner Neuburg an der Donau mit Waffengewalt genommen, jene Gesinnungen konnten somit nicht mehr zweifelhaft seyn. Dann verlangten sie, als sicheren Ausgangspunkt ihrer Operationen, einen festen Platz auf der rechten Rheinseite, und der französische Hof hatte die Güte mit seinen Marschällen in diesem Stück völlig übereinzustimmen. Man ließ ihnen die Wahl, Freiburg, Breisach oder Kehl zuerst wegzunehmen. Gewiß mußte der Markgraf sich für solche Entschließung beiden innigst verbunden fühlen; denn offenbar war alles für ihn verloren, wenn die Franzosen, ohne Aufenthalt, ihm unmittelbar zu Leibe gegangen.

Nun freilich blieb Villars nichts weiter übrig, als einmal zu handeln; er entschied sich für die Belagerung von Kehl und traf hiezu seine Vorkehrungen. Am 14. Februar hatte er den Rhein bei Hüningen und Neuenburg überschritten und zog stromabwärts. In den halbfertigen und nicht einmal halb besetzten Schanzenlinien hinter der Kinzig konnte der Markgraf den Feind nicht erwarten; er zog sich zurück in die zweite Schanzenreihe, welche bei Stollhofen am Rhein anfangend, und bei Bühl an das Gebürge stoßend

nun bald einen europäischen Ruhm erlangen sollten. Für seine Person hatte der Markgraf Kehl nur verlassen, einige Augenblicke bevor die französischen Streifer an den Zugängen des Orts sich zeigten. Unmittelbar darauf folgte die Berennung, und ohne Pause die förmliche Belagerung. Straßburg hatte dazu 42 große Kanonen, 22 Mörser und 10 schwere Haubitzen geliefert. Während der Zeit schob Villars eine Erkundschaft ins Kinzigthal vor, bis Gengenbach, und entschloß sich thalaufwärts zu ziehen, — wenn nach dem Fall von Kehl der Kurfürst von Baiern bis Villingen vorgerückt seyn würde.

Unterdessen war die Belagerung der angegriffenen Veste in ihr letztes Ziel getreten, die Bresche in dem Hauptwall zeigte sich gangbar, doch hatte die Garnison hinter derselben gute Abschnitte gemacht, und so bewilligte man ihr freien Abzug mit allen Kriegsehren. Mit seinen Paar Mann einen Entsatz zu versuchen, konnte im Ernst wohl Niemand vom Markgrafen erwarten. Er benutzte die ihm geschenkte Zeit Verstärkung an sich zu ziehen, mit möglichster Eile aber die Verschanzungen der Stollhofer, sowie der Lauterburger Linien, jenseits des Rheins, so weit als thunlich zu vollenden.

Der Kurfürst von Baiern war aber bis dahin nicht vor Villingen erschienen, und Villars zog nun wieder über den Rhein zurück. — Seltsames Beginnen, und nur aus persönlichen Beweggründen zu erklären: als tapferer Feldherr war Max Emmanuel bekannt, und der Franzose hätte ihn gern in der Brühe gesehen, damit sein Retteramt desto glorioser erschiene, auch hat er wohl dem deutschen Fürsten das Gewicht eines **Maréchal de France** fühlen lassen wollen. Wirklich auch that es nicht lange gut, als einige Wochen später, Villars unmittelbar dem Befehl des Kurfürsten untergeben seyn sollte.

In Paris betrachtete man das Zurückgehen Villars eben so befremdet, und er erhielt nun gemessenen Befehl bis zum 10. April schlagfertig zu seyn; Tallard aber ward angewiesen, jenen in aller Weise zu unterstützen. Was war nun zu thun; das Kinzigthal hatte Villars als nur schwer passirbar erkannt; der leichteste Weg schien ihm der über Pforzheim, Stuttgart und Ulm; dazu aber mußte der Markgraf geschlagen. und aus seinen Linien vertrieben seyn. Mit Verzweiflung im Herzen entschloß er sich das zu versuchen.

Am 19. April war Villars mit 20 Bataillonen und 31 Schwadronen, bei Kappel, wieder über den Rhein gegangen, hatte bei Kenzingen 15 Bataillone und 37 Schwadronen an sich gezogen, und bei Kehl nochmals 19 Bataillone und 16 Schwadronen. Tallard aber war aufgefordert worden, ihn bei dem projektirten Angriff der Stollhofer Linien zu sekundiren, und zu dem Ende bei Straßburg auf das rechte Rheinufer zu gehen: er vollführte dies mit 27 Bataillonen und 44 Schwadronen.

Es entfaltete sich nun ein Schauspiel, bei dem man nur wünschen muß, die Feinde hätten etwas mehr Mannhaftigkeit bewiesen, dann würde es

allein hinreichen, dem Markgrafen und seinen braven Reichstruppen unvergänglichen Ruhm zu sichern. Zwei französische Armeen, von zwei Marschällen befehligt, zusammen an 60000 Mann, bemühen sich fünf Tage lang die, an drei Stunden weit ausgedehnten Linien von Feldschanzen, welche von 15000 Deutschen vertheidigt werden, zu durchbrechen, und werden zurückgeschlagen.

Die Verschanzungen liefen von einem Ort zum andern, meistens durch waldiges Gelände, wo die Zugänge durch tüchtige Verhaue gesperrt waren, oder über nasse Wiesen, welche durch Schleusen unter Wasser gesetzt werden konnten. Hauptangriffspunkte blieben somit die in der Linie liegenden Ortschaften. Am 19. April in der Frühe war Villars auf der Höhe des Fleckens Bühl angekommen und hatte beschlossen, hier in Person den Angriff zu befehligen, zugleich aber unter dem Generalleutenant Blainville, die Maréchaux de Camp Chamarande und Lee mit fünf Brigaden, zusammen 25 Bataillone, rechts in das Gebürge zu werfen, über die Höhen desselben das Bühler Thal zu gewinnen, dessen Ausgang in den Rücken der deutschen Stellung führen mußte.

Zum Widerstand auf Tod und Leben war der Markgraf entschlossen, trotz dem Unverhältniß seiner Streitkräfte gegen den dreimal überlegenen Feind; doch er vertraute seinem Genius, und seine Soldaten vertraueten ihm, mit unbeschränkter Hingebung. Doppelte Löhnungen und Razionen kräftigten ihre Streitlust, denn, wie ordinär es auch gewissen empfindsamen Seelen klingen mag, der Muth des Soldaten zieht seine Nahrung großentheils aus derselben Quelle, wie seine Ärme und Beine. — Von dem Marsche Tallards rheinaufwärts unterrichtet, und darum ohne Sorgen wegen seiner Linien an der Lauter, hatte der Markgraf eiligst das zu Weissenburg postirte holländische Korps von 15 Bataillonen, unter dem General van Goor, über die Schiffbrücke bei Darland an sich gezogen, und dies Korps, welches spät am Abend des 18. April im Lager angekommen, mit dem Tagesgrauen dem General Blainville in das Gebürge entgegengesendet. Die Franzosen hatten sich keineswegs übereilt, uud van Goor fand noch hinreichende Zeit alle wichtigen Stellen zu besetzen; seine Holländer hielten sich so brav, daß sie die Feinde auf allen Punkten zurücktrieben. Nicht minder schmählich für diese war der Angriff unter Villars, auf die Fronte der Verschanzungen ausgefallen. Der Markgraf wußte seines Gegners Bewegungen überall zu durchschauen; er hatte seine „Bereitschaft" (Reserve) stets zur Hand, ja seine Soldaten sagten, er sey fast zu gleicher Zeit aller Orten gewesen; aller Orten auch wurden die Franzosen zurückgejagt. Bei der Vertheidigung des Dörfleins Vimbuch hatte eine französische Kugel den Weg nach der Brust des Feldherrn gefunden, doch der gute Harnisch *) erhielt dem deutschen Vaterland

*) Noch im Schloß zu Rastatt.

das kostbare Leben; — unberechenbar hätten die Folgen von des Fürsten Tod in diesem Augenblick seyn müssen.

An dem Gelingen des offenen Angriffes verzweifelnd, griff Villars nun zu jenem geräuschvollen Mittel des Pulververpuffens, welches Muthlosigkeit schon so oft für Kampf und Kampflust hätte ausgeben mögen; er ließ während des 20. die Verschanzungen aus allen seinen Geschützen beschießen, denen die Deutschen sieben eiserne Stücke entgegen zu setzen hatten. Am 22. und auch am dritten Tag ward die Kanonade fortgesetzt, nachdem, seiner eigenen Aussage nach, die Stücke auf Pistolenschußweite an die deutschen Linien heran gerückt waren. Doch all der Lärm war rein ohne Erfolg, die Deutschen wankten nicht, gaben nirgends eine Blöße. Da beschlossen die Franzosen im großen Kriegsrath, der im Dorfe Moos gehalten worden, auf den 24. April nochmals einen Generalangriff. Marschall Tallard, welcher am 20. bei Straßburg über den Rhein gekommen, sollte den deutschen rechten Flügel bei Stollhofen angreifen; Marschall Villars mit dem Hauptkorps aber nochmals bei Bühl durchzudringen versuchen. Während der Nacht hatten die Feinde bereits ihre Stellungen eingenommen, und mit dem ersten Lichtstreifen über den schwarzen Tannenbergen ward's lebendig auf der ganzen Linie; — Alles setzte sich zum Angriff in Bewegung. Die kleine Schaar der Alliirten, jetzt am fünften Tag ununterbrochen im Feuer, hatte nicht auf sich warten lassen, jeder Mann wieder auf seinem Posten, überall noch die veste Zuversicht. Anders aber auf der französischen Seite: schon die ersten Kolonnen vermochten nicht vorwärts zu kommen, auf dem rechten Flügel ward jene durch einen Hohlweg aufgehalten, auf dem linken getraute sich diese nicht, eine nasse Wiese zu durchwaten, und als das deutsche Feuer erst ein paar hundert Mann hingestreckt hatte, riß die Muthlosigkeit dergestalt ein, daß selbst die Führer verzweifelten. Der Angriff ward zur Flucht; Villars retirirte bis Offenburg; Tallard war am 25. bereits wieder zu Schiltigheim bei Straßburg im Lager.

Mit allem Fug durfte der Markgraf Kaiser und Reich beglückwünschen, daß der französische Heeresstrom, welcher Deutschland überschwemmen sollte, an den schwachen Wällen von Stollhofen bereits den hemmenden Damm gefunden.

Kaum eine gefährlichere uud zugleich undankbarere Aufgabe mag einem Feldherrn gestellt werden, als hier dem Markgrafen. Denn wie leicht ist es geschehen, daß auf so langer Linie irgendwo eine Blöße gegeben wird, eine augenblickliche Verwirrung statt hat, welche der Feind benützt und durchbricht; dann aber schwebt die ganze Armee in der größten Gefahr, weil sie schwerlich mehr Zeit hat sich zu vereinigen und ihren Rückzug frei zu halten. Der Angreifer dagegen wagt gar nichts als einigen Verlust an Leuten, was man im Krieg, wie bekannt, nicht sonderlich anschlägt. Im schlimmsten Fall geht

er den Weg, den er gekommen wieder zurück, denn eine ernste Verfolgung ist, abermal wegen der ausgedehnten Stellung des Gegners, nicht zu besorgen.

Nochmals muß ich hier auf das Werk des General Pelet zu sprechen kommen. In dieser amtlichen Schrift wird der Vorgänge des 19. bis 24. April 1703 auf eine Weise gedacht, welche nicht nur den Freund seines deutschen Vaterlandes, sondern jeden Freund geschichtlicher Wahrheit verletzen muß. „Villars war genöthigt (!) auf den Angriff der Linien zu verzichten", dies sind nicht nur die Worte, sondern auch der ganze Sinn der, absichtlich ganz dunkel gehaltenen Darstellung, welcher überdies sämmtliche Belege mangeln. — Frankreich hat seit Ludwig XIV Siege genug auf den Tafeln seiner Geschichte geschrieben, um ohne Scheu eine Niederlage mehr gestehen zu dürfen. Aber diese beharrliche, man möchte sagen systematische Ungerechtigkeit gegen alles Deutsche (Pelet's Werk ist auf Befehl des jetzigen Königs herausgegeben) hat ihre ganz bedenkliche Seite. Wenn, ohne allen Zweifel, ein verständliches Zusammenwirken der zwei Nachbarvölker für die gedeihliche Zukunft Europa's unerläßlich erscheint, immerhin bleibt klar: nur dann werden die Franzosen aufrichtig gegen Deutschland handeln, wenn sie stets die streitfertigen Fänge des Doppeladlers vor Augen sehen.

Nur mit wenig Worten noch kann ich den weiteren Verlauf des Feldzuges und des langen Krieges hier erzählen, denn fast zu lange schon für die Gränzen dieser Schrift habe ich dabei verweilt. Aber welcher Badener könnte unergriffen bleiben, bei der Betrachtung jenes Zeitraums glorreicher Kämpfe, ruhmwürdiger Ausdauer des Volkes und seines großen Fürsten, des einzigen strahlenden Lichtes in der trostlosen Nacht, welche bereits über alle Zustände des geliebten Vaterlandes sich gelagert hatte. —

In welch grausame Lage die französischen Marschälle gerathen waren, nachdem sie Mittel gefunden, drei Monate hinzubringen, um sich endlich die prächtige Schlappe vor den Stollhofer Linien zu holen, beweißt der Entschluß Villars mit seiner gewiß nicht ermuthigten Armee, jetzt dasjenige zu versuchen, was er vier Wochen zuvor, als Besieger von Kehl, für unausführbar erklärt hatte, nämlich durch das gefürchtete Kinzigthal zu dringen.

An den Ufern des Rheins eine **Campagne brillante** zu machen, eine oder die andere Veste wegzunehmen, unter Umständen auch eine Bataille zu liefern, nebenbei tüchtige Schatzungen zusammentreiben; von der errungenen **Gloire** den Winter über bei Hofe zu zehren, das wäre nach ihrem Geschmack gewesen. Allein diesmal waren die Befehle von dorther zu bestimmt, die allerhöchste Ungnade zu dräuend, man mußte es wenigstens versuchen. Daß der Oberfeldherr selber am Gelingen zweifelte, beweisen seine Berichte voll Bedenklichkeiten und sichtbarem Kleinmuth. Doch wider alles Vermuthen gelang diesmal der Versuch, denn es war des Markgrafen böses Geschick, daß alles schlecht gehen mußte, wo er nicht selber zugegen gewesen. Tallard mit seinem Armee-

korps mußte bei Offenburg stehen bleiben, den Markgrafen zu beobachten, Villars sendete am 27. April, abermals unter Blainville, seine Vorhut von Offenburg ab, und nach sieben Tagen stand seine ganze Armee vor den Mauern von Villingen, dessen ritterlicher Widerstand bereits erwähnt worden. — Die Anordnungen des Markgrafen zur Absperrung des Thales waren wieder einmal nicht ausgeführt worden, und leider, verrätherische Führer zeigten den Feinden die Seitenwege im Gebürge, so daß die Besatzungen der kleinen Thalstädte Hausach, Haslach, Hornberg sich bald umzingelt sahen und den Muth verloren. Der Fürst von Fürstenberg, welcher im Gebürge einige Tausende, meistens würtembergischen Landsturm, befehligte, konnte unter diesen Umständen den Durchgang nicht wehren, und so fand endlich bei Tuttlingen die so lang und heiß ersehnte Vereinigung der Franzosen mit der Armee des Kurfürsten von Baiern statt, von welcher der französische Hof so große Dinge sich versprochen. Doch mit andern Augen sah Prinz Louis die Sache an: er blieb vorerst ruhig in seinen Linien stehen, einmal weil er befürchtete, die Franzosen möchten umkehren, um über Pforzheim seiner Stellung in den Rücken zu kommen; außerdem mangelte ihm stets noch Geld, Mannschaft und alles Übrige, um angriffsweise agiren zu können; seine bittersten Klagen darüber waren fruchtlos geblieben, und der Verdruß mußte ihm das Mark anfressen. Übrigens war seine Absicht keineswegs, daß man den Franzosen alsobald folgen solle; die ganze bisherige Kriegführung entschieden mißbilligend, bestand er vielmehr darauf, daß man an der Mosel operiren müsse, etwa über Thionville eine Spitze gegen Paris machen, und mitten in Frankreich den Krieg entscheiden müsse; Erfolge jeder Art, an andern Orten errungen, würden den Hof zu Versailles wenig anfechten. Dabei verhehlte er keineswegs, daß er sonst an dem ganzen Kriege verzweifle. Doch von den zehn Kreisen des deutschen Reiches hatten nur fünf bisher den Krieg geführt, und französische Bestechung wußte überall das Ergreifen gemeinsamer kräftiger Maaßregeln zu hintertreiben, oder doch zu verzögern, so daß der französische König von dieser Seite nichts Großes zu befürchten hatte.

Ein Glück, daß der Kurfürst und Villars nun das Übelste für ihren Zweck erwählten; anstatt mit den gesammten Kräften auf Wien loszugehen, begann der Kurfürst einen Zug nach Tyrol, dort mit dem Marschall Vendome, welcher aus Oberitalien herauf kommen sollte, zusammen zu stoßen. Villars dagegen setzte sich zwischen Dillingen und Lauingen an der Donau fest, hier, in sichrer Stellung, des weiteren Verlaufs der Dinge gewärtig. Von des Markgrafen übler Lage, durch aufgefangene Depeschen unterrichtet, waren die Feinde vor ihm fürs Erste ohne Sorgen.

Inzwischen war Prinz Eugen zum Präsidenten des kaiserlichen Hofkriegsrathes ernannt worden, und die Geschäfte giengen von hier aus nun besser, obwohl nicht Alles plötzlich zum Guten sich ändern konnte. So war denn der

Markgraf, den Schutz seiner Verschanzungen dem Feldmarschall Thüngen übergebend, in den ersten Junitagen aufgebrochen, an die Donau zu rücken. Unterwegs durch das Korps des Markgrafen von Baireuth verstärkt, bezog er, Angesichts der Feinde, sein Lager zwischen Wittislingen und Haunsheim. Eine Gelegenheit zur Schlacht suchend, ward dem Heerführer die Nachricht von der Ankunft des Herzogs von Burgund bei der „Rheinarmee", und dessen Absicht, sich mit Villars in Verbindung zu setzen. Dieses nöthigte zu Ende Juli die Entsendung eines starken Sonderkorps nach Villingen, den feindlichen Entwürfen begegnen zu können, und so war der Markgraf wieder auf die Beobachtung beschränkt. Er war die Zeit über körperlich leidend, eine alte Wunde hatte sich geöffnet; dies und der fortwährende Ärger über die traurigen Kriegsanstalten zehrten sichtlich an seiner Lebenskraft.

Als die Gefahr von der Seite des Schwarzwaldes abgewendet, Villars zugleich völlig von dort abgeschnitten war, begann die Thätigkeit des Donauheeres wieder, wo, außer einigen Abtheilungsgefechten, seither nichts von Bedeutung vorgefallen. Der Kurfürst von Baiern war inzwischen aus Tyrol zurückgekommen. An dem Aufstand des Volkes in Masse hatten seine, anfangs wirklich glänzenden Fortschritte ihr Ziel gefunden; die Verbindung mit Vandome war gescheitert und alle genommenen Plätze, bis auf den Kuffstein schnell wieder verloren gegangen. Der Markgraf manövrirte nun so glücklich, daß er die Stadt Augsburg den anrückenden Baiern vor Augen wegnahm; dadurch war der Reichsarmee ganz Baiern geöffnet, und nach Kurzem sahen der Kurfürst und Villars sich zwischen der Donau, der Iller und dem Lech der Art eingeklemmt, daß ihnen kein Ausweg mehr vor Augen stand, als eine Kapitulation. Unterm 10. September hatte Villars diese äußerste Lage seinem König gemeldet, dabei zugleich um Abberufung von der Armee gebeten. Ludwig XIV, in die peinlichste Besorgniß gestürzt, mußte jetzt selbst dem Kurfürsten die Aussöhnung mit dem Kaiser anempfehlen, unter der Bedingung, daß der französischen Armee freier Abzug werde. — An Tallard, welcher eben Landau belagerte, war Befehl ergangen, diese Belagerung, alle Frucht des bisherigen Feldzugs, ohne Weiteres aufzuheben, und eiligst nach Villingen, der Armee Villars entgegen, aufzubrechen.

Nach großen Anstrengungen mit seinen beengten Streitkräften endlich auf dem Punkt solcher glänzenden Aussicht angelangt, mußte der Markgraf wieder das Walten seines Dämons erkennen. Einer seiner Unterfeldherren, Graf Styrum, die Linie enger zu schließen beordert, ließ sich am 21. September bei Höchstätt unnöthiger und unvorsichtiger Weise in ein Gefecht ein, und ward gänzlich geschlagen. Wähnend, nur eine französische Abtheilung vor sich zu haben, hatte er diese alsobald geworfen, aber im Verfolgen begriffen, war ihm der Kurfürst mit der ganzen baierischen Armee auf den Hals gekommen,

und dadurch der schon sicher geglaubte Sieg zur Niederlage geworden. Mit Verlust von Geschütz, Munition, dem Brückengeräth und allem Gepäck mußte Styrum auf Nördlingen zurückweichen.

Somit war dem Feinde wieder Luft geworden, und bevor das Styrum'sche Korps neu hergestellt, für den Markgrafen keine Aussicht angreifen zu können. Die Wiedervergeltung bei demselben Höchstätt mußte auf das folgende Jahr verschoben bleiben. Augsburg gieng jetzt auch wieder verloren, doch ward die Stadt Friedberg von der Reichsarmee genommen.

Auch am Rhein waren nach einander Unfälle eingetreten, der Herzog von Burgund hatte Breisach erobert*), und Tallard hierauf die Belagerung von Landau unternommen. Ein Entsatzheer unter dem Erbprinzen von Hessen-Kassel und dem Grafen von Nassau-Weilburg war an der Speierbach durch die Armee Tallard's überfallen, und trotz braver Gegenwehr zersprengt worden. Auch in Italien und in Flandern waren zu Ende des Jahres die feindlichen Waffen siegreich. Doch wußte der Markgraf wieder so viel Boden zu gewinnen, daß die französisch-baierische Armee sich neuerdings hart beengt sah, und daß Villars, die erhaltene Erlaubniß zur Heimkehr benützen zu können, für sich und seinen Nachfolger den General Marcin von dem deutschen Feldherrn Pässe zu erbitten genöthigt war. Allerdings gelang es ihm später ohne hiervon Gebrauch zu machen, mit einem kleinen ausgewählten Geleit Schaffhausen zu gewinnen, welche „neutrale Stadt" während der ganzen Kriege als französische Niederlage diente.

1704.

Vierzehn Armeen sollte dieses Jahr um der beiden Gegenkönige von Spanien willen, sich feindlich gegenüber sehen: in den Niederlanden, Marlborough gegen Villeroi; in Portugal, den König-Erzherzog Karl gegen Berwick; in Savoyen und Piemont, den Herzog des Landes gegen Vandome und Lafeuillade; in der Lombardei, Trautmannsdorf gegen den Großprior von Frankreich; am Rhein, Eugen gegen Tallard; in Deutschland, Ludwig gegen Max Emmanuel und Marcin; eine achte Armee hatten die Franzosen noch, unter Villars, gegen die Aufständischen in den Cevennen.

Große Schläge waren in Deutschland beabsichtigt; doch unterschied sich der Anfang des Feldzugs in Nichts von dem vorhergehenden. Die Aufgabe der Franzosen mußte es wieder seyn, einen Heerhaufen über den Schwarz-

---

*) Wegen lässiger Vertheidigung ist der Kommandant, General Arco, später vor ein Kriegsgericht gestellt, verurtheilt und enthauptet worden.

wald zu schieben, ihrer Armee in Baiern neue Mannschaft, Geld und Kriegsgeräthe jeder Art zuzubringen, woran jene den höchsten Mangel litt.

Des Markgrafen Hauptquartier war zu Aschaffenburg, und sein gewohntes Geschäft wieder, die säumigen Reichsstände zum Stellen ihrer Kontingente anzutreiben. Den Winter über hatte er auf der Schwarzwaldlinie, von der Donau bis zum Bodensee, neue Schanzreihen anlegen lassen, in den Waldungen Verhaue bis zu 80 Schritt Breite, so daß das Durchdringen der Feinde unmöglich schien.

Feldmarschall Thüngen befehligte hier 10000 Mann Linientruppen und einiges Aufgebot: doch als die Feinde ihre Bewegungen begannen, war nichts vollendet, die Truppen nicht beisammen. Als der Kurfürst, von Ulm aus, gegen das Gebürge vorrückte, glaubte Thüngen sein Korps bei Rottweil zusammenziehen zu müssen: der Kurfürst benützte sogleich die entstandene Lücke, um sich zwischen Tuttlingen und Villingen festzusetzen, und hier den Marschall Tallard zu erwarten, welcher durch das Thal von St. Peter und das Waldkircher Thal heraufrückte. Thüngen war unterdessen durch den Erbprinzen von Würtemberg mit 18000 Mann verstärkt worden, und die Generale wollten nun unverzüglich den Kurfürsten zur Schlacht nöthigen, doch der Markgraf hatte hinreichende Gründe, hiermit nicht einzustimmen, so lange er nicht persönlich zugegen seyn konnte.

Am 19. März übernahm der Fürst den Oberbefehl und bot sogleich die Schlacht an; doch der Kurfürst hielt für gerathen auszuweichen, und eiligst nach Ulm zurückzugehen, wie auch Tallard wieder dem Rhein zuzog. Des Kurfürsten Marsch war so wohl geleitet, daß der Markgraf ihm nicht beizukommen vermochte. In dem alten Lager bei Lauingen fanden die Baiern hinreichenden Schutz, und der Markgraf setzte sich mit seiner Armee bei Emmingen in der Gegend von Ulm fest, wo Prinz Eugen aus Östreich mit einigen Regimentern anlangte.

Noch mehr neue handelnde Personen treten jetzt auf die Szene des nemlichen Kriegsschauplatzes. Lord Marlborough hatte seine Armee aus Engländern, Holländern, Brandenburgern und Hessen bestehend, etwa 35000 Mann, zuerst an die Mosel geführt, dann schnell rheinaufwärts nach Mainz, Mannheim, bei Ladenburg über den Neckar, von da nach Heilbronn. So wenig hatten die Franzosen daran gedacht, daß der englische Feldherr nach Schwaben marschiren würde, daß Tallard, als Marlborough bereits bei Mannheim stand, immer noch wähnte, der Zug gälte Landau.

Bis Heilbronn war Prinz Eugen dem Lord entgegengegangen; auch der Markgraf war Tags darauf in Begleitung des Erbprinzen von Würtemberg hier eingetroffen. In dem Kriegsrath der großen Feldherren war beschlossen worden, daß Eugen in die Stollhofer Linien rücke, hier Tallard zu beobachten, Lord Marlborough dagegen die Armee der Niederlande mit der Reichsarmee

vereine, was denn auch auf den 21. Juny bei Luzhausen im Ulmer Gebiet statt fand. Beide Armeen lagerten nahe am Feind, bei Elchingen und Langenau.

Eine haikle Frage war die wegen des Oberbefehles. Zuvorkommend hatte der Markgraf dem Lord angeboten, sich darein zu theilen; gleich den altrömischen Konsuln wechselten sie Tag um Tag darin ab.

So viel Herbes auch das Geschick dem ruhmreichen Heldenleben unseres Fürsten beigemengt, der neue engländische Waffengenosse sollte ihm das Bitterste bereiten. „Wie nöthig auch einem Kriegsmann sittliche Würde des Karakters, so ist doch in den Heeren nichts gewöhnlicher, und zugleich nichts schadenbringender als Unverträglichkeit. Der englische General war stolz, noch ohne Ursache dazu, eigensüchtig, neidisch, voll Launen und übermüthig, bis zu dem Grad, daß er bei seiner Ankunft sich vermaß, er habe für die Deutschen Herzhaftigkeit mitgebracht, und für die Franzosen Steigbügelriemen*) (Prinz de Ligne). Die Holländer hatten bereits Proben solcher Gemüthsrichtung des Engländers erleben müssen, der Markgraf sollte sie auf den Grund kennen lernen.

Bis zu den letzten Tagen des Juny hatte der Anmarsch des alliirten Fußvolkes und Geschützes gedauert, und bereits am 1. July setzte die vereinigte Armee sich vorwärts in Bewegung.

Für Donauwörth besorgt, hatte der Kurfürst dort, auf dem Schellenberg, starke Verschanzungen anlegen, und den Posten durch den Feldmarschall Arco mit zwanzig Bataillonen, zwei französischen Dragonerregimentern und fünfzehn Stücken besetzen lassen. Zunächst diesen anzugreifen waren die Feldherren übereingekommen. Marlborough bestand darauf, daß dies schon am nächsten Tag, den 2. July, geschehe, trotz des Markgrafen Einwand, daß der Marsch zu stark, und für die nöthigen Vorbereitungen keine Zeit mehr wäre. Doch der Engländer, dessen Kommandotag auf den 2. fiel, machte dagegen geltend, daß die noch nicht ganz fertigen Befestigungen am 3. in besserem Vertheidigungsstand seyn würden. Somit brachen die Armeen mit der Frühe des 2. aus dem Nachtlager, und Marlborough beeilte seinen Marsch dergestalt, daß er Abends 5 Uhr vor Donauwörth anlangte. Kaum hatten die Baiern ihre Linien besetzen können, begann auch schon der Angriff, denn nur eine Stunde Zeit hatte Marlborough sich genommen, seine Armee in Schlachtordnung zu stellen. Als der Markgraf mit der Reichsarmee auf der Wahlstatt eintraf, waren bereits drei Angriffe Marlborough's von den Baiern auf's tapferste zurückgewiesen. Viel Leute waren kampfunfähig, unter den Todten lag der biedere van Goor, der Prinz von Bevern und noch mehrere Generaloffiziere, allein keinen Fußbreit Land hatte man gewinnen

*) Das Werkzeug, womit man die Reiter prügelte.

können. — Mit der Röthe der Entrüstung auf der Stirne mußte der Markgraf seine Vorhersagung bestätigt finden; er sah ein, daß hier nichts mehr zu thun sey, als geradezu das Gewicht der Übermacht geltend zu machen, wie viel Blut es auch kosten möge. Rasch sind die Bataillone zum Angriff formirt; die gesammte Reiterei auf dem rechten, das Fußvolk auf dem linken Flügel*), jede Gefahr will der Feldherr auch mit dem Niedersten theilen; ihn an der Spitze seiner Grenadiere, rücken die Kolonnen zum Sturm vor. Eine Stückkugel reißt dem Feldherrn das Pferd nieder, eine Flintenkugel trifft ihn am Fuß, die tapferen Marschälle theilen Alles mit ihm; eine Kartätsche reißt Thüngen darnieder, tödtlich in die Brust getroffen sinkt Styrum vom Pferd, der Erbprinz von Würtemberg ist verwundet, der Graf von Fürstenberg durch den Leib geschossen; denn mannhaft wehren sich die Baiern, ununterbrochen ist ihr Feuer, des höchsten Lobes würdig Arco's Vertheidigung, der, die hohe Gefahr erkennend, seine ganze Kraft dem schwer bedrohten rechten Flügel zuwendet. Doch Widerstand kennen die braven Reichstruppen jetzt nicht, unaufgehalten durch die Leichen ihrer Kameraden stürmen sie vorwärts.

Die Sonne löscht aus — heiß brennt die Schlacht,
Gott befohlen Brüder!
In einer andern Welt wieder.

— Dragoner, faschinenbeladen, sprengen an die Ränder der Gräben, diese mit dem Reissig auszufüllen. Hier angekommen schleudern die Grenadiere ihren Hagel von Granaten über die Brustwehren, stürzen diesen nach, und erklimmen die Höhen. Genommen sind Schanzen, hoch auf den Wehren flattern die Reichsbanner im Abendroth, nach allen Richtungen zerstieben die Feinde.

Das Korps von Marlborough, jetzt mehr Luft habend, setzt zum viertenmal an, und dringt gleichfalls stürmend in die Linien. Vernichtet ist der baierische Heerhaufe, Wenige nur können entrinnen; Viele werfen sich in die Donau, unter ihnen der tapfere Arco, der sich schwimmend rettet, alle Andern, sammt Geschütz und Gepäck werden gefangen. Aber auch an sechs tausend Mann der Alliirten liegen todt oder verwundet auf dem Blachfeld.

Auf alle Weise feierte man im Reich und am kaiserlichen Hof den Sieg am Schellenberg, durch welchen die französisch-baierische Armee außer

---

*) Folgendes die Namen der Regimenter:

Erstes Treffen. Reiterei: Styrum 6; Fleischenbach 5; Gronsfeld 6; Hohenzollern 5; Mersy 6; Hannover 6; Würtemberg 2; Kastell 6 Schwadronen. Fußvolk: Baden 2; Salm 2; Bibra 2; Fuchs 2; Tollete 2; Bevern 2; Bernsdorf 1 Bataillon.

Zweites Treffen. Reiterei: Zant 6; Auffäß 5; Darmstadt 6; Moorheim 2; Oettingen 3; Würtemberg 3; Bibra 4; Cusani 6 Schwadronen. Fußvolk: Erff 2; Schnebelin 2; Wald 2; Torte 1; Reischach 2 Bataillone.

Reserve: Baireuth 5; Osten 5; Leutsch 2 Schwadronen. Schwäbische und fränkische Grenadiere 3 Bataillone. Im Ganzen: 24 Bataillone und 86 Schwadronen.

Stand gesetzt ward, ohne neue Hilfe, noch irgend Etwas von Bedeutung unternehmen zu können. Als unmittelbare Folge davon öffnete Donauwörth den Kaiserlichen die Thore. Der Kurfürst hatte sich auf Augsburg zurückgezogen; die Alliirten, ihm nachfolgend, überschritten die Donau, nahmen Neuburg und Rhain; vor ihnen her flog der Schrecken durch ganz Baiern.

Am Rhein aber war, auf die Trauerkunde der verlornen Schlacht, Tallard unverzüglich mit dem Maison du Roi (den Garden) und 30000 Mann aufgebrochen, den gefährdeten Landsleuten zu Hilfe; Villeroi folgte ihm mit 20000 Mann, die Pässe des Schwarzwaldes zu besetzen und den Prinzen Eugen zu beobachten. Dieser aber hatte nur eine Abtheilung in den Stollhofer Linien gelassen, und war mit dem Hauptkorps gleichfalls an die Donau marschirt.

Was dem Marschall Tallard, gleich seinen Vorgängern, wiederum große Sorge bereitete, war Villingen. Trotz der großen Eile seines Marsches entschloß er sich jetzt, den noch auf mittelalterliche Weise mit Mauern und Graben umschlossenen Platz, dem selbst ein Glacis mangelte, förmlich zu belagern. Am 16. Juli eröffnete man die Laufgräben; am dritten Tag war die Mauer bereits geöffnet. Doch die Thürme hielten noch gegen das große Feldgeschütz, denn eigentliche Belagerungsstücke hatten die Franzosen glücklicherweise nicht zur Hand. Tallard, welcher in den drei Tagen Besatzung und Bürgerschaft schon achten gelernt, wagte darum nicht zu stürmen. Er griff vielmehr zu dem jämmerlichen Mittel, durch glühende Kugeln das Städtlein in Brand zu schießen; allein auch die Löschordnung ward musterhaft gehandhabt, und als am 26. die Annäherung Eugen's kundbar worden, hob Tallard die Belagerung eiligst auf, fürder gen Augsburg zu ziehen, wo er in den ersten Tagen des August eintraf.

Gewaltige Truppenmassen, drei Armeen auf jeder Seite, bewegten sich jetzt auf verhältnißmäßig engem Raum, und entscheidende Begebenheiten waren darum täglich zu gewärtigen. Übrigens standen die Alliirten sehr günstig; innerhalb acht Tagen konnten sie Truppen vom Rhein an die Donau ziehen, und umgekehrt, während die Verbindung der feindlichen Heeresabtheilungen auf weiten Umwegen geschehen mußte.

Am 8. August trennte sich der Markgraf mit seiner Infanterie, dem Geschütz und einem kleinen Theil der Reiterei von den Alliirten, Regensburg zu besetzen, und die Belagerung von Ingolstadt zu unternehmen; den Hauptheil der Reiterei aber ließ er, unter dem Erbprinzen von Würtemberg, bei Marlborough, der sich bald darauf, unfern Donauwörth, mit Eugen vereinigte.

Die französisch-baierische Armee hatte unterdessen die Gegend von Augsburg verlassen und sich bei Blindheim und Lutzingen an der Donau gesetzt. Dies führte denn am 13. August die weltbekannte Schlacht von Blindheim

oder Höchstett herbei, eine der bedeutendsten Kriegshandlungen der neueren Zeit, in welcher, nach großem Verlust auf beiden Seiten, die Feinde eine vollständige Niederlage erlitten, und der Marschall Tallard mit dem ganzen, der Vernichtung entgangenen Rest seines Korps in Gefangenschaft fiel.

Einer ziemlich verbreiteten Ansicht nach war die Abwesenheit des Markgrafen von der Schlacht absichtlich durch Marlborough herbeigeführt worden, dessen maaßlose Ehrsucht durch den Tag des 2. July schwer verwundet gewesen. Er habe, sagt man, eine Vorliebe Ludwig's für den Belagerungskrieg benützt, um diesen gefürchteten Mitbewerber des zu hoffenden Ruhmes, durch den Anschlag auf Ingolstadt, fern zu halten. Wenn diese Ansicht, in Bezug auf Marlborough's persönlichen Karakter, wohl begründet seyn konnte, ist sie doch ganz unzulässig, wegen der nothwendigen Theilnahme des Prinzen Eugen an einem solchen Komplott, denn einen milderen Ausdruck könnte man hier kaum brauchen. Daß die beiden Generäle sich in eine Hauptschlacht einließen, ohne das Korps des Markgrafen, war allerdings ein starkes Wagniß, und ein unglücklicher Ausgang hätte ihnen schwere Verantwortung bereiten müssen. Marlborough und Eugen zusammen waren den Franzosen und Baiern nicht überlegen, ja an Infanterie bedeutend schwächer, auch der Boden des Schlachtfeldes bot ihnen keinerlei Vortheile. Es müssen darum nur augenblicklich günstige Umstände sie zum raschen Handeln bestimmt haben. Auch ist bekannt, daß der Gewinn des Kampfes in gleichem Maaß den trefflichen Anstalten beider Feldherren zu verdanken war, als den Fehlern der französischen Marschälle, namentlich Tallards*), der sich sogar erlaubte, den Befehlen des Kurfürsten gerade zu keine Folge zu geben. Welche Anstrengungen der Sieg gekostet, beweißt die Dauer der Schlacht von früh Morgens bis zur Nacht, und der schwere Verlust der Alliirten an Todten und Verwundeten (16000 Mann), welcher fast dreimal stärker gewesen, als auf feindlicher Seite. Nur die Kapitulation des Tallard'schen Korps gab, in dieser Beziehung, wieder den Ausschlag zu Gunsten der Alliirten.

Die Erschöpfung der alliirten Armee mußte auch Ursache seyn, warum man die geschlagenen Feinde fast nicht verfolgte. Am Abend nach der Schlacht hatte der Kurfürst sich auf Lauingen zurückgezogen, hierauf nach Ulm, wo er die Seinigen, so viel als thunlich, wieder gesammelt, und war dann, aufgenommen durch das Korps von Villeroi, welches die Kinzigthalpässe besetzt hielt, nach Straßburg marschirt, dem vaterländischen Boden Lebewohl sagend. In noch guter Fassung waren die Baiern hier angekommen, die Franzosen jedoch völlig aufgelöst, selbst die Offiziere waren unterwegs von ihrem Korps entlaufen. — So beharrlich hatte Max Emmanuel zur Parthie Ludwigs XIV gehalten! noch bei Augsburg hatte man gehofft, ihn durch Versprechungen

*) Sein Schicksal war Marcin, zwei Jahre später, vor Turin vorbehalten.

auf kaiserliche Seite zu ziehen. Doch auch jetzt, vom Heimathland getrennt, war er keineswegs gesinnt, den Degen aus der Faust zu legen: nach wenigen Tagen der Ruhe rückte er mit seiner Armee nach Flandern, wo er als Generalvikar befehligte.

Die drei alliirten Armeeen unter Eugen, Marlborough und Louis, nachdem sie Thüngen zur Belagerung von Ulm zurückgelassen, waren unterdessen durch das Würtembergische an den Rhein gerückt, und hatten sich an der Speierbach festgesetzt; ihre Absicht war den Feldzug mit der Einnahme von Landau zu beschließen, und sich zugleich noch an der Mosel und der Saar auszudehnen.

Der Marschall Villeroi hatte eine Armee von 85 Bataillonen und 113 Schwadronen gesammelt, machte Miene Landau decken zu wollen, und hatte sich zu dem Ende hinter der Queich aufgestellt, den rechten Flügel an Germersheim. Die Alliirten beschlossen ihn hier am 9. September anzugreifen. Doch den Franzosen war es nicht mehr um eine Schlacht zu thun; als die alliirte Armee mit Tagesanbruch ihre Kampfordnung entwickelte, waren die Feinde bereits seit vier Stunden in voller Retirade. Sie setzten sich hinter der Lauter fest, und als man ihnen auch hier zu Leibe gieng, hinter der Moder, und dann hinter der Zorn, drei Stunden von Straßburg. Marlborough blieb zuerst an der Lauter zur Beobachtung der Franzosen stehen, während der Markgraf die Belagerung von Landau unternahm. Selten hat eine Kriegsoperation die allgemeine Theilnahme so sehr in Anspruch genommen, als diese dritte Belagerung desselben Platzes binnen zwei Jahren: ganz Europa schaute darauf. Der römische König fand sich gleichfalls wieder bei der Armee ein, die Ehre der Eroberung mit hinzunehmen. Unter einem tapfern Kommandanten, dem General Laubanie, wehrten die Franzosen sich brav und wußten den Platz bis zum 24. November zu halten, wo die Übergabe statt fand.

In den Winterquatieren, auf dem Schauplatz der letzten Operationen, fanden die ermüdeten Truppen endlich eine so nöthige Ruhe. Eine prachtvolle Medaille sollte dem Heerführer die Dankbarkeit der Reichsstände aussprechen; unter den Bildnissen der drei Feldherren, Ludwig in der Mitte, rechts Eugen, links Marlborough, steht die Widmung: His tutelaribus Franconia servata, Suevia liberata (durch diese Beschützer ward Franken gerettet, Schwaben befreit).

* *
*

Ganz in gewohnter Weise handelte man fernerhin in Deutschland: die großen Erfolge von 1704 waren hier Anlaß genug, in kommenden Jahr wenig zu thun, und im darauf folgenden gar nichts. Markgraf Ludwig mußte ansehen, wie, bei mangelnden Kriegsmitteln, das so blutig Gewonnene nach

einander wieder verloren gieng. Vergeblich waren seine Warnungen, vergeblich sein Protestiren. Er legte den Oberbefehl zum zweitenmal nieder; zum zweitenmal beschwor man ihn, die Armee nicht zu verlassen; zum zweitenmal gab er nach, um wieder zu erleben, was er sich vorhersagen konnte, daß man doch nicht Wort halten werde. Zu allem dem sah Ludwig sich noch, wie früher den verdeckten, so jetzt den offenen Anfeindungen Marlborough's ausgesetzt, und zwar bis zu dem Grade, daß er sich gemüßigt erachtete, an den Reichstag, an die Generalstaaten, an den englischen Hof Rechtfertigungsschriften zu senden. — An dem Heilquell zu Schlangenbad suchte er, wie früher, wieder Linderung der körperlichen Leiden; aber der Lebensquell war ihm versiegt, der 4. Jänner 1707 sein Todestag. Er starb, so zu sagen, mit dem Degen in der Faust, nachdem er zweiunddreißig Lebensjahre von den zweiundfünfzig, welche die Vorsehung ihm zugezählt, dem Kampf wider die Reichsfeinde, Türken und Franzosen, gewidmet hatte.

Stand Prinz Eugen vielleicht höher in der Gunst der Soldaten wie Markgraf Ludwig, dem sie als Führer unbedingt vertrauten, aber als Befehlshaber fürchteten, weil er Unordnung und Zuchtlosigkeit verfolgte, wie seinen Feind; bei dem Volke war nie ein deutscher Feldherr beliebter. Er verdankte das keineswegs sogenannten herablassenden Manieren, denn bei ihm herrschte überall vornehme fürstliche Haltung. Die Popularität Ludwig's gründete sich auf seine großen Talente, das Gerade, Mannhafte seines Charakters und seine rein vaterländischen Gesinnungen.

Nach dem Markgrafen von Baden kommandirte der Markgraf von Baireuth die Reichsarmee, und bereits im Monat Mai waren die bis dahin unüberwindlichen Linien von Stollhofen durchbrochen. „Es war leicht," sagte Villars, als er der Markgräfin zu Rastatt seine Aufwartung machte, „denn der Markgraf lebte nicht mehr." Die Soldaten aber sagten: hätte man den Sarg unseres Feldherrn auf die Brustwehr gestellt, die Franzosen wären nicht hinüber gekommen.

Nur die gewaltigen Bewegungen der französischen Revolution vermochten das lebendige Andenken des Fürsten bei dem Volk zu trüben. Mir selbst, und gewiß noch vielen von uns, ist von den Großältern die Überlieferung geworden, daß, als in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die Franzosen abermals über den Rhein brachen, und Prinz Eugen noch, im hohen Alter, die Reichsarmee befehligte, die Landleute wieder sagten: hätte man den Hut des Prinzen Louis an einer Stange am Rhein aufgesteckt, die Franzosen wären nicht herüber gekommen.

Allgemein Militärisches

aus dem vorhergehenden Zeitraum.



Mit keinem andern Momente steht das Wesen eines Heeres in so inniger Beziehung als mit der Art seiner Ergänzung oder Rekrutirung. — Immerhin üblich blieb zwar das Aufgebot der Landwehr, des Landsturmes, oder der Milizen, wie man es jetzt nannte. Doch das stehende Heer rekrutirte sich fast ausschließlich durch Werbung. Dies Geschäft ward aber bereits so schamlos betrieben, mit solcher Mißachtung aller Natur- und Menschenrechte, daß Markgraf Ludwig schon im Jahr 1695, durch ein, aus Ulm datirtes „Werbpatent" dagegen einschreiten mußte. Weil der lange Krieg die junge waffenlustige Mannschaft selten gemacht, brauchten die Werber alle Mittel, ja Gewalt, Leute in die Werbrolle zu bringen, und es war ihnen gleichgiltig, ob sie einen ledigen Mann alten Eltern, oder einen verheiratheten dem Weib und den Kindern entrissen: dem schoben sie beim Trunk heimlich Geld in die Tasche und gaben hernach vor, er habe Handgeld genommen, jenem redeten sie zu, einen neumodischen Soldatenhut aufzuprobiren; einem dritten, auf des Werboffiziers Gesundheit zu trinken. Jede solche Handlung machte zum Dienst verbindlich, und wer sich nicht gut-

willig fügen wollte, wurde halbtodt geprügelt. Oft verübten sie auf den Feldern und im Walde offenen Menschenraub. So weit war es mit den öffentlichen Zuständen gekommen, daß die Staatsbeamten, welche doch nach und nach alle Gewalt über Einzelne, wie über Korporationen und Gemeinden sich beigelegt hatten, unfähig waren, die Unterthanen nur gegen hergelaufene Werber zu schützen.

Auf die Weise wie der Soldat geworben, ward er auch behandelt. In einer Notiz aus den letzten achtziger Jahren über den Feldmarschall Thüngen heißt es: „Er besaß viel Klugheit und Tapferkeit, und hat nie eine Gefahr gescheut. Uebrigens war er ein sehr strenger General; wann er sagte „so wahr ich Hans Karl heiße“, so mußte die Sache gleich vollzogen werden, und wenn der Soldat auch nur eine Kleinigkeit begangen hatte, und er sagte: „Kerl, du sollst hängen, so wahr ich Hans Karl heiße“, so mußte es geschehen. „Dies heißt wohl mit Recht das Bestrafen übertreiben“, fügt der Erzähler naiv hinzu.

Aussichten zum Vorrücken in höhere Grade hatte der gemeine Mann nur wenig, doch immer noch mehr als in der späteren Periode des siebenjährigen Krieges.

Die Bewaffnung anlangend, so war bei der Infanterie bereits allgemein die Flinte, das Füsil, in Gebrauch d. i. ein Schießgewehr mit Steinschloß. Doch sollte der Soldat noch ein Musketenschloß (Luntenschloß) „für gewisse Fälle“ bei sich führen. — Auch das Bajonet ist jetzt überall eingeführt, doch wollte sein Gebrauch dem deutschen Wesen nicht zusagen. Aus den Berichten der Friedlinger Schlacht hat man ersehen, daß das Fußvolk, als es sich verschossen hatte, trotz dem Bajonet mit der Seitenwehr dem Feinde zu Leibe ging. Die Offiziere und Unteroffiziere allein trugen noch Spieße (Partisanen); erstere mit der rechten, letztere mit der linken Hand. Zur Seitenwehr sollten gute Stoßdegen dienen.

Auch Patrontaschen sind schon eingeführt. Häufig hingen aber die Patronen, wie Franzen, am Bandelier. Die Patrone selbst enthielt nur die Pulverladung, das Zündkraut wurde im Pulverhorn verwahrt, die Kugel im Mund; das Papier zum Propfen (die Probe) stack auf dem Hut.

Aus gewählten Leuten bestand die Mannschaft der Grenadiere. Sie waren vorzüglich zum Angriff von Verschanzungen bestimmt, um dabei Handgranaten (faustgroße, etwa 3 Pfund schwere Hohlkugeln) auf den Feind zu schleudern. Das übrige Fußvolk hieß immer noch Musketiere. Als das Wort Füsiliere aufkam, bezeichnete man die Schützen damit.

Die Reiterei trug Flinten wie die Infanterie. Doch hat Markgraf Ludwig immer darauf gedrungen, daß die Reiter vorzugsweise mit dem Pallasch angreifen sollen. Unter Reiter verstand man übrigens stets einen Kürassier. Die Dragoner, diese eigenthümliche Waffengattung jener Zeit,

waren eine berittene Infanterie, sie mußten zu Pferd und zu Fuß fechten, und das Exercitium der Infanterie, wie der Kavallerie eingeübt haben.*)

Den leichten Reiterdienst versahen beim Reichsheer fast immer ungarische Husaren, ein Korps, das bald von allen kriegführenden Mächten nachgebildet worden.

Die taktische Einheit in der Schlachtordnung ist das Bataillon, von 400—600 Mann, und die Schwadron von 100—160 Pferden.

Das Fußvolk steht in vier Gliedern. Was jetzt Rotte ist, hieß damals Reihe, daher noch der Ausdruck „in Reih' und Glied."

Das Bataillon war meistens in zwei Pelotone getheilt, und eine Reserve oder Fahnenbedeckung.

Man hatte Gliederfeuer und Pelotonfeuer. Das hinderste Glied feuerte zuerst, während die drei vorderen auf die Knie fielen, dann das dritte Glied und so fort. Beim Pelotonfeuer rückte das Peloton etwa fünf Schritte vor, dann warf das erste Glied sich völlig auf die Kniee, das zweite halb, das dritte stand gebückt, das vierte ganz aufrecht, alle gaben zugleich Feuer.

Die Reiterei stand in zwei Gliedern. Beim Feuer rückte das Hinterglied hervor, daß die Pferdsköpfe noch zwischen die Vorderpferde kamen.

Noch während der Türkenkriege war die Schlachtordnung unveränderlich auf das Prinzip gegründet, daß alle Waffengattungen sich unmittelbar Unterstützung bieten sollten; daher man Reiterei, Fußvolk und Geschütz gleichförmig in kleineren Abtheilungen nebeneinander stellte. Es ist schon bemerkt worden, daß wiederum Markgraf Ludwig zuerst hievon abgewichen, indem er die drei Waffen nach großen Massen schaarte.

Zum Plänkeln wurden aus den Bataillonen einzelne verläßliche Leute gezogen.

Die staffelförmige Aufstellung der Reiterschwadronen zum Angriff hat sich gleichfalls in dieser Periode ausgebildet. In verschiedenen Instruktionen sind vom Markgraf Ludwig Anweisungen hiezu ertheilt worden.

Die Reserve war lediglich in Bereitschaft für unvorherzusehende Fälle, zur Verstärkung einzelner Punkte, keineswegs aber, wie in neuer Zeit, das Korps, dem der Entscheidungskampf vorbehalten.

In taktischer Beziehung machen sich, bei der Kriegführung im Großen, zwei fast auseinanderlaufende Richtungen bemerklich. Auf der einen Seite ent-

---

*) Merkwürdig ist auch der Ausdruck Dragoner. In einer älteren französischen Encyklopädie heißt es, das Wort stamme aus dem Deutschen und bedeute so viel als getragene Infanterie. Uebrigens heißen, wie bekannt, die Achselklappen an unseren Uniformen noch Dragoner, und Dragoner nannte man auch die Steine, welche aus den großen Mörsern geworfen wurden.

wickelt sich die große Beweglichkeit der Heere und die Kunst des Manövrirens. Daß die Deutschen hierin den Franzosen überlegen waren, erhellt schon aus dem Verlauf der Schlacht bei Friedlingen; bei Höchstett zeigte sich's noch auffallender.

Anderer Seits gewinnt die Lagerungs- und Verschanzungskunst auch im Feldkrieg immer größere Bedeutung, und überall als Meister darin zeigte sich Markgraf Ludwig. Die Anwendung ausgedehnter Schanzenlinien im Feldkriege bezeichnet vorzüglich diese Zeit. Uebrigens haben die Türken das Verschanzen am weitesten getrieben, ja, sie haben hierin eine wahre Maulwurfsnatur beurkundet. Blieb einem ihrer Heerhaufen auch nur eine halbe Stunde Muße, so waren sie schnell mit allen ihren Linien bis auf Brusthöhe eingegraben.

Auch der eigentliche Vestungskrieg erreicht rasch seine völlige Ausbildung, und selbst die neuesten Kriege haben in dieser Beziehung nichts zu verbessern oder nur zu ändern gewußt, wenn man eine ausgedehntere Anwendung der Wurfgeschütze nicht etwa hieher rechnen will. Auch die drei größten Namen der Ingenieurkunst gehören dieser Zeit an: der deutsche Rimpler, der Franzose Vauban, der Niederländer Coehorn.

In dem Thal des Rheines, in dessen Seitenthälern vom Neckar, Main, der Mosel wälzte der Kriegssturm sich zur Zeit der Orleans'schen Kriege. In dem spanischen Successionskriege aber, wo nicht sowohl das deutsche Reich, als Östreich die kriegführende Hauptmacht gewesen, waren das Rhein- und Donauthal der Kriegsschauplatz.

Welche Bedeutung hiebei den Stollhofer Linien zugekommen, ist schon aus unserer kurzen Erzählung hervorleuchtend. Das neu bevestigte Rastatt mag vielleicht von der Zukunft bestimmt seyn, einen Theil ihrer Rolle zu übernehmen. Man vergesse übrigens nicht, daß am Oberrhein noch Mannheim, Philippsburg, Kehl, Freiburg, Breisach deutsche Vestungen waren.

Als die Kriegsscene sich im Donauthal bewegte, trat die Schwarzwaldlinie in ihre volle Geltung. Villingen und Ulm waren hier die Angelpunkte. Fortwährend aber beklagte der Markgraf das Nichtvorhandenseyn eines festen Platzes am Bodensee zum Schluß der linken Flanke jener Linie, von welcher Heilbronn als der äußerste Punkt rechts betrachtet werden konnte.

Exerzitium im siebenzehnten Jahrhundert.

Ein Kriegsbuch, gedruckt in Brüssel, im Anfang des obengenannten Jahrhunderts noch vor dem dreißigjährigen Krieg, enthält Vorschriften und Regeln, wie sie sich in dem spanisch-niederländischen Krieg ausgebildet haben. Man wird wohl erwarten, daß diese Regeln noch ganz einfach gewesen seyen. In der That besteht dort die „Soldatenschule" des Arkebusiers und des Musketiers aus zwei Momenten.

1. Der Arkebusier in Postur (mit der Büchse auf der Schulter).
2. Der Arkebusier im Anschlag.
3. Der Musketier in Postur.
4. Der Musketier im Anschlag (die Muskete auf dem Gabelstock aufgelegt.)

Für den Pikenier sind acht Handgriffe vorgeschrieben. Die Pike bei Fuß; — geschultert; — wagrecht auf der Achsel; — schräg auf der Achsel; — die Pike gefällt, (den Schaft wagrecht, die rechte Hand am Ort [Ende], die Fäuste in der Höhe der Schulter, den rechten Fuß zurück, die Schwere des Leibes auf dem linken Bein); — die Pike schleifend; — die Pike gegen Reiterei (schräg aufwärts, wider den rechten Fuß gestämmt); — die Picke rückwärts gefällt.

Die Evolutionen bestanden in Front- und Flankenmärschen, Schwenkungen, verschiedenen Arten des Verdoppelns der Glieder, endlich verschiedenen Arten des Kontremarsches, jener uralten Evolution, welche bereits die macedonischen Feldherren so sehr beschäftigte.

Während des dreißigjährigen Krieges kamen die Exerziermeister auf, man nannte sie Drillmeister. Ihre Bemühungen, die Kunst zu vervollkommnen, waren so fruchtbar, daß am Ende des Krieges zum ordnungsmäßigen Laden und Abfeuern der Muskete bereits mehr als hundert Handgriffe gehörten. Wem das etwas viel dünken sollte, bedenke, daß die alte „Charchirung in zwölf Tempo" nach dem französischen Reglement doch eigentlich 30 Handgriffe erforderte.

Mit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts sind die Piken aus dem Heere verschwunden, und der Ausdruck „von der Pike auf dienen", (von der Pike zur Partisane u. s. w. übergehen) hatte jetzt nur noch eine sinnbildliche Bedeutung.

Wie das Exerzitium sich bis zum spanischen Erbfolgekrieg, und während desselben ausgebildet, ersieht man aus dem Reglement, welches im Jahr 1702 auf Befehl des Markgrafen Friedrich Magnus von Baden zu Durlach im Druck herausgegeben worden. Dieses interessante Aktenstück hat folgende Abtheilungen.

1. Formation des Fußvolkes. „Eine **Kompagnie** oder vielmehr **Bataillon** soll bestehen in: 1 Hauptmann, 1 **Capitaine-Lieutenant**, 3 **Lieutenants**, 1 Fähndrich, 3 Feldwaibel, 1 Führer, 1 **Fourier**, 1 Feldscherer, 2 **Fourier**schützen, 2 Zimmerleute, 6 **Tambours**, 12 **Corporals**, 12 Gefreiten und 384 Gemeinen. Zusammen 430 Köpfe."

2. Von der Lagerung. Da in jener ganzen Zeit äußere Förmlichkeiten eine so große Rolle spielen, darf man wohl erwarten, daß das militärische Wesen davon nicht frei geblieben sey. Dies gilt namentlich von den Vorschriften beim Ein- und Ausmarsch aus dem Lager, bei dem Aufziehen der Wachen, bei dem täglichen Gebet. Von Ehrenbezeugungen schreibt das Reglement unter andern vor: „In währendem **Marche**, so der **commandirende General** oder Herr vor den **Trouppen** sollte vorbei reiten, ist man **obligiret**, daß die **Officiers** absitzen, das Gewehr (die Partisanen) nehmen, die Fahnen fliegen lassen, das Gewehr schultern, und die **Tambours** den **Marche** schlagen sollen, welches zwar der **General** oder Herr sekbst des Tags nicht mehr als einmal **praetendiren** wird."

3. Formation der Kavallerie und der Dragoner. Eine Schwadron oder **Kompagnie** besteht in: 1 Hauptmann oder Rittmeister, 1 **Lieutenant**, 1 **Cornet** oder Fähndrich, 1 Wachtmeister, 1 Quartiermeister, 4 **Corporals**, 1 Feldscherer, 1 Schmid, 1 Sättler, 2 **Tambours** oder Trompeter, 106 Gemeine. In Summa 120 Köpfen.

4. Von dem Gewehr.

5. Funktionen der **Officiers**. Von dem **Capitain** heißt es: „wann er unterwegs das **Compliment** machen will, so lässet er die Spitzen (der Partisane) etwas gegen die Erden sinken, und verrichtet dasselbe mit dem Hut in der Hand und etwas gebrochenem Leib; wann aber die **Generalität** vorbey passirt, machet er dies **Compliment** dreimal."

6. Exerzitium mit der Flinten und Bajonette sammt den Evolutionen.

Als historisch merkwürdig wird immerhin das Exerzitium der Grenadiere und der Dragoner, dieser jetzt entschwundenen Waffengattungen, im wesentlichsten hier einen Platz verdienen.

Exerzitium der Grenadiere.

Weilen die **Grenadiers** allezeit das Gewehr auff dem linken Arm tragen, als wird **commandirt**.

1. Hoch die Flint.
2. Schultert die Flint.
3. Hoch die Flint.
4. Die lincke Hand an die Flint.
5. Spannt den Hanen.
6. Schlagt án.
7. Gebt feur.
8. Setzt ab.
9. Faßt den **Flinten**-Riemen.
10. Schwingt die **Flint** auff die Schulter.
11. Faßt die **Grenade**.
12. Oeffnet die Brand-Röhr.
13. Bedeckt sie mit dem Daumen.
14. Faßt den Lunten.
15. Blaßt ihn ab.
16. Zündt und werfft die **Grenade**.
17. Faßt den Flinten-Riemen.

18. Hoch die Flint.
19. Schwingt die Flint an die lincke Seite.
20. Zieht aus das Bajonet.
21. Schließt das Bajonet an den Lauff.
22. Praesentirt das Bajonet.
23. Vorwärts fällt das Bajonet.
24. Halbrechts 4 mal.
25. Rechts umbkehrt euch.
26. Lincks herstellt euch.
27. Halb lincks 4 mal.
28. Lincks umbkehrt euch.
29. Rechts herstellt euch.
30. Schwingt die Flint an die lincke Seite.
31. Zieht aus das Bajonet.
32. Bringt das Bajonet an seinen Orth.
33. Herstellt den Hanen.
34. Butzt die Pfann aus.
35. Faßt das Pulfer-horn.
36. Zünd-Pulfer auff die Pfann.
37. Schließt die Pfann.
38. Schwingt die Flint zur Ladung.
39. Faßt die Patron.
40. Oeffnet die Patron.
41. Die Patron in den Lauff. *)
42. Den Ladstock heraus.
43. Hoch den Ladstock.
44. Verkürzt ihn auff der Brust.
45. Bringt ihn in den Lauff.
46. Setzt ihn an die Ladung.
47. Den Ladstock heraus.
48. Hoch den Ladstock.
49. Verkürzt ihn an der Brust.
50. Bringt ihn an seinen ort.
51. Die rechte Hand unter den Hanen.
52. Hoch die Flint.
53. Schultert die Flint.
54. Presentirt die Flint.
55. Flint vor den Fuß.
56. Niederlegt die Flint.
57. Erhebt die Flint.
58. Praesentirt die Flint.
59. Flint auff die Schulter.

Gebt achtung in 3 Commandements euch fertig zu dem Schuß zumachen.

1. Macht euch fertig.

Alsdann machen sich die Grenadiers fertig zum anschlagen.

2. Schlagt an.
3. Gebt feur.

Gebt achtung euch fertig zur Grenade zu machen.

1. Macht euch fertig.

Alsdann machen sie sich fertig zur Abblasung der Lunten.

2. Blaßt den Lunten ab.
3. Zündt und werfft die Grenade.

Gebt achtung euch zum Bajonet fertig zumachen.

4. Macht euch fertig.

Alsdann machen sie sich fertig, bis auff das fällen.

2. Vorwärts fällt das Bajonet.
3. Stoßt aus.

Dann machen sie sich wieder fertig zum Schuß und bringen das Gewehr auff die Schulter, worauf die Evolutions Douplierung der Reihen und Glieder folgen.

Dragoner-Exerzitium um Abzusitzen.

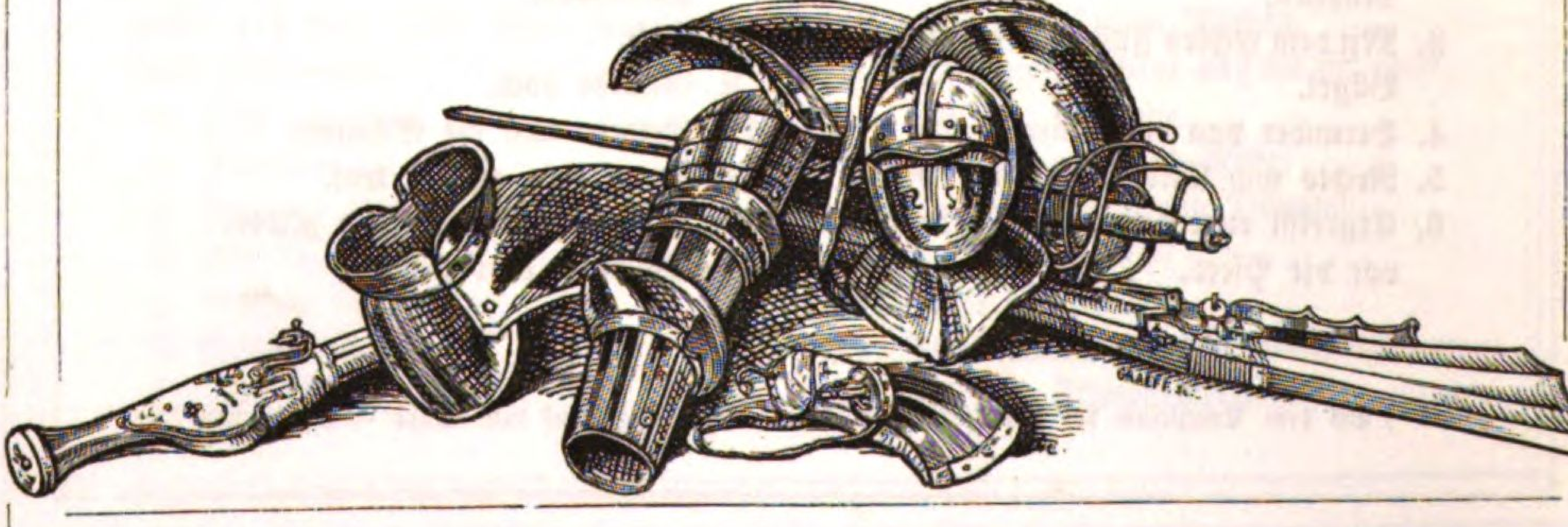
1. Laßt euer gewehr sinken.
2. Mit der linken Hand ergreifft die Mähnen.
3. Mit dem rechten Fuß aus dem Steig-Bügel.
4. Herunder von der Märr.
5. Rechts und links kuppelt die Pferd.
6. Ergreifft euer gewehr und stellt euch vor die Pferd.
7. Mit halben glidern rechts und links marchirt heraus und formiert euer Battaillon.
8. Halt.
9. Gewehr hoch.
10. Gewehr auff die Schulter.
11. Tragt euer gewehr wol.
12. Richt euer Reyhen und glider.
13. Observirt euer Distanz.

*) Bei dem Exerzitium der Musketiere steht hierzwischen: Kugel aus dem Mund — Papier vom Hut.

14. Laßt euer gewehr sinken.
15. Bringt die rechte Hand an das gewehr.
16. Hoch das Gewehr.
17. Bringt die lincke Hand an das Gewehr.
18. Mit dem rechten Daumen auff den Hanen.
19. Zieht den Hanen zurück.
20. Schlagt an.
21. Gebt feur.
22. Setzt ab.
23. Mit dem rechten Daumen auff den Hanen.
24. Setzt den Hanen in die Ruhe.
25. Blaßt ab in die Pfann.
26. Schwengt euer Gewehr zur Ladung.
27. Ergreifft euer Patron.
28. Oeffnet sie mit den zähnen.
29. Bringt sie in den Lauff.
30. Kugel aus dem Mund.
31. Prob vom Hut.
32. In 3 zügen den Ladstock heraus.
33. Hoch den Ladstock.
34. Verkürzt ihn an der Brust.
35. Den Ladstock in den Lauff.
36. Stoßt die Ladung.
37. In 3 zügen den Ladstock heraus.
38. Hoch den Ladstock.
39. Verkürzt ihn an der Brust.
40. Bringt ihn an seinen ort.
41. Ergreifft euer Bajonet.
42. Hoch das Bajonet.
43. Schraubt euer Bajonet.
44. Ergreifft euer Gewehr mit der rechten Hand hinder dem Han.
45. Das Gewehr hoch.
46. Vorwärts fällt euer Bajonet, stoßt aus.
47. Halbrechts 4 mal.
48. Rechts um kehrt euch.
49. Lincks herstellt euch.
50. Halb lincks 4 mal.
51. Lincks umkehrt euch.
52. Rechts herstellt euch.
53. Hoch euer Gewehr.
54. Bringt euer Gewehr an die Seite des Degens.
55. Faßt das Bajonet.
56. Hoch das Bajonet.
57. Bringt das Bajonet an seinen Ort.
58. Mit der rechten Hand ergreifft euer Gewehr.
59. Hoch euer Gewehr.
60. Ruhet auf eurem Gewehr.
61. Niederlegt euer Gewehr.
62. Nehmt euer Gewehr auff.
63. Hoch euer Gewehr.
64. Schultert euer Gewehr.

Die siebente Abtheilung des Reglements handelt vom Exerzitium der Reiterei. Die achte von dem Karree (um das gebildete Karree sollen immer noch spanische Reiter gestellt werden).

Die neunte Abtheilung betrifft das Feuern (Peloton- und Gliederfeuer).



Die

Revolutionskriege.

(1792 – 1801.)

Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.


GRAEFF



Umgelaufen war bald wieder der Zeiger an dem Zifferblatt der Jahrhunderte; die letzten achtziger Jahre gingen zu Ende. — Fast so geräuschlos wie der Gang der Zeit selbst, war der Gang der Begebenheiten in dem größten Theil unseres Vaterlandes.

Die Kriege um den Besitz *Schlesiens* in der Mitte des Jahrhunderts, welche den wankenden Bau des Reiches vollends aus den Fugen getrieben, hatten die Gegenden des rheinischen und des schwäbischen Kreises nur mittelbar berührt. Des großen Preußenkönigs Schlachten waren in andern Gauen des Vaterlandes durchgefochten worden. — Politische Ruhe ja politischer Schlaf, geistige Fühllosigkeit, hatte sich auf Deutschland gesenkt, und höchstens wie im Traum ward es bewegt, wenn über den Ocean herüber die Kunde kam von den wundersamen Kämpfen der Kolonie im fernen *Westen* gegen das geld- und gewaltsüchtige Mutterland. Ja, man hatte kaum den Schrei vernommen, welcher gellend durch die Nacht tönte, als an der *Ostgränze* ein tapferes, selbstständiges Volk durch verbündete unselige Vergrößerungssucht den

ersten blutigen Herzstoß empfing. — Jenseits der Vogesen war die moderne vornehme Staatsklugheit, und das Land mit ihr, bereits bankerott geworden; man hatte die Notablen, gewissermaßen die ständischen Ausschüsse, nach Versailles beschieden, das lecke Staatsschiff flott zu erhalten.

Dies waren die Vorzeichen, ja der Anfang des erschütternden Sturmes; aber gewiß nur wenige sacherprobte Steuerer auf dem Meere des Lebens vermochten seinen Losbruch und seine Gewalt voraus zu verkünden.

Trat man damals am Oberrhein in ein Städtlein (Städte, großstädtisches Wesen fand man wenig in diesen Gegenden), so gab schon das Äußere ein verkleinertes Bild von den Zuständen des Reiches: überall die Zeugen des Herabkommens, Zurückgehens; die Wohnhäuser meist verwahrlost, fast jeglichen Zierrathes ermangelnd; in den Seitengassen Überfluß an Schmutz; auf den Plätzen oft große, einst stattliche Gebäude, Schlößer, Stifter, mit zerfallenem Dach, mit Gras an den Fensterbänken und unter der Thorfahrt.

Wir müssen eintreten in diese Wohnungen, zu diesen Familien, welche des Kampfes und der Waffen fast entwöhnt, doch bestimmt waren, ihre Söhne und Enkel dem Eisen und Blei und allen Gefährlichkeiten des Krieges zum Opfer zu bringen, so daß nach kaum einer Generation es bereits selten war, einen jungen Mann mit geraden Gliedern zu treffen, der nicht Soldat gewesen.

Vom handwerkenden und ackerbauenden Bürger ist hier zunächst die Rede; auf ihn vor Allem fiel die Last der Steuern und des Soldatenlieferns. Am Ordnen und Verwalten der öffentlichen, wie Gemeinde-Angelegenheiten fast unbetheiligt, und gewöhnt alles dies durch die „Obrigkeit" besorgt zu sehen, lebte jene Klasse der Einwohner, wenn man will, ein ruhiges Leben. Denn um seine Existenz, wie es jetzt genannt wird, war nicht leicht Einer bekümmert; Wenigen nur mochte die leidige Konkurrenz den Schlaf verscheuchen. Ohne viel Kopfzerbrechen trieb der Enkel sein Wesen, wie der Großvater es getrieben. Geistige Erregung war nicht beliebt, selbst Lesen und Schreiben für Manchen ein Luxus. Bei wenig Bedürfnissen, geringen Tugenden, traf man im Allgemeinen auch nur kleine Laster und wenig Ansprüche. Sogar der Bettel war bei Ehren; denn zuversichtlich heischte der wandernde Geselle an den Hausthüren den Zehrpfennig und der reisende Student sein Viatikum.

Dies ungefähr mag die gute Seite „der guten alten Zeit" gewesen seyn, denn alle andern gesellschaftlichen Verhältnisse waren verderbt durch den eigenthümlichen, soldatischen Ton und Zuschnitt, der überall an den Höfen sich gebildet hatte und der nun, fortgebildet durch das Beamtenthum, durchgängig herrschend geworden. Dahin gehörte zunächst der blinde Gehorsam, den jetzt jeder Vogt von seinen „Untergebenen", das heißt von der großen Masse der Einwohner, so gut verlangte, wie der Offizier vom gemeinen Soldaten, und der beiden auch gleich willig geleistet ward. Wie es aber der Fluch ist aller Unfreiheit, daß sie jeden Knecht selbstischer Obergewalt gleich wieder zum

Tyrannen macht, wo er einen noch geringeren Knecht unter sich hat, so sah man dieses befehlshaberische Wesen selbst in den Beziehungen zwischen Vater und Sohn, — Zopf und Stock herrschten bis ins Heiligthum der Familienerziehung. Handgreifliche Argumente bildeten stets den letzten Überzeugungsgrund, und daß kein Stand hierin eine Ausnahme gemacht, lehren die bekannten Verhältnisse Friedrichs II von Preußen zu seinem Vater.

Daß die erwachsenen Söhne der Bürger, ja die Töchter, zur Strafe für gewöhnliche Polizeivergehen an den Markttagen auf offenem Platz durch den Büttel gezüchtigt wurden, dies hat an einzelnen Orten sogar die Revolutionszeit und die Befreiungskriege überlebt.

So jeglichen Selbstgefühles entwöhnt, wußte der gemeine Mann sich gegen Obere kaum anders, als unterwürfig zu erweisen; dies zeigte schon das äußere Benehmen. — Ging irgend Einer aus den bevorzugten Klassen, namentlich ein Beamter, selbst niedersten Ranges, wie immer mit gepudertem Haupt und bedächtigem Schritt über die Gassen, konnte man die Erwachsenen demüthig grüßen, die Kinder aber hinzulaufen sehen, dem „Herrn“ die Hände oder das Kleid zu küßen, nicht etwa aus Pietät, sondern weil die Ältern dies für schicklich ansahen.

Wohlbekannt ist's noch, in welcher sozialen Geschiedenheit von den Bürgern diese Klasse der Herren lebte, die, aus Beamten und irgendwie angesehenen Familien bestehend, sich selbst höchst sinnreich die Honoratioren nannten.

Gar häufig ruhte das Ansehen solcher Honoratioren auf keinem andern Grund, als daß ihre Familien es verstanden hatten, bei der mangelhaften Staatsaufsicht, den Ertrag von Stiftungen oder von großen Theilen des Gemeindevermögens als eine Art Erbgut sich anzueignen; zu Ämtern und Stellen besaßen ihre Angehörigen ohnedem die Vorrechte.

Dies alles hatte dann den charakteristischen Umstand zur Folge, daß man sich unter den achtbaren Bürger- und Volksklassen äußerst hütete vor jedem Geschäfte „bei Amt“, vor einer jeden Berührung mit „der Obrigkeit“, wie vor dem Schlimmen, und daß es für eine Ehre galt, wenn man sein Leben lang vor keine Kanzlei zitirt worden.

Daß die Söhne gemeiner Leute, wenn sie den geistlichen Stand ergriffen, zu den höchsten Würden gelangen konnten, diese kirchliche Einrichtung hatte schon in den mittelalterlichen Zeiten dem Volke die Freiheit gerettet, als das übergewaltige Lehenswesen alles, was nicht Herr war, in Sklaven zu verwandeln drohte, und auch sie nur vermochte später die Kluft zwischen den höheren und niederen Ständen hie und da zu überbrücken. Denn selbst im Soldatenstand, wo bald hernach ein massenhaftes Emporsteigen aus der Dunkelheit zu den höchsten Graden die Welt in Erstaunen setzen sollte, auch hier war, vor der Revolution, Kommisbrod und der Stock das tägliche Traktament des gemeinen Mannes. Für ihn war jede Aussicht zum Vor-

rücken so gut wie nicht vorhanden; man betrachtete ihn lediglich als Futter für das Pulver. Daß zu den Offiziersstellen nur Adelige gelangen konnten, war so sehr Regel geworden, daß unter anderm der Fähndrich jetzt geradezu der Junker hieß. Einen bürgerlichen Generaloffizier durfte man mit Recht als „seltenen Vogel" bewundern.

Doch dürfen wir nicht verkennen, daß von einzelnen Fürsten und Regierungen Manches höchst Anerkennungswerthe gethan worden zur Verbesserung des politischen Zustandes der unteren Volksklasse theilweise durch Aufhebung der Leibeigenschaft, zur Hebung ihres Wohlstandes durch Musteranstalten und Unterstützung von Ackerbau und Gewerben. Wir Badener dürfen nur den Namen Karl Friedrich nennen und es wird Jedem wieder lebendig vor die Seele treten, was dieser Fürst, auf der Höhe seiner Zeit stehend, gearbeitet hat für seines Volkes Wohl. Leider aber waren und blieben dies vereinzelte Bestrebungen und darum ohne erhebliche Wirkung auf das ganze Volk und Reich.

Je höher man aufstieg in der Gesellschaft, um so vorherrschender zeigte sich die allgewaltige Mode neben einem ungemessenen äußerlichen Luxus. Für die Hoflager, wie klein oft ihre Bedeutung, war doch der Ton von Versailles maßgebendes Muster. Zum Anwesen eines nur etwas großen Hauses gehörten Mohren, Läufer, Vorreiter, Sänftenträger und noch ein Dutzend anderer Diener; ein Küchenpersonal von eben so vielspältiger Rangordnung; Wagen, Gespanne, Reitpferde, jährlich nach neuestem Ton und jüngsten Zuschnitt wechselnd, und so weiter und so weiter. — In Bezug auf Gesittung und Denkweise dieser höheren Klassen, spiegelt sich schon in wenigen einzelnen Zügen die ganze überfeinerte Genußsucht, die nichtige Gespreiztheit jenes Geschlechts, wenigstens in seinen äußersten Spitzen, das es bereits so weit gebracht hatte, eine ungeschminkte Haut häßlich, und eine ungezierte Haltung gemein zu finden.

Aus Hogarth's Satyren weiß man, daß damals zu den fashionablen Erfordernissen des Gesellschaftszimmers ein verhülltes Gemälde gezählt werden mußte, dessen Vorhang nur den Zweck hatte, Eintretende zum Beschauen des schlüpfrigen Gegenstandes anzuregen. Neben den Speisesaal gehörte ein Kabinet mit dem Nöthigen zum Vomiren und Klystiren, den überladenen Bauch der Tafelgenossen sogleich wieder aufnahmsfähig zu machen. Das feinere Komfort heischte ein Damenkabinet mit Schaukelbett, rosenfarben ausgeschlagen und ebenso drappirt, damit der zarte Widerschein der Bewohnerin, nach Umständen, die Bemühung des Erröthens spare. Ein Mäcen der Künste zu seyn, forderte der gute Ton; Diskurse hierüber und über französische Philosophie waren gewöhnliche Gegenstände der Unterhaltung.

Doch wäre es ein bedenklicher Irrthum, wollte man in jenem Modeton eine aufrichtige Theilnahme erblicken, an dem was immer die edelsten Geister des Menschengeschlechtes erregt und begeistert hat; denn der vornehmen Gesellschaft von damals erschien jede wahre, tiefgehende Empfindung geradezu lächerlich.

Künste und Wissenschaften betrachtete man höchstens als Nahrung einer gewissen Schöngeisterei oder als lindes Abführungsmittel wider die Obstruktionen von neufränkischem Esprit und stockender Konversation. Dabei war es einst auch üblich, daß die Männer als zierliche Nebenbeschäftigung seidene Lappen zupften; ächte Moderitter pflegten sogar neue Goldborten zu kaufen, und des Abends mit Grazie zu zerfasern.

Einen eigenthümlichen Beitrag zur Charakteristik jener Zeit besitzen wir in dem bekannten Trauerspiele „Kabale und Liebe", denn obgleich nur Dichtung, hat es doch eine wunderbare innere Wahrheit, wie dies bei Schiller stets der Fall, so oft er von historischen Zuständen als Dichter redet.

In der Politik hatte bei den deutschen Höfen seit Ludwig XIV französische Diplomatie nur die bisher gepflegte „spanische Praktik" verdrängt; Kabinetsjustiz und Willkürherrschaft aller Art wurden auch in Deutschland allenthalben herrschend — und um so leichter und verderblicher, als die alten Reichs- und National-Erinnerungen im deutschen Volke gänzlich erloschen waren. Landesherrlichkeit und Polizeigewalt erstickten fast alles Bewußtseyn von „Abkunft und altherkömmlichen Rechten" der Territorien und Landschaften. Hieraus war denn ein Zustand der Regierungs- und Unterthans-Verhältnisse erwachsen, welcher selbst den streng monarchischen Friedrich II endlich zu dem Ausrufe gebracht: „Ich bin es müde, über diese Sklaven zu herrschen."

Man pflegt ein großes, aber doch wohl einseitiges Gewicht zu legen auf die literarische Bewegung, und ihren Einfluß auf den Geist der Nation, in den Jahrzehnten vor der Revolution. Gewiß ist, daß in Frankreich die Ideen Montesquieu's, Rousseau's, Voltaire's und der Encyklopädisten in jenen Wirrsalen die Geister gewaltig aufeinander jagten, sey es nun, daß jene Ideen vorher schon den Weg in die große Menge gefunden und deren Begriffe umgewandelt hatten, oder, daß sie nur angesammelt um einzelne Pole, bei der Berührung der Massen, gleich dem elektrischen Stoff, mit Blitzesschnelle sich über dieselben verbreiteten.

Wenn nun gleich die deutschen Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts verschrieen sind und gewiß nicht mit Unrecht, wegen ihrer erschrecklichen Gründlichkeit (ein Zeit- und Zunftgenosse nannte sie selber „schweinslederne Monstra"), so fehlten doch auch Männer nicht, welche es verstanden, Dasjenige in der Wissenschaft, was geeignet ist, das öffentliche Interesse in Anspruch zu nehmen, gemeinverständlich und anziehend darzustellen. Es mag hier zunächst der Osnabrücker Justus Möser genannt werden. Als ächter Patriot, auf dem geschichtlichen Boden seines Landes fußend, ging sein unermüdlich Bemühen dahin, der deutschen Nation wieder äußere Kraft und den Nachdruck eines wohlbegründeten Selbstgefühles zu verschaffen. Sein Bestreben war, Dasjenige von den alten Reichssatzungen und Bräuchen wieder zu beleben, und in die ursprüngliche Richtung zu bringen, was nur durch die Unbilde der Zeit ver-

schoben und verderbt worden, dem aber in der Regel ein höchst praktischer, weiser Sinn unterlag. So arbeitete er für Wiederbeleben und Zuehrenbringen des Gewerbstandes, für Wahrhaftigkeit der ständischen Steuerbewilligung, im Gerichtswesen für Anklageprozeß und geschworene Richter.

Gleich patriotisch, aber derber und thatsächlich eingreifender, sprachen und schrieben der Schwabe Moser und der Göttinger Schlözer, wie noch andere Männer ihres Geistes und Strebens. Allein im deutschen Reich war es bereits dahin gekommen, daß das beredtste Wort, der überzeugendste Beweisgrund nimmer fruchten konnte. Über öffentliches Anliegen nachzudenken, hatte das Volk zu sehr schon verlernt, zu schwer lag der Fluch auf ihm, „ein Enkel zu seyn"; Vernunft war ihm zu arg in Unsinn verkehrt worden, Wohlthat zu sehr in Plage, als daß auf dem Wege des Ermahnens, des Überlegens hätte geholfen werden können. Das wohl selbst fühlend, hatte Möser darum seine volksthümlichste Schrift „patriotische Phantasien" genannt.

Allerdings wirksamer, weil auch dem politisch Unmündigen nahliegend, war das Aufstreben in der Poesie, und vorab im Schauspiele. Die gefeierten Männer jener Zeit, die „Helden der Literatur", sie werden immer ein Stolz der Nation bleiben. Doch ein anderes ist der persönliche Werth des Mannes in seiner Zeit, ein anderes der bleibende Werth seines Werkes. Herder's mehr kritische als schöpferische Natur konnte nur mittelbaren Einfluß gewinnen auf das zu hebende Volksbewußtseyn. Aber Lessing's Richtung hat nothwendig auf die herrschende moralische Auflösung beschleunigend wirken müßen.

Als einst unter dem heitern Himmelsgewölbe Griechenlands der alt-Orphische Hymnus erschallte:

> Erde dich grüßt mein Gesang, die du zeugtest Götter und Menschen,
> Die du den ewigen Bau der Welt trägst, sinnige Jungfrau,
> Der mit Geburtsschmerz sich unzählige Kinder entwinden;

da war dies die Stimme eines kindlichen Gemüthes, dem noch kein Mittler den Abstand geoffenbaret zwischen der Kreatur und dem allmächtigen Schöpfer, es war der Dienst Gottes in der Natur. Wem zu solcher Weltansicht noch der Segen der Freiheit kam, die allerdings im Heidenthume nothwendig nicht liegt, so konnte auf solchem Boden jene herrliche Blühe der Kultur sich entwickeln, deren Reste sogar uns noch entzücken. — Aber was sollte, was konnte entstehen, wenn Lessing in seiner von der Skepsis durchfressenen Zeit mit dem gepriesenen Mährchen von den drei Ringen den Unglauben zum Götzen des Tages erhöhte, wenn er sein Volk hinführte zu opfern auf den Altären der Gleichgiltigkeit. Nun und nimmermehr, so lang es eine Weltgeschichte giebt, haben solche Triebfedern vermocht, ein gesunkenes Volk wieder zu heben. Wer vermag an dem Nichts sich aufzurichten, an dem Zweifel das Herz zu erwärmen? Wohl dem deutschen Volke, daß es nicht gelungen ist, ihm den Funken

in der Seele zu verlöschen, der zur begeisternden Flamme auflodern konnte, als in der ernsten Stunde es rief:

Führ' uns, Herr Zebaoth,
Führ' uns, dreiein'ger Gott,
Führ' uns zur Schlacht und zum Siege!

Wie sehr man allen Grund und Boden der christlichen Kultur verloren, erweist sich nur zu deutlich an dem Zustand der bildenden Künste, die fast gänzlich in einer trostlos nüchternen Nachahmung der Antike umirrten, einer Antike, welche man durch Spedition von Rom über Paris kennen gelernt. Maler, wie Mengs und Tischbein sind jetzt kaum mehr dem Namen nach bekannt, und doch waren es Männer von Talent, welche, hätten sie etwa in den Tagen Dürer's gelebt, gewiß Werke von bleibendem Kunstwerth geschaffen haben würden. Wo aber die Zeit Alles verflacht, wo der Schein und die konventionelle Lüge herrschend geworden über alle wahre und tiefe Empfindung, da mag es nur dem begabtesten Geist, einem Göthe, gelingen, den naturwidrigen Zwang abzuschütteln und kühnen Schrittes die Bahn eines bevorzugten Genius zu wandeln.

Unser Bild zu vervollständigen, nur noch einen Blick auf die übrigen Künste. In der Kupferstecherkunst, jener jüngern Schwester der Malerei, lobte man die Augsburger Füger, und den Berliner Chodowiecki. Sie sind jezt verschollen, während die alten Meister, wie ein Michel Wohlgemuth oder Hanns Schäufelein, auf welche jene wohl hoch herabsahen, wieder zu verdienter Anerkennung gekommen, und gewiß nimmer vergessen werden. Nicht einmal durch einen Namen von vorübergehender Bedeutung war die hehre Muse der Bildhauerkunst repräsentirt, und dies ist gewiß eines der traurigsten Zeichen einer traurigen Zeit. Zur Ausschmückung des Schwetzinger Gartens mußte Karl Theodor italienische Bildhauer verschreiben.

Was die Architektur geschaffen, müssen wir leider noch vor Augen sehen. Kirchthürme, deren Modell von drei aufeinander gesetzten Zwiebeln hergenommen zu seyn scheint, sind Werke, denen man, im Vergleich mit anderen, sogar noch einige Phantasie zuerkennen muß. Und solche armselige Baumeister schauten mit anmaßender Geringschätzung auf die hohen, reichen, herrlichen Werke altdeutscher Kunst herab, auf Werke, die sie gothisch nannten (was so viel sagen wollte als altväterisch-geschmacklos), deren unvergleichlichen Werth aber sie nicht einmal zu ahnen vermochten, während die Thoren, wahrhaftig Bettlern gleich, an den Resten altrömischer Bauten nach „architektonischen Verhältnissen" stöberten und suchten.

„Ja, unser Zeitalter hat auf seinen Genius verzichtet, hat seine Söhne umhergeschickt, fremde Gewächse zu ihrem Verderben einzusammeln. Der leichte Franzose, der noch weit ärger stoppelt, hat wenigstens eine Art von Witz,

seine Beute zu einem Ganzen zu fügen, er baut jezt aus griechischen Säulen und deutschen Gewölbern seiner Magdalene einen Wundertempel. Von einem unserer Künstler, als er ersucht ward, zu einer altdeutschen Kirche ein Portal zu erfinden, hab ich gesehen ein Modell fertigen stattlichen antiken Säulenwerks. Wie sehr unsre geschmükten Puppenmaler mir verhaßt sind, mag ich nicht deklamiren. Sie haben durch theatralische Stellungen, erlogene Teints und bunte Kleider, die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommener."

So mußte Göthe seinen Landsleuten zurufen, als er sich gedrängt fühlte, ihre Augen zu öffnen der Größe und Herrlichkeit des Straßburger Münsters. Er hatte gut reden, man verstand ihn nicht; sie waren des Anschauens der Natur entwöhnt. Selbst Herder wagte nicht, Göthe'n gegen französische Auctorität Recht zu geben. — Wenn nun das am grünen Holze geschah, welche Blüten sollte dürren Ästen entsprossen?

Das Heerwesen vor der Revolution.

Friedrich des Zweiten hohe Thaten hatten ihm und seinem tapfern Heere einen Ruhm bereitet, dem vielleicht nur der Napoleonische gleichkommt. Auf preußischen Fuß die militärischen Einrichtungen zu bringen, war darum fast allgemeines Bestreben, weil man der Ansicht lebte, daß hier nothwendig das vortrefflichste Muster zu finden, ja daß jenen Formen und Anordnungen gewissermaßen an sich schon die Kraft zum Sieg innewohnen müße. Auf diesem Weg kam man dann so weit, selbst unwesentliche Dinge für unantastbar zu halten; man entschlug sich sogar Nachdenkens hierüber und verfiel dann in einen leeren Paradelurus, in ein geisttödtendes Formenwesen, wie das immer geht, wenn man das Vollkommene erreicht zu haben wähnt.

Ziemlich bedeutende Änderungen in Waffnung, Kleidung, Fechtart waren im Verlauf des siebenjährigen Krieges bei den Heeren vorgegangen. Ein unermüdetes Streben, ja ein gegenseitiges Überbieten gieng in der preußischen und österreichischen Armee auf eine stets größere Beweglichkeit aller Waffengattungen; viel und schnell schießen war dabei Bestreben des Fußvolkes. Die Zeit zum Umwenden des Ladstockes zu sparen, hatte man sogar zylindrische d. i. gleichdicke Ladstöcke eingeführt. Durch Flintenfeuer wurde in der Regel das Gefecht der Infanterie entschieden. Die Aufstellung geschah darum in langen dünnen Linien, die Bataillone nur noch mit einer Tiefe von drei Gliedern. Als höchstes Ziel taktischer Dressur galt der Frontmarsch eines Regimentes im langsamen Paradeschritt, mit einer Richtung wie nach der Schnur.



Carl Friedrich.

1744.

Auf eine Stufe der Vollkommenheit war offenbar die Reiterei gebracht worden; ihre Abtheilung in leichte und schwere hatte man streng durchgeführt. Der preußische Husar gab dem ungarischen nichts nach, wie denn überhaupt die Befähigung des Deutschen zu jeder Gattung von Reiterdienst keines Beweises mehr bedarf. Daß die Stärke aller Kavallerie nicht im Schießen liege, sondern im kecken Einreiten mit dem Säbel in der Faust, war erkannt und herzhaft geübt worden. Die Kürassiere dienten als Reserve. An glänzenden Reiterthaten hat jener Krieg zahlreichere Beispiele geliefert, als selbst die späteren französischen.

In die Zeit des siebenjährigen Krieges fällt auch das erste Auftreten einer reitenden Artillerie. Weniger glücklich muß man andere Reformen im Geschützwesen nennen. Unter anderm hatte man, in dem Mühen, alles leicht und beweglich zu machen, die Geschützröhre verkürzt, die Laffette so dünn gebaut, daß darüber die Sicherheit des Schusses verloren ging. Auch den nichtsnutzigen Troß von dreipfündigen Regimentsstücken mußte man überall sehen. Übrigens hat die kaiserliche Artillerie für die geübteste gegolten.

In sichtbarem Widerspruch mit solchem Bestreben nach großer Beweglichkeit der Heere stand aber die ganze äußere Haltung derselben. Hier war Alles gemessen, gezwängt, steif und nur berechnet zum Fortschreiten auf genau vorgezeichneter Bahn. Schon die Kleidung des Fußvolkes, welche man aus der Zeit vor dem Krieg fast unverändert beibehalten, muß als ein launenhaft zweckwidriges Gemengsel erscheinen: enge weiße Beinkleider und anschließende hohe Gamaschen aus schwarz gewichster Leinwand mit ein halbhundert Knöpfen und Knopflöchern; ein offener Rock, welcher Magen und Unterleib unbedeckt ließ; das Haupthaar in dicke Locken frisirt, mit Talg und Mehl überkrustet; hinten der über alles gehende ellenlange Zopf; zur Bedeckung, jene sonderbare spitze Blechkappe, welche, wahrscheinlich die Erfindung eines scythischen Ästhethikers, so wenig gegen Sonne als Unwetter Schuz gab, und beim Laufen vom Kopfe fiel.

Auch das Exerzitium trug denselben Stempel. Zunächst die barocken Mannöver des Flügelmannes, welcher, bei den Handgriffen mit dem Gewehr, auf das Obacht's Kommando vorsprang, und mit wunderlichen Schwenkungen seiner Waffe das Auszuführende der Linie gewissermaßen vorgaukelte. Dann die Masse von nichtssagenden Übungen, wie: Augen rechts, Augen links, rechten Fuß vor, linken Fuß vor u. s. w. Wenn hier irgend eine bestimmte Absicht durchleuchtet, ist es keine andere, als den Soldaten zu dressiren, wie man andere Geschöpfe dressirt, daß sie Alles thun auf Befehl, sonst keiner Regung nachgeben, nicht mucken ohne Befehl.

Gewiß hat Friedrich II Großes mit seiner Armee ausgerichtet, aber sein Feuergeist beseelte die Unterfeldherren, das Vertrauen auf ihn belebte die Soldaten, bei denen man sonst jede Selbstthätigkeit grundsätzlich niederhielt und

war es doch nur der so mißachtete Geist, welcher die Schlachten gewann.— Übrigens darf man hiebei nicht übersehen, daß Friedrich im Lauf des siebenjährigen Krieges von zehn Schlachten, welche er persönlich befehligte, sieben gewann; seine Unterbefehlshaber jedoch von sechs Schlachten nur eine, so daß in sechszehn großen Kämpfen der Sieg sich gleichmäßig auf beide Seiten gewendet hatte. Dazu war Friedrich's Heer trefflich eingeübt, sein ganzes Land gleichsam als Lager organisirt, seine Feinde aber auf den Krieg wenig vorbereitet, ihre Handlungen ohne Nachdruck und Zusammenhang. Allerdings herrscht in den Zuständen hienieden immer eine Wirkung und Gegenwirkung. Vor der Revolution war der Stand des gemeinen Soldaten der Art herabgekommen, daß man ihn geradezu verachtete; nur der Auswurf der Bevölkerung konnte sich aus freien Stücken dazu entschließen. Taugenichtse, an denen alles Bessere verloren war, wurden zur Strafe unter die Soldaten gesteckt, wie der übliche Ausdruck lautete, und wenn ein Kerl nur ansehnliche Körpergröße hatte, durfte er gewiß seyn, von jedem Kommandeur willig angenommen zu werden, mochte er auch gerade dem Zuchthaus entsprungen seyn. Durch äußerste Strenge, auch bei der kleinsten Dienstverrichtung, durch gräuliche Strafen und durch die Wunderkraft des Reglements glaubte man aus jedem Hallunken einen brauchbaren Soldaten machen zu können. Aber gerade durch dies Beginnen mußte die Ehre des Standes in der öffentlichen Achtung immer tiefer hinab getreten werden.

Fehler beim Exerzieren wurden ohne Nachsicht mit Prügeln bestraft. Sobald das Korps vom Exerzierplatz eingerückt war, ging das Austheilen los, so daß man um diese Stunde das Gepatsch weit in den Straßen hören konnte.

Stets argwohnte man bei den Soldaten die Absicht zu desertiren, was freilich oft genug der Fall gewesen. Waren die Leute nicht im Dienst, wurden alle ihre Schritte bewacht von Vertrauten und Gefreiten, Unteroffizieren und verläßlichen Soldaten, welche man zu solchem Spionendienst ausersehen.

Auf einmalige Desertion stand die Strafe der Spießruthen mit zwölfmaligen Auf- und Ablaufen durch die Gassen. Dem Patienten wurde der Oberleib entkleidet, die Hände in die Höhe gebunden, eine Bleikugel in den Mund gegeben, den Schmerz darauf zu verbeißen, und so mußte er unter Trommelrühren seinen Gang antreten. Zwei Unteroffiziere hielten ihm die Spontons (Spieße) vor, damit er nicht zu schnell laufe, ein anderer nachfolgender stachelte ihn damit, wenn er zurück bleiben wollte. Die eingeweichten Ruthen schlangen sich um den nackten Rücken, schlugen auf der Brust zusammen, Haare und Stücke Fleisch herausreißend. Längs den Gassen ritten Offiziere auf und nieder, und ihr Ruf: zugehauen ihr Hunde übertönte noch das Schmerzgeschrei des Gepeinigten. — Nach zweimaliger Desertion mußte der Wiedereingefangene fünfzehnmal die Gassen dafür ablaufen und den zweiten

Tag abermals so oft seinen schon zerfleischten Leib den Streichen preis geben. Wenn er vor der Beendigung zusammen sank, band man ihn an einen Pfahl, hier den Rest der Streiche zu empfangen. Oft erfolgten auf solche Exekutionen Zuckungen und selbst der Tod des Mannes.

Gewiß aber folgte ein schrecklicher Tod auf die Strafe der dritten Desertion, welche in einem zwanzigmaligen Gassenlaufen drei Tage hintereinander bestand. Bei den preußischen Garden zu Potsdam war auf dreimaliges Ausreißen, oder auf sonstige wiederholte schwere Vergehen die Strafe des Enthauptens gesetzt. Bischof Eylert erzählt in seinen Denkwürdigkeiten Friedrich Wilhelms III, daß, seiner Zeit, zu diesem Geschäft ein Scharfrichter nicht mehr ausgereicht habe und deren einige hätten angestellt werden müssen.

Wohl kann man sagen, solche Strafen lagen nun einmal in der Art jener Zeit, und jeder der sich anwerben ließ, wußte auch, was ihm unter der Fahne bevorstand; doch muß nicht übersehen werden, daß in gewissen Landestheilen von Preußen und Österreich bereits das sogenannte Kantonsystem oder das Ausheben der nöthigen Mannschaft eingeführt war, während allerdings im übrigen Reich der Soldat nur angeworben wurde.

Ein anderes böses Übel im Heerwesen war der herrschende Unterschleif, der Betrug, die Erpressung, welche man kannte und doch duldete. — Dem Hauptmann war die Verwaltung der Kompagnie übergeben und sein Bestreben ging mit Wissen in der Regel nur dahin, diese „gut zu benützen." Wenn er Soldaten beurlaubte, sie aberdoch als „Blinde oder Passevolanten" auf der Dienstliste stehen ließ und ihre Löhnung in seine Tasche steckte, hatte er dessen gar kein Hehl. Man wußte, daß auf diese Art der Staat arg betrogen ward, allein man sah durch die Finger. Hatte darum ein Offizier nur erst eine Kompagnie, war ihm dadurch ein schönes Einkommen gesichert; natürlich, daß jeder Stabsoffizier stets der „Proprietär" seiner Kompagnie blieb.

Bei solchem Beurlaubungsunfug machten die Feldwebel die Unterhändler, indem sie gleichfalls ihren Gewinn davon zogen, denn der zu Beurlaubende mußte diese Vergünstigung in der Regel von einem Feldwebel erkaufen. Kam der Mann wieder aus Urlaub zurück, war es ihm sehr gerathen, dem Hauptmann, dem Feldwebel, seinem Korporal, und dem sonstigen unmittelbar Vorgesetzten Geschenke an Geld, Lebensmitteln, Leinwand u. dgl. mitzubringen, denn sonst standen ihm saure Gesichter und schlimme Tage in Aussicht. Viele der ältern Leute unter uns werden sich erinnern, daß das Unwesen auch am Rheine bekannt war. Keine Krankheit aber wirkt ansteckender als Betrug und Bestechung, wenn sie einmal ungescheut fortgetrieben werden. Leicht läßt sich's abnehmen, wie es unter solchen Umständen mit der ganzen Verwaltung des Heeres beschaffen gewesen.

Allein man war höchster Orte zufrieden, wenn bei den Revuen die Leute nur wohl dressirt in Reih' und Glied standen; alles Andere schien Nebending.

Schon Friedrich der Große hatte gegen Ende seines Lebens mit bitterm Gefühl den Verfall seiner Armee erkannt. In dem langen Frieden aber mußte nicht nur im preußischen Heer, sondern fast überall in Deutschland militärische Pedanterie um so selbstherrschender, Dünkel und Anmaßung um so gespreizter sich erweisen, je dünner und fadenscheiniger der Prunkmantel früheren Verdienstes mit den Jahren geworden. So erzählt Graf Henkel in den „Erinnerungen aus seinem Leben", daß in einer seiner Garnisonen bei den jährlichen Übungen ein gewisses Parademanöver stets prächtig ausgeführt worden, als aber einmal eine Abwechslung befohlen wurde, sey Alles glänzend durchgefallen.

„In den Jahren vor 1806 war der alte Kurfürst von Hessen Inspekteur der Westphälischen Regimenter. Bei den jährlichen Revuen strömte Alles auf die Exerzierplätze das prächtige Schauspiel mit anzusehen. Der Kurfürst kam zu Pferd, in den letzten Jahren zu Wagen, Alles war dann still und begrüßte ehrfurchtsvoll den großen General, der zugleich ein regierender Herr war. Derselbe ging so einstmalen mit einem großen Gefolge die stattliche Front eines Regimentes hinunter, und sagte wiederholentlich: Schöne Leute. Die eigentliche Revue aber bestand darin, daß der Kurfürst ein Normalmaß aus der Tasche zog, nach welchem er die Zöpfe der Soldaten beurtheilte. Bald waren sie dann zu dick, bald zu dünn; bald zu lang, bald zu kurz; bald zu nah, bald zu weit vom Kopfe; wenige fanden Gnade vor seinen Augen. Gegen den Chef des Regiments gewendet, sagte er dann laut, daß alle Umstehenden es hören konnten, „ach Herr General, es ist grausam schwer einen guten Zopf zu machen." (Eylert Denkwürdigkeiten.)

Ein Übelstand von den traurigsten Folgen war auch, daß beim Beginn der Revolutionskriege die meisten Oberoffiziere alt und dienstunfähig gewesen. So giebt Graf Henkel die Karakteristik vom Stab eines Küraßier-Regimentes im Jahr 1795. Da war der General ein 70jähriger Podagrist, der Kommandeur ein bornirter Hämorrhoidarius, der Oberst hatte das Chiragra an beiden Armen, ein anderer Stabsoffizier litt stets an Unterleibsbeschwerden, ein dritter war ein abgelebter französischer Windbeutel, der vierte ein dicker Bonvivant, der sich stets den Bauch am Sattelknopf wund ritt u. s. w.

Absichtlich sind hier Beispiele aus dem preußischen Heere gewählt, weil dies, wie gesagt, ein Musterbild für alle übrigen gewesen, und weil anderwärts dieselben Zustände, mehr oder minder treu sich wiederfanden.

Wenn auch minder schroff und minder gewaltthätig als im eignen Haus, doch auffallend genug erwieß sich insbesondere der Militärstand in seinen Beziehungen zum Bürgerthum.

Der Kommandant einer Provinzialstadt benahm sich als gebietender Herr, der keinen Widerspruch duldete. Sein äußeres Auftreten war immer anspruchsvoll sowohl in, als außer Dienst. Die Nachmittagsspatzierfahrt machte solch ein Herr häufig mit ansehnlichem Geleit, die Regimentsmusik,

wenn eine solche vorhanden war, auf einem Wurstwagen hinter sich. Erblickte der Gefürchtete auf seinem Wege einen wohlgebauten Gesellen, der ihm zum Soldaten tauglich schien, wohl gar einen Flügelmann abzugeben versprach, war er in den Mitteln, dies ins Werk zu setzen, nicht lange wählig, und man hat Beispiele genug, daß der also Ausersehene ohne weiteres mit Gewalt in die Uniform gesteckt ward.

„An der Tafel Friedrich Wilhelm's I wurde einstmalen geäussert, der Professor Siegesmund Baumgarten zu Halle sei einer der größten Männer seiner Zeit. Dem König, welcher das Wort in physischem Sinne nahm, stieg sogleich auch der Wunsch auf, das ausgezeichnete Exemplar für seine Leibkompagnie zu erwerben, und mir nichts dir nichts erhielt der Professor zu Halle einen königlichen Befehl, Angesichts dieses, sich sofort nach Potsdam aufzumachen. Baumgarten war klein von Natur und schmächtig, hatte überhaupt das Ansehen eines deutschen Professors. Angekommen, erhielt er die Ordre den König nach der Parade im Lustgarten zu erwarten. Als dieser aber den schüchternen Manne gesehen und gehört, sagte er zu ihm: „ich habe geglaubt, daß er ein großer Mann sey, er ist aber nur ein Sch — kerl, ihn kann ich nicht brauchen, er kann wieder gehen, woher er hergekommen ist.“ — Dieser Zug ist durch eine neuere dramatische Behandlung allgemein bekannt worden; auch Bischof Eylert erzählt denselben, doch zeigt er zu deutlich, wessen man sich damals in Deutschland versehen durfte, um hier nicht wieder angeführt zu werden. Übrigens erzählt Eylert noch viel anderes was er selbst erlebt, von Gewaltstreichen, von thätlichen Mißhandlungen, welche kommandirende Offiziere sich gegen Bürgermeister und andere Civilbedienstete erlaubten. Denn nur wenn es galt, bedrückend und aussaugend nach unten zu wirken, waren Militär und Beamtenthum einig, sonst betrachteten sie sich als Feinde.

„Das Verderben lag darin, fährt der Gewährsmann dann fort, „daß der Wehr- und Nährstand nicht ein integrirender Theil des Ganzen, nicht ein verwandt Zusammengesetztes und in einander Verwachsenes, wie es seyn sollte, und wie es jetzt ist, sondern ein Entgegengesetztes, sich einander unfreundlich, oft feindlich Gegenüberstehendes war. Das Militär, die Armee im Staate, bildete einen für sich bestehenden abgeschlossenen Stand, der nicht mehr zu den übrigen im Land gehörte, sondern isolirt im Kastengeist dastand. Dieser Geist selbst war in sich ein widerwärtiger, ein aristokratischer; in den Soldaten die zum Theil verkommene und verlaufene Ausländer waren, ein niedriger. Schlecht, hart und grausam behandelt, hielten die Befehlshaber, wenn es ihnen auch am Übergewicht der Bildung fehlte, sich für unbeschränkte Machthaber, die einen sklavischen unbedingten Gehorsam in den kleinsten Dingen, in und außer Dienst forderten und fanden. Die Furcht hielt zusammen. Man achtete die Befehlenden für Henker; Dulden und Schweigen blieben nur den Gehorchenden übrig. So war es im ganzen Staate, und Bürger und Sol-

baten waren zwei ganz verschiedene, ausschließende Begriffe. Doch der Soldatenstand trug Waffen, marschirte aus, bildete eine Macht, die imponirte, und welche man respektirte. Der Übermuth aber kannte keine Schranken mehr, that was ihm einfiel. Dies nannte man das Regiment Friedrich's des Großen. Großer Geist wie bist du verkannt worden!"

Ich wiederhole es, in den übrigen Reichslanden war das Soldatenthum nicht in solchem Grad anmaßend und gewaltsüchtig; namentlich ist Karl Friedrich nicht der Mann gewesen, der solches stillschweigend hätte hingehen lassen. Aber die Richtung im Allgemeinen war einmal so; und wie viel Unrecht geschieht, was auch dem bestgesinnten Fürsten nicht zur Kenntniß kommt, wenn der gedrückte gemeine Mann, um sein Recht durchzusetzen, auftreten müßte gegen ganze Stände, welche allen Einfluß und Hunderte von Mitteln zur Beherrschung in Händen haben.

Die Jahre 1789 bis 1795.

Dies ungefähr, in allgemeinsten Umrissen, waren die Zustände im deutschen Vaterland, als von Frankreich aus, eines jener Ungewitter aufgestiegen, welche, je nach Jahrhunderten, die Vorsehung über das Menschengeschlecht sendet, damit ihre Zwecke erfüllet werden.

Ein Naturereigniß nennen wir es, wenn in der physischen Welt schaffende Kräfte in unbekannter Wechselwirkung, gewiß aber nach ewigen Gesetzen, Erscheinungen zu Tage bringen, welche wir nicht vermuthet und deren Zusammenhang mit dem Welthaushalt wir nicht zergliedern können. So, wenn ein Wort genügt, wo die Begriffe mangeln, mag man die französische Revolution ein Naturereigniß im Völkerleben nennen. Denn wenn jetzt, nachdem der Sturm mit seinen nächsten Folgen vorüber, jetzt, wo dem umwühlten Boden neuer Anwuchs entsprießet, wo der Nationen Hände und Kräfte sich regen, den bisherigen Nothbau des Welttheiles auf sicherem Fundament umzuschaffen in ein geräumiges wohnliches Staatsgebäude, wenn man jetzt emsigst forschet nach den Mängeln und Schäden des alten, eifrigst nachspürt, welches die Ursachen seines Zusammensturzes gewesen seyen, so wird doch beim Betrachten jener Weltbegebenheit in ihrem Ganzen, immer das Gefühl herrschend bleiben, daß, gleich wie beim Naturereigniß, so auch hier vieles auf gewöhnliche Weise nicht Erklärliche vorliege, daß das Walten einer höheren Macht sichtlich sey.

Noch waren zwei Menschenalter nicht dahingegangen, seit der vierzehnte Ludwig auf dem Throne von Frankreich das vermessene Wort gesprochen,

„der Staat, das bin ich!“ — Ein einziger schwacher Mensch wollte die Geschicke eines ganzen großen christlichen Volkes aufgehen lassen in seinem schwachen Eigenwillen. Aber dieser Einzige, ein neuer Belsazar, nur umgeben von Weibern und Hoffreaturen, hatte die blutige Hand nicht gesehen, welche das mene tekel upharsin an die bereits schwankenden Wände seines Pallastes geschrieben. Doch wenige Jahre nur saß der zweite seines Geschlechtes nach ihm auf demselben Thron, als die verrottete Staatsmaschine, welche er geschaffen, zusammenbrach, und mit ihr das Haupt des Königs in den Staub rollte; — heute noch trägt der Letzte dieses Geschlechtes sein hartes Geschick, das Brod der Fremde essen zu müssen.

Auf den ersten May des Jahres 1789 waren die Reichsstände nach Versailles beschieden worden — zum ersten Mal wieder nach 175 Jahren. Fieberhaft war die Spannung schon in den Monaten vorher, denn das fühlte jeder, daß aus dem Schooße dieser Versammlung ungewöhnliche, durchgreifende Beschlüsse hervorgehen müßten, erschütternde Heilmittel für alte tiefe Schäden. Bei dem Geschäfte der Wahlen waren bereits Unordnung und Zuchtlosigkeiten des Pöbels ausgebrochen, und der aufwachende Partheigeist hatte die Nation schnell in „Volksfreunde und Volksfeinde“ gespalten. Mit kaum minderer Spannung blickte man in unsern deutschen Gränzlanden auf das ungewohnte Schauspiel, und es unterliegt keinem Zweifel, daß bei uns die Sympathien fast aller Gebildeten, der aufstrebenden Sache des Volkes zugewendet waren.

Bereitwillig zu jedem Opfer, hatten die französischen Stände sich versammelt, und die Geistlichkeit des Landes war mit dem schönen Beispiel vorangegangen, ihre uralten Vorrechte und Privilegien auf den Altar des Vaterlandes zu legen. Nach der langen Knechtung, dem endlichen Anerkenntniß des dritten Standes, des Bürgers, war jetzt Freiheit die Losung, Freiheit tönte es aus jedem Munde, und man wähnte den Juwel schon zu besitzen, weil der Name frei ausgesprochen werden durfte. Wirklich großartig wäre die Stellung des Königs gewesen, hätte er sie nur zu erfassen vermocht: vom Volke angebetet begrüßte man ihn als den Wiederhersteller der Freiheit. Im allgemeinen Entzücken liefen kindliche, ja kindische Züge mit unter; so mußte eine Abordnung von Frauen den Monarchen ersuchen, anstatt der Schnallen an den Schuhen, Rosetten zu tragen à la Henry quatre, seinem Ahnherrn geliebten Andenkens. — Den drückenden Vorrechten der aristokratischen Klassen, dem willkürlichen, gesetzlosen Schalten von Oben hatte man zunächst, und soweit auch mit Recht, das Elend des Staates zugeschrieben, und wider sie anzukämpfen als erste Pflicht erkannt. Schon am 17. May waren die drei Ständekammern, ihrer Feudalrechte sich entäußernd, in eine einzige Nationalversammlung zusammengetreten. Mit dieser Thatsache aber hatten sie die Form der bisherigen Monarchie gebrochen, und die thatsächliche Staatsumwälzung hatte begonnen.

Mit dem Umwandeln der Reichsstände in eine Nationalversammlung fieng das Auswandern des Adels an, das Unseligste, was diese Parthei beginnen konnte. Das Volk, welchem der legale Gang schon zu bedächtig erschien, hatte bereits angefangen, eigenhändig Justiz zu üben, und einige Unglückliche seiner Rache geopfert. Am 12. July endlich war die Bastille gestürmt, und die dortigen Staatsgefangenen, in großer Zahl Opfer der Willkühr, befreit worden. Einen furchtbaren Wiederhall hatte dieser Stoß im ganzen Reich; gleichsam aus dem Boden erstanden überall bewaffnete Banden, welche die Edelhöfe und Stifter plünderten und verwüsteten, öffentliche Beamten verjagten und andern Unfug übten. Wenig half es, daß man von den eingefangenen Mordbrennern Hunderte aufknüpfte, die Rädelsführer viertheilte: über das ganze Reich und über die Nachbarländer verbreitete sich der Schrecken. In dem obern Elsaß hausten Banden, deren eine 1200 Köpfe zählte. Auch in Straßburg fand gegen Ende July ein Krawall statt, wobei das Rathhaus gestürmt und die Archive vernichtet wurden. Von da aus überzog der Aufstand die diesseitigen Theile des Bisthums, die Ortenau, die angränzenden badischen Landestheile und unmittelbaren Reichsgebiethe. Es geschah dieses ohne Plan und ohne Führer, doch mit solcher Schnelligkeit, daß binnen wenig Stunden eine Strecke doppelt so viel Meilen Wegs insurgirt war. Ohne eigentlichen Gegenstand, mußte die Bewegung freilich in sich selbst zusammenfallen; nur einige „herrschaftliche Bediente“ waren geängstigt worden; Andere mit den öffentlichen Kassen, dann der Abt von Schuttern, die Äbtissin von Frauenalb hatten die Flucht ergriffen. Nichts destoweniger mußte das Ganze viel Bestürzung erregen, und die badische Regierung hielt es für nöthig, zum Erhalten der Ordnung, das vorhandene Militär postenweise in der ganzen unteren Markgrafschaft zu vertheilen. Damit aus dem Elsaß keine Aufrührer, kein Raubgesindel ins Land dringe, mußte man die Rheinufer bewachen und hiezu wieder das Landaufgebot berufen, weil der geringe Stand des Militärs dazu nicht hinreichte. So entstand beim Ausbruche der Revolution am Rheine gleich der Waffenlärm, der nun, mit kurzen Pausen, während sechsundzwanzig langen Jahren fortklirren sollte; und gleich zu Anfang mußte der Bürger, welcher längst schon des Krieges entwöhnt war, die Waffe wieder zur Hand nehmen.

Drei Tage nach dem Fall der Zwingburg von Paris, hatten auch die französischen Prinzen Versailles und den vaterländischen Boden verlassen und sich nach Brüssel gewendet, wohin der Strom der Emigranten jetzt vorzugweise ging. Von Brüssel wendeten die Prinzen sich über Koblenz nach Basel. Auf diesem Weg sahen die Einwohner von Karlsruhe am 12. August den Grafen Artois (nachmaligen Karl X) durch ihre Stadt passiren, und in den folgenden Tagen die andern Prinzen nebst ihren Familien. — Man denke sich die damalige Bevölkerung beim Anblicke der Glieder des mächtigen französischen Königshauses, die nun flüchtig auf fremder Erde das Gastrecht in

Anspruch nahmen; dazu die tägliche Kunde von Gewalt- und Gräuelscenen auf dem Überrhein; dann all' dieses im innern Widerstreit mit dem lebhaften Interesse, welches die Mehrzahl immerhin an der volksthümlichen Entwicklung nachbarlicher Zustände genommen, und man wird sich eine Vorstellung machen können von der aufgeregten, ahnungsvollen Stimmung, welche sich der deutschen Bürger bemächtigt haben mußte, die vor kurzem noch so harmlos und gedankensparsam dahinlebten.

Auf dem Weg, welchen man in Frankreich eingeschlagen, war ein Stillestehen, oder nur ein berechnetes Fortschreiten nicht mehr möglich: wie der Fels vom Gebürge rollt, und Hemmnisse ihn nur zu zermalmenden Sprüngen treiben, bis er geborsten im Thale liegt, so folgten dort die Ereignisse. Die Umtriebe der Aristokraten, das Schwanken und Wanken des Königs, hatten Alles bald aus dem sichern Geleise in die wilde Bahn zerstörender Umwälzung getrieben. „Die Nation, das Gesetz, der König", hieß zunächst der Wahlspruch, hierauf lautete der Schwur den man geleistet, er bildete den Eingang aller öffentlichen Aktenstücke.

Am 3. August ward die berüchtigte Erklärung der Menschenrechte verlesen, ein wunderliches Machwerk, in welchem die alten christlichen Sätze, welche der Apostel bereits den Galatern zugerufen, in einer Form vorgebracht wurden, als seyen sie Tags zuvor erst dem Gehirne der Verfasser entsprungen. Die allgemeine Glückseligkeit war darin als seyn sollendes Ziel jeder Regierung dargestellt worden, die Nation, als der Urquell aller Macht, und ein einziges auf alle Menschen und Verhältnisse im Staat anzuwendendes Gesetz als die Panacee der neuen Freiheit; ein Beginnen das seine Nachahmer und Bewunderer jetzt noch findet, denn das Bestreben, alle Schafe, von dichter wie dünner Wolle, über denselben legalen Kamm zu scheren, als wirksamstes Beförderungsmittel der gesetzlichen Glückseligkeit hienieden, trifft man, wie bekannt, noch allerwärts und häufig genug.

Unterm 5. August war im Schooß der Nationalversammlung ein Beschluß erfolgt, welcher alle Feudalrechte aufhob, namentlich den Zehnten und die sogenannten herrschaftlichen Gefälle. Nach dem zugleich angenommenen Grundsatz der Gleichheit des Gesetzes, hatte man sich auch keinen Augenblick besonnen, jenen Beschluß ohne Weiteres auf alle Besitzungen deutscher Reichsstände im Elsaß und in Lothringen auszudehnen, welche im Münsterischen Friedensschluß, oder später, wie die Stadt Straßburg, die Oberherrlichkeit des Königs von Frankreich anerkannt hatten. Freilich lief solches Beginnen schnurstracks wider feierliche Verträge, also wider das Gesetz. Es waren dadurch vorzüglich die geistlichen Fürsten am Rhein getroffen worden, als Kurmainz, die Bischöfe von Trier, Speier, Straßburg, Basel. Auch Würtemberg, Darmstadt, der Fürst von Salm und andere hatten durch die Maßregel vieles verloren, gleich wie Baden die Gefälle in dem Amt Beinheim.

Sicher war es nicht sowohl böser Wille der Nationalversammlung, als ein übelverstandener Enthusiasmus, welcher sie hingerissen, auf solche Weise beschworne Rechte der Nachbarn zu kränken. Auch hatte die Versammlung sich zu Entschädigungen willfährig gezeigt, sobald von Deutschland aus Einsprache erhoben worden. Zunächst war dies geschehen durch die Bischöfe von Speier und Straßburg, dem Großmeister von Heitersheim und einem Theil der Reichsritterschaft. Allerdings, nachdem die weiteren Entwicklungen zum Kriege drängten, blieb die Sache ein Streitpunkt, die Fürsten aber ihrer Rechte beraubt; sie ärndeten die Früchte der unnationalen Politik ihrer Vorgänger. Mit andern Augen ward die Maßregel von dem Bauernstande angesehen, der sich unverhofft so schwerer Bürde enthoben sah.

Den Verlauf der Begebenheiten in Frankreich im Besondern hier wieder zu erzählen, liegt nicht in dem Plane dieser Schrift. — Überall hatte dort die zweischlächtige Natur der menschlichen Dinge ihr böses Recht geltend gemacht. Mit dem besten Willen waren die Stände zusammengetreten; mit dem ausdrücklichen Mandat, das königliche Frankreich wieder empor zu richten, dem Volke seine unveräußerlichen Rechte, der Regierung ihre Würde, Allen das beseligende Vertrauen auf eine gedeihliche Zukunft wieder herzustellen. Aber die erste That war, daß man das Königthum selbst verläugnete; daß man zertrümmerte, was bisher als dauernd nnd ehrwürdig erschienen war. Weises Maß- und Zielhalten hatte man verschmäht, und in keiner Weise beachtet, daß ein Volk sein Herkommen, seine Ansichten, seine Gesittung nicht wegwerfen könne, wie ein altes Kleid, um sich gleich in dem neuen Sonntagsstaat wohl zu befinden. — Während man die völlige Gleichheit aller Staatsglieder proklamirte, hatte die Nation sich selber in Volk und Pöbel gespalten, und die erste Abschlagszahlung an dem neuen Rechte war für diesen Pöbel das alte Standrecht, der Galgen oder die Musketenkugel nach kurzem Prozeß. Denn zu Haufen war schnell die Zahl derjenigen angewachsen, welche im Tumult nur gewinnen wollten; hungrigen Wölfen gleich umheulten sie die Versammlungen der Behörden, und anstatt der Satzung des Friedens trat für diejenigen, welche etwas besaßen, die Nothwehr in ihr unveräußerliches Recht. Darüber aber waren Zwietracht und Zügellosigkeit riesengroß in die Höhe gewachsen und begannen sie Alle zu verschlingen, Einen nach dem Andern.

Während dies Schauspiel in der Hauptstadt sich entwickelte, war unser badisches Gränzland zunächst Zeuge von dem gegenrevolutionären Getriebe der „Emigranten."

Man weiß, wie diese Ausgewanderten längs der Rheinufer sich festgesetzt hatten; daß zu Koblenz, wo die Prinzen einstweilen hauseten, ein förmlicher Hof gebildet worden, bei welchem sogar fremde Gesandte (von Rußland und Schweden) beglaubigt waren, und wo man hauptsächlich die Pläne verarbeitete, wie mit gewaffneter Hand und mit Hilfe des Auslandes, die Dinge

in Frankreich wieder auf den alten Stand gebracht werden könnten. Am Oberrhein hatte jene Partei ihren eifrigsten Anhänger in der Person des Bischofs von Straßburg, eines Prinzen von Rohan, welchen man mit der Kardinalswürde bekleidet hatte. Es war dies einer jener entarteten Aristokraten, auf deren Rechnung so vieles kommt, was die Staatsumwälzung herbeigeführt. Noch heute trägt man sich in den obern Landestheilen mit Anekdoten über diesen Franzosen und deutschen Reichsfürsten, der gegen das Volk sich Unfläthigkeiten erlaubte, die besser nicht nacherzählt werden. Im November 1790 hatte er Straßburg verlassen, und sich in die diesseitigen bischöflichen Lande nach Ettenheimmünster begeben; hier war es sein großes Geschäft, eine Freischar aus französischen Überläufern anzuwerben. Nebenbei aber trieb er das Goldmachen, das Verfertigen von Cagliostrischen Tropfen und ähnliche, von hoher Aufklärung zeugende Dinge. Geld zu gewinnen, hatte der Prälat in Freiburg vorerst mehrere Zentner Silberzeug verkaufen lassen, und suchte nun in jeder Weise auf sein diesseitiges Landesgebiet ein Anleihen zu unterhandeln. Zu Ettenheim hielt sich auch lange Zeit der Prinz Condé auf. Ihnen gesellte sich noch ein anderer Emigré bei, der Marquis Mirabeau, deren jeder eine Freischar, oder eine Legion, wie sie es nannten, zu errichten bemüht war. Eine Meuterei unter der Besatzung von Besançon hatte der Prinz benützt, um einen Theil jener Besatzung über den Rhein zu verlocken, und dies bildete den Stock der neuen Armee. Die Herren unterhielten zahlreiche Aussendlinge, welche ununterbrochen die benachbarten französischen Distrikte durchstreiften, Leute abfällig zu machen und anzuwerben, oder aufregende Gerüchte von baldigem Einfall der Emigranten mit großer Waffenmacht zu verbreiten. Es ist begreiflich, welche Bitterkeit solche Umtriebe, die auf der ganzen französisch-deutschen Gränze statt hatten, in Frankreich verursachen mußte.

Aber auch diejenigen westlichen Reichsstände, welche zufolge einer ganz gesunden Politik bei den französischen Wirrsalen möglichst unbetheiligt bleiben wollten, mußten durch jenes Getriebe sich mannichfache Verdrießlichkeiten bereitet sehen. Durch das Beginnen der Franzosen zu Ettenheim waren namentlich die badische, so wie die vorderösterreichische Regierung zu Freiburg in fortwährende Umständlichkeiten verwickelt, denn nur durch ihre Lande konnten die Rekruten der neuen Legionen nach Ettenheim gelangen. Obgleich dies nur in einzelnen, unbewaffneten Truppen von vier bis fünf Mann geschah, welche meistens straßburgische Pässe führten, so konnte man doch nicht ignoriren, was alle Welt vor Augen hatte. Als deutscher Reichsstand zwar mußte dem Kardinal das Recht, Soldaten zu halten, unbestritten bleiben, aber die Reichskonstitutionen gestatteten es keineswegs, Länder, mit welchen das Reich im Frieden lebte, durch angezettelte Meutereien und Androhen gewaffneter Einfälle zu beunruhigen. Durch die Masse fremder

Durchzügler ward aber nicht nur die öffentliche Sicherheit manichfach gefährdet, sondern man lud auch den Schein auf sich, bei dem völkerrechtswidrigem Beginnen durch die Finger zu sehen. Letzteres wollte Karl Friedrich auf jede Weise vermeiden, so gerne und in so reichem Maaß er persönlich gegen die Auswanderer die Pflicht der Gastfreundschaft übte, was keineswegs überall in Deutschland geschah*). Dem Kardinal Rohan aber verweigerte der Markgraf entschieden jede Unterstützung.

Wenn es noch nöthig seyn sollte, weitere Beweise beizubringen über die entschiedene Absicht Kaiser Leopold's, den Krieg mit Frankreich zu vermeiden, so findet sich ein solcher in der Art, wie der Kaiser stets die Anschläge der Ausgewanderten angesehen. Als nämlich freundnachbarliche Abmahnungen bei dem Kardinal fruchtlos blieben, hatte die Regierung zu Freiburg um neue Verhaltnngsbefehle nach Wien berichtet. Die kaiserliche Antwort aber lautete: „Alle Reichsstände, welche kriegerische Anstalten und Truppenversammlungen in ihren Landen duldeten, seyn dieserhalb Kaiser und Reich verantwortlich. Jene Stände aber, welche lediglich Hospitalität übten (wie namentlich Baden) könnten sich der kräftigsten Unterstützung getrösten, doch sey jenes Betragen conditio sine qua non der Theilnahme des Kaisers an ihrer Lage, bei etwa zugestoßenem Ungemach; denn Frankreich werde, seinen heiligsten Versicherungen nach, solche Territorien auch respektiren. Dem Kardinal aber sey sehr ernsthaft die Frage vorzulegen, ob er im Reichsverbande verbleiben, und des kaiserlichen Schutzes geniessen, oder auf die eigene Gefahr hin handeln wolle. Im ersten Fall habe er sogleich alle Truppenversammlungen einzustellen, und die bereits Angeworbenen sofort zu entlassen."

Durch solche Sprache mußte freilich des Kardinals kriegerische Lust gekühlt werden. Er versprach sogleich sich zu fügen. Seine paar hundert Mann mit fast eben so viel Offizieren, rückten auch wirklich im May, einzeln und unbewaffnet in's Mainzische ab, nachdem vorher noch zwischen Vorderösterreich, Baden, Speyer und Kurpfalz viel Papier verschrieben worden war, weil jetzt keiner mehr einen Mann durch sein Gebiet lassen wollte, bevor der Nachbar sich auch erklärt hatte, ihn gleichfalls durchpassiren zu lassen.

Man weiß, daß am 7. Februar 1792 zwischen Österreich und Preußen ein Vertrag zu Stande gekommen, dessen angeblicher Zweck die gegenseitige Vertheidigung der beiden Mächte, und der Schutz der deutschen Reichsverfassung war. Rußland, der Kurfürst von Sachsen und die Seemächte sollten zum Beitritt eingeladen werden. Die Verhältnisse zu Frankreich waren ausdrücklich nicht berührt. Es ist anzunehmen, daß des Kaisers Absicht hier

*) Unter anderm hatte der Kurfürst von Hessen an die Stadtthore einen Anschlag heften lassen, des Inhaltes: „Juden, Bettler, Landstreicher und französische Emigranten dürfen sich nicht länger als vierundzwanzig Stunden in dieser Stadt aufhalten."

wie bei früheren ähnlichen Handlungen, nur gewesen, die Partheien in Frankreich durch solche Kundgebungen zu schrecken, sie von Übergriffen nach Außen abzuhalten, zugleich aber auch den Ausbrnch eines Krieges ohne die eigene Zustimmung unmöglich zu machen. Denn das mußte Leopold klar geworden seyn, daß bei solcher Haltung die Revolution in der Zwietracht ihrer Kinder, in dem Bürgerkrieg, ihr Grab finden müsse. Aber das nächste Grab war dem staatsklugen Monarchen selbst bestimmt; ihm blieb nicht mehr vergönnt, jenen Vertrag zu genehmigen — der Erste des nächsten Monats hatte den Kaiser von hinnen gerufen. Nach zweijähriger Regierung schon war die Hand erkaltet, welche es verstanden, den Schwerpunkt der europäischen Politik so fest zu fassen. Doch auch das Wort, welches im Stand gewesen, die beschwornen Geister zu bannen, es war verstummt, und noch hatte das Reich seinem dahin gegangenen Haupte keinen Nachfolger erwählt, als der entfesselte Dämon des Krieges die Fackel zu schwingen begann.

Hätte es noch besonderer Anreizungen zum Völkerkampfe bedurft, bei der tief innerlichen Unvereinbarkeit der Revolution mit den Ansichten des alten Europa, sie wären in Überzahl vorhanden gewesen: die Beschwerden der beeinträchtigten deutschen Reichsstände — das Entsetzen der ganzen europäischen Aristokratie vor dem revolutionären Grundsatz gleicher Rechte; ihr frommer Abscheu vor dem krassen Rationalismus der Revolutionsmänner (denn auch dieser sollte aristokratisches Vorrecht bleiben) — die Diplomatie in ihrem wüsten Treiben, das nur darauf zielte, auch die neuen Verhältnisse im alten Sinne auszubeuten, Unterthanen und Provinzen zu erwerben, zu vererben, zu verhandeln — das Stacheln und Sporen der Emigranten — zuletzt in Frankreich selber das Drängen der Jakobiner, die wohl fühlten, daß sie ersticken müßten, würde ihnen nicht Luft gemacht durch einen Krieg mit dem Ausland.

Ludwig XVI, durch seinen Fluchtversuch bereits mehr als verdächtig, und den Boden unter den Füßen zittern fühlend, hatte sich den Republikanern in die Arme geworfen. Der ehrsüchtige Jakobiner Dümuriez war zum Minister des Auswärtigen ernannt worden; von diesem nur geschleppt, betrat der König in der Nacht des 20. April 1792 den Saal des Konventes, dieser Körperschaft den Krieg gegen den jungen König von Böhmen und Ungarn, Franz II, vorzuschlagen. Mit Beifalls-Raserei wurde das Wort gehört, der Antrag fast ohne Diskussion angenommen: „Krieg den Königen, Friede den Hütten" schallte der Ruf über das ganze Land. — Die armen Hütten! das Stroh ihrer Dächer sollte in der Beiwacht von den Pferden zerstampft werden, das Blut von Millionen ihrer Bewohner das Feld düngen.

Es wird nöthig seyn, vor dem weiteren Verfolg, hier einen Blick zu richten auf den Stand des französischen Heeres; denn wenn damals in Deutschland, mit Ausnahme Östreich's, wenig eigentliche Kriegstüchtigkeit zu finden gewesen, so mangelte diese in Frankreich noch weit mehr. Bereits

unter dem Weiberregiment Ludwig XV war der ächte Soldatengeist aus der französischen Armee entschwunden, so daß sein Nachfolger, gleich nach dem Antritt des Regiments, nichts Besseres zu thun zu haben glaubte, als eine Zahl von Offizieren nach Potsdam zu senden, dort geimpft zu werden mit dem Geist Friedrichs des Großen. Es gelang jenen Offizieren auch wirklich, preußisches Reglement und preußischen Paradedienst nach Frankreich zu verpflanzen, wovon das erste jedoch dem Volkscharakter wenig zusagte.

Die Offiziere dieser Armee, nur Adeliche, standen beim Ausbruche der Revolution zum größten Theil auf der Seite der Aristokraten, und über 12,000 derselben*) waren, dem Beispiel der Prinzen folgend, ausgewandert, so daß bei mehreren der 119 Infanterie-Regimenter sämmtliche Offiziere fehlten. Außerdem waren die Korps nur unvollzählig, und die Desertion lichtete sie noch täglich; die Soldaten schlecht genährt, schlecht gekleidet, durch das Kasernenleben herunter gekommen. Allerdings hatte die gesetzgebende Versammlung dekretirt, daß 200 Freibataillone errichtet werden sollten; sie hatten sich auch ziemlich schnell formirt, allein militärische Erziehung mußte den jungen Soldaten völlig abgehen.

Die Reiterei zählte 59 Regimenter, worunter 24 schwerer Reiter. Diese waren gut beritten und geschult, doch ihnen traute man wenig. Die leichten Reiter, Dragoner, Jäger und Husaren taugten nicht viel, und die Regimenter wurden noch verschlechtert durch eine Masse von Rekruten, welche man ihnen zutheilte, anstatt aus diesen Leuten, die noch nicht reiten konnten, ganz neue Regimenter zu bilden.

Besser stand es wieder mit der Artillerie, welche 7 Regimenter zählte. Die Kanoniere waren gut geübt, und ihre Offiziere, von denen man keine Adelsbriefe verlangte, der Sache der Revolution aufrichtig ergeben. Nach dem Beispiel der Deutschen errichtete man 9 Kompagnien reitender Artillerie, welche bald sehr gute Dienste leisteten.

Zu einem gewöhnlichen Krieg, etwa mit Österreich oder dem deutschen Reich, waren diese Streitkräfte wohl hinreichend, gewiß aber nicht, um es mit halb Europa aufzunehmen. Zudem war alles Kriegsmaterial nur spärlich vorhanden, und Geld gar keines.

So verblendet über das Maaß ihrer Kräfte die Nationalversammlung sich gezeigt, so wenig hatte sie's geachtet, daß die österreichischen Truppen, wenn auch augenblicklich in geringer Zahl, doch immer kriegsgeübt blieben, weil die fortwährenden Türkenhändel für sie eine treffliche Kriegsschule gewesen.

Bereits zu Ende des Jahres 1791 waren die französischen Streitkräfte an die Gränzen vorgeschoben worden. Die Nordarmee, gegen Belgien bestimmt, befehligte Marschall Rochambeau; die Rheinarmee der Marschall

*) Gouvion St. Cyr, Mémoires.

Luckner, ein Deutscher, und die Armee des Zentrums der General Lafayette.

Auf die Kriegserklärung folgte sogleich der Angriff; ein kurzer und wenig blutiger Zusammenstoß. — Am Oberrhein begnügte man sich, die Pässe von Brundrut im Sundgau durch ein Korps unter General Custine besetzen zu lassen, nachdem sie von den Österreichern verlassen worden. — In den Niederlanden, wo der Hauptschlag geschehen sollte, hatten die französischen Soldaten alsbald ihre Anführer erschlagen (die Generale Dillon und Berthou) und waren davongelaufen, fast ohne einen Schuß zu thun. So hatte, gegen Ende April, der erste Akt des Drama's geendet.

Man weiß, welchen Eindruck das Davonlaufen der Franzosen bei Mons und Tournay auf das Ausland gemacht. Hier glaubte man die „Advokatenarmee" in Zukunft mit Reitpeitschen fortjagen zu können. In Frankreich aber klagte man die Generäle an, da sie Adeliche waren, die Armee verrathen zu haben; ja man stund nicht an, die Anklage noch höher hinauf zu tragen, so daß die Stellung des Königs kritisch, bald sogar verzweifelnd werden mußte.

Nach dem Tode des Kaisers waren die Kabinete von Preußen und Rußland bald mit dem Österreichischen einig. Friedrich Wilhelm erklärte nach dem Vertrag vom 7. Febr. zur Vertheidigung seines Bundesgenossen und der Rechte aller Monarchen, den Degen ziehen zu müssen, und Katharina II versprach hiezu alle Hilfe. Der König von Preußen erhielt die Oberleitung des Krieges und die Truppen der drei Mächte setzten sich in Bewegung nach dem Rhein und nach Polen. Doch erst nach der Krönung des Kaisers Franz II, welche am 11. März zu Frankfurt a. M. stattfand, sollten die Pläne der Koalition veröffentlicht werden.

Am Reichstag gerieth man über dies Beginnen der koalisirten Mächte höchlich in Unruhe. Doch jetzt war es zu spät, dort eine eigene vaterländische Politik zu befolgen; die Reichsstände sahen sich alsobald in den Krieg verwickelt, und zur Stellung ihrer Kontingente genöthigt.

Die Kriegshandlungen selber füllten die letzten vier Monate des Jahres 1792 aus.

Während dieses Feldzugs sah man am Oberrhein, auf deutschem Reichsboden, noch keinen Feind. — Im Breisgau befehligte der Feldmarschall-Lieutenant Fürst Esterhazy ein abgesondertes österreichisches Beobachtungskorps von 10 Bataillonen und 12 Schwadronen, im Ganzen 13,800 Mann, zu denen etwas später noch die „Armee" des Prinzen Condè mit etwa 5000 Mann gestoßen.

Unsere Landsleute machten damals die erste Bekanntschaft mit den österreichischen Gränzern, von welchen die Rothmäntel jetzt noch im Andenken stehen, wegen ihrer meisterhaften Fertigkeit im Stehlen. In ähnlichem Sinne gedenkt man auch der Condéer, denn ihr absonderlicher Aufzug, und

die Exzesse der Gemeinen haben ein treffliches Seitenstück zu jenen ersten geliefert.

Käme es nur auf die Masse der Befehlenden an, das Condé'sche Korps hätte mit Recht den Namen einer Armee verdient, denn die Generalität, der Schwarm von Adjudanten und Stabspersonen würden für hunderttausend Mann ausgereicht haben. Den Nachzug bildete eine große Zahl von Damen aller Art, fast eben so viele Abbés und andere emigrirte Priester, dann ein weitschweifiger Troß von Dienerschaft.

Man sah alte würdige Männer mit 15 Sols täglich (dies war der Sold aller Adelichen, hohen wie niedern Ranges) freudig den Dienst des gemeinen Infanteristen thun, während der größere, geworbene Haufe, dem kein gespanntes Ehrgefühl die Mahnungen des Bedürfnisses beschwichtigte, in Diebereien mit den Rothmänteln wetteiferte, häufig noch zu Raub und Gewaltthat sich verleiten ließ, so daß die Klagen der Bauern und Bürger kein Ende nahmen.

Die Theile des Korps waren: die Legion Mirabeau von 3 Bataillonen Infanterie und 6 Escadronen Kavallerie, etwa 2000 Mann; die **Brigade allemande**, bestehend aus den Legionen Rohan, Hohenlohe-Schillingsfürst, Hohenlohe-Bartenstein, zusammen 1000 Mann. 32 Kompagnien **Infanterie noble**, zusammen 1600 Mann; 7 Escadronen Kavallerie, worunter 2 Escadronen **chevaliers de la couronne**; 100 Mann Artillerie, denen es aber an Geschüzen fehlte*). 100 Mann **Garde de Police** und eine **Prèvôté** von 50 Mann.

Im Ganzen haben diese Ausgewanderten das Loos Aller getheilt, welche unter den Fremden gegen ihre Brüder fochten. Überall waren sie schlecht angesehen, für die Heerführer der Verbündeten oft eine Verlegenheit. Mit dem Namen der „Aristokraten" wurden sie gewöhnlich bezeichnet, während man die französischen Soldaten im Dienste ihres Vaterlandes „Patrioten" nannte. — Einige kleine Züge schon malen die Stimmung des Volkes bei uns gegen jene erstern. — Als der Prinz Condé im Frühjahr 1792 durch Dinglingen fuhr, und sich gegen die Umstehehenden verbeugend aus dem Wagen lehnte, riefen diese ihm ein **vive la nation** entgegen. — Etwas später kamen einige Condéer Offiziere nach Lahr, dort auf dem Amthause die Uniformen von Ausreißern ihres Korps abzuholen, allein die Lahrer, unter bekanntem revolutionärem Rufe, nöthigten die Offiziere den Deserteuren die Kleidungsstücke zurückzugeben. — Doch scheinen jene Lahrer Bürger niemals vergessen zu haben, was sie dem Reiche schuldig, wenigstens wußte Prinz Karl von Lothringen, welcher eine zeitlang als östereichischer General in der Stadt lag, das Benehmen der Einwohner nur zu loben; das allein mißbilligte er, daß man öffentlich, und stets unter großem Beifall die Carmagnole tanzte.

*) Wegen Überlassung einiger Haubitzen hatte der Prinz Condé sich an die badische Regierung gewendet, war aber ablehnend beschieden worden.

Die Rolle Badens, welches mit den meisten Reichsgliedern am Kriege noch nicht theilgenommen, bestand vorerst in der Sorge für öffentliche Sicherheit, zu welchem Ende die Füsilierbataillone an die Rheinstationen verlegt wurden.

Auch die Operationen der Esterhazy'schen Armeekorps hatten sich auf Märsche und Gegenmärsche beschränkt, welche, wie es scheint, nur in der Absicht unternommen wurden, die Franzosen über den Zweck und die Stärke dieser Heeresabtheilung im Ungewissen zu erhalten.

Bekanntlich war es die große Absicht der koalisirten Mächte, mit der Armee des Zentrums, unter der Anführung des Königs von Preußen und des Herzogs von Braunschweig*) gerade auf Paris los zu gehen, und dort dem ganzen Unwesen ein kurzes Ende zu machen.

Am 30. Juli waren die Preußen vom Rhein bei Koblenz abgerückt, dem linken Moselufer entlang marschirt, und hatten am 12. August bei Konsarbrück den französischen Boden betreten. Den rechten Flügel der verbündeten Armee bildete ein östereichisches Korps von etwa 18,000 Mann unter Feldzeugmeister Clerfayt, welches bei Luxemburg und Namür aufgestellt war. Ein östereichisches Korps von 24,000 Mann unter dem Feldzeugmeister Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg stand bei Schwezingen, und eine Heeresabtheilung von 13,000 Mann unter Feldm.-Lieut. Graf Erbach bei Philippsburg, beide formirten den linken Flügel der Hauptarmee. Mit diesen verhältnißmäßig so geringen Streitmitteln hoffte man ein großes Land wie Frankreich im Sturmschritt wegnehmen zu können.

Nachdem ein Anschlag auf Landau, wo Condé Einverständnisse zu haben vorgab, mißlungen, und die preußische Hauptarmee vorwärts gezogen war, verließen die östereichischen Abtheilungen des linken Flügels das jetzige badische Gebiet, um an die Saar und Mosel zu rücken, so daß zur Huth sehr ansehnlicher Magazine in Speier nur etwa 3000 Mann unter Oberst Winkelmann zurückblieben. — Das war denn doch eine zu starke Verlockung. — Der französische General Custine, welcher mit 13,000 Mann bei Landau stand, ward beauftragt, einen Streich gegen Speier zu unternehmen, den er auch vollführte. Am 30. September erschienen die Franzosen unversehens vor der Stadt, so daß der größte Theil der Besazung keinen Ausweg mehr hatte, als zu kapituliren. Die reichen Vorräthe wurden nach Landau geschafft, und dem Domkapitel starke Brandschazung auferlegte; alsdann wendete Custine sich nach Worms, welches gleichfalls kapitulirte, hierauf nach Mainz. Die wichtigste deutsche Festung am Rheinstrom ergab sich dem Feinde am 21. Oktober ohne Schwertstreich, einem Feind, welcher in seinem ganzen Troß nicht ein Stück Belagerungsgeschütz bei sich gehabt.

*) Ihre Stärke war: Preußen, 47 Bat. 70 Schwad. zus. 51,000 Mann, — Hessen unter persönlicher Anführung des Kurfürsten 10 Bat. 11 Schwad. zus. etwa 8000 Mann; — Kurmainzer 2000 Mann Infanterie: — 12,000 französische Emigrés.

Kaum hatten die Franzosen in Mainz ihren Einzug gehalten, als sogleich politische Klubs sich bildeten und ein Volksregiment der neuen Art. Man sprach von einer „rheinischen, oder einer Rheno-gallischen Republik", wie später auch von einer „schwäbischen" viel geredet und verhandelt worden. Ohne Aufenthalt ward sofort General Neuwinger mit einer Abtheilung gegen Frankfurt entsendet, und auch die Stadt der Kaiserkrönung fiel am 23. im Feindes Hände. Von Frankfurt aus verbreiteten die Franzosen sich zwischen Main und Lahn bis Weilburg und Limburg, überall Kontributionen erhebend und die Revolution verkündigend. Dies war die Morgengabe der jungen Republik dargebracht von einem ihrer improvisirten Feldherren, welcher bisher höchstens ein Bataillon befehligte. Das Jahr darauf umhalste die Guillotine den nicht mehr glücklichen General, ein Loos, das noch so manchem seiner Nachfolger beschieden sein sollte.

Während dieser Ereignisse am Rhein aber hatte zwischen den Kreidehügeln der Champagne die weltgeschichtliche Entwicklung statt gefunden. Im Siegesflug war das preußische Heer dahin gezogen. Am 23. August hatte die Veste Longwi, am 1. September Verdun sich ergeben. Nur Thionville, von Felix Wimpfen vertheidigt, leistete ernstlichen Widerstand. Die Östereicher unter Clerfayt, hatten sich mit dem König vereignet; dagegen befehligte an Lafayettes Stelle jetzt Dümouriez die Armee des Zentrums. Der neue Führer hatte dieselbe in den Engnissen des Argonner Waldes der koalisirten Armee entgegengestellt. Doch die Defileen wurden genommen, und Dümouriez in sein Lager von St. Menehould eingeklemmt, abgeschnitten von Chalons und von Paris, wohin die Koalisirten in fünf Tagmärschen gelangen konnte. Jetzt aber, im entscheidenden Augenblick, überkam Uuschlüssigkeit die deutschen Feldherren. Der König von Preußen wendete sich gegen Kellermann, der den Marschall Luckner ersetzt hatte, und seitwärts bei Valmy stand, nur durch eine einzige schlechte Kommunikation über Vitry mit Dümouriez verbunden. Zweimal hatte der König seine Kolonnen zum Angriff formirt, und jedesmal sie wieder in die Linie rücken lassen. Der Tag endigte mit einer nutzlosen Kanonade. Am Morgen schloß man einen Waffenstillstand, um bald darauf den Rückzug anzutreten. — „Mehrmals, sagt der Marschall St. Cyr, hatte ich Gelegenheit das Gelände zu durchwandern, welches man Kellermann hatte einnehmen lassen. Wenn ich mir dann zurückrief, was unsere Truppen zu jener Zeit gewesen, war es mir stets unbegreiflich, wie man sie in einem so sehr ungünstigen Terrain blos stellen mochte. Noch nie mußte die Unabhängigkeit Frankreichs in größerer Gefahr schweben, und wenn man keine Wiederholung der Niederlage von Mons erlebte, so hatte dies keinen andern Grund, als weil der Feind weder die Geschicklichkeit seiner Generale, noch die Ueberlegenheit seiner Truppen sich zu Nutz machen wollte."

Allerdings waren bedeutende Veränderungen im Innern Frankreichs vor-

gegangen. Schon das Anrücken der Preußen, verbunden mit dem unglücklichen Manifest, welches in Koblenz entworfen, zu Paris im Kabinet des Königs berathen, und kaum begreiflicher Weise vom Herzog von Braunschweig unterzeichnet worden, schon diese Schritte hatten die furchtbaren August-Ereignisse herbeigeführt, die königliche Familie zu Paris in's Gefängniß gebracht, und, man wird nicht zu viel sagen, sie hatten die Armeee um hundert Bataillone Freiwilliger verstärkt. Allein die Lage Ludwigs XVI war seit sechs Wochen bekannt und die Armeen unter Dümouriez und Kellermann, obwohl an Zahl ihren Feinden etwas überlegen, diesen dennoch in die Hand gegeben, wenn sie nur wollten. Darum konnte es nur die Stimme des Verhängnisses seyn, welche die Entschlüsse des Königs von Preußen geleitet. So vollständig war das Umschlagen seiner Gesinnungen, daß in dem Vertrage wegen Auswechslung der Gefangenen, die Emigranten nicht einmal mit begriffen wurden, so daß diese jetzt Alle kaum Worte zu finden wußten, für ihren Unmuth über den König, den sie bisher in den höchsten Himmel erhoben. — Zu Paris hatte die Nähe der Koalisirten völlig die Wuth des Volkes entzündet, die jüngste Verfassung mit ihrem Schein vom Königthum wurde zertrümmert, die reine Republik ausgerufen.

Der Nationalkonvent, vom Schwindel ergriffen, foderte nun zum Kampf auch England und die Generalstaaten. Zugleich (16. und 19. Nov.) erließ diese Versammlung ein Dekret, dem bald (15. Dezember) noch ein zweites folgte, worin allen bestehenden Verfassungen ein Kampf auf Leben und Tod angesagt ward. „Wo die französischen Waffen hingetragen würden, brächten sie den Völkern Friede und Hilfe, Brüderschaft, Freiheit und Gleichheit; sie würden die Souveränität des Volkes verkünden, und alle Einrichtungen für aufgehoben erklären, welche nicht aus dieser Quelle entsprungen."

Die preußische Armee war indessen, vom Feinde unbeirrt durch das Luxemburgische an den Rhein zurückgegangen; hatte dann das Custin'sche Korps wieder vom rechten Ufer des Stromes vertrieben, und hierauf die Winterquartiere bezogen. Die Östereicher unter Clerfayt waren nach den Niederlanden gerückt in die Verschanzungen von Jemappes wo ihnen Dümouriez die bekannte Schlacht lieferte, in deren Folge ganz Belgien den Franzosen zufiel. Auch im Süden hatten diese Eroberungen gemacht, Savoyen und die Grafschaft Nizza der neuen Republik einverleibt. — So hatte das erste Kriegsjahr geendet; und während die ermüdeten Soldaten in den Winterquartieren sich erholten, sah man das alte Reichsgebäude an zwanzig Ecken von den Flammen der Revolution umzüngelt.

Der Reichskrieg.



Mit innerstem Widerstreben nur (und wer wollte sie darum tadeln) sahen die Reichsstände sich durch die trübe und eigensüchtige Politik der Großmächte, in den beginnenden Kampf mit Frankreich verwickelt. — Doch Nichts thun, und wenn das nicht ging, so wenig thun als möglich, blieb nun einmal das herrschende Prinzip; ein Geschehenlassen war alles, was man der heranrollenden Zeitwoge entgegen zu setzen wußte; doch, *ihr* Maaß war voll, und *ihre* Tage gezählt.

Bereits unterm 1. September 1792 hatte die kaiserliche Kommission am Reichstag das förmliche Begehren gestellt zur Kriegserklärung gegen Frankreich. Man verlangte das *dreifache* Kontingent, und beantragte den Widerruf aller Gebietsabtretungen an Frankreich seit dem westphälischen Frieden. Das Wort war groß, aber seine Aufnahme wie zu erwarten. Man setzte die Berathung fest auf den 22. Oktober. Unglückliche Wahl, denn es war das „*Morgen*“ des Tages, an welchem *Mainz*, der Sitz des ersten Reichsfürsten, den Reichsfeinden zufallen sollte. Dem

Kurfürsten von Hannover aber schien der Termin zu kurz anberaumt. Dennoch hatte der Reichstag einstweilen diejenigen Kreise, welche über Truppen, verfügen konnten, aufgemahnt, den bereits bedrohten Kreisen zu Hilfe zu eilen. Vom Kaiser ward der Reichstag in Kenntniß gesetzt, daß außer den Truppen, welche er in seiner Eigenschaft als König von Ungarn und Böhmen gegen Frankreich bestimmt habe, von ihm noch 20 Bataillone Infanterie und 12 Divisionen (zu 2 Schwadronen) Reiterei in die Gegend von Nürnberg beordnet worden seyen, als der Kern der zu bildenden Reichsarmee. Am 23. November endlich erließ der Reichstag sein Gutachten, worin das Triplum des Kontingentes und die Zahlung von 30 Römermonaten*) dekretirt wurden. Drei Tage nachher erklärte auch der König von Preußen, daß er als Kurfürst von Brandenburg noch eine zweite Armee an den Rhein senden werde. Das Gutachten wurde genehmigt und am 22. Dezember zum Reichsschluß, oder Reichsgesez erhoben, beinahe 7 Monate, nachdem die Franzosen durch die Besazung des Bisthums Basel die ersten Feindseligkeiten wider das Reich verübt.

Es war dies die letzte Kriegserklärung, welche das mächtige und einst so gefürchtete deutsche Reich erlassen sollte, und darum mögen die wesentlichsten der übrigens wenig verbreiteten Aktenstücke hier einen Platz finden.

I. Beschluß des Kurfürstenrathes.

„Nachdem man im kurfürstlichen Kollegium das am 7. September abhin zur öffent„lichen Diktatur gelangte kaiserliche allergnädigste Hofdekret vom 1. des nemlichen Monats „zur Berathung gezogen hat; so ist dafür gehalten und beschlossen worden, daß Ihro „röm. kaiserlichen Majestät für die reichsoberhauptliche Sorgfalt, welche Allerhöchstdieselbe „für die Sicherheit und Erhaltung des deutschen Vaterlandes hiebey preiswürdigst tragen, „der allerunterthänigste Dank zu erstatten, und weil die vor Augen liegende, und täglich „mehr zunehmende Gefahr des Reichs keinen Verschub in der vereinigten Zusammen„setzung des Reichs-Wehr und Vertheidigungsstandes erleide, einsweilen insoweit, und „mit Vorbehalt des hiernächst noch zu erstattenden umständlichen Gutachtens auf die in „dem allerhöchsten Hofdekrete vorgelegte mehrere Punkte der Antrag dahin zu machen „sey, daß zur schleunigen Befreiung und Rettung der auf so manche Art bedrängten „Reichskreise uud Stände so, wie zur Defension der noch ferners bedroheten Reichslande „und überhaupt zur völligen Sicherheit des gesammten Reichs und seiner Gränzen, in „Gemäßheit des bestehenden allgemeinen Reichs-Verbandes, und der insbesondere itzo ein„tretenden gemeinsamen Reichsgarantie das Triplum des Reichs- und Kreis-Militärs „nach dem Fuß der für dermalen wiederum anbeliebten und im Reichsgutachten vom „30. August 1681 für einen jeden der gesammten Reichskreise einverständlich angenom„menen Repartition mit guter wohlgerüsteter Mannschaft auf das unverzüglichste von „allen Reichskreisen und Ständen herzustellen, mit Proviant so, wie überhaupt mit aller „Nothdurft und Erforderniß wohl zu versehen, und an Ihro kaiserliche Majestät und

*) Wie bereits angeführt, betrug ein Römermonat 4 fl. für jeden zu stellenden Fußknecht, und 12 fl. für den Reiter.

„an das hiernächst anzuordnende Reichs-General-Commando (dessen Bestimmung jedoch „für dermalen eben so, wie dessen eigene Verpflichtung für kaiserliche Majestät und das „Reich, Allerhöchst-Ihro andurch überlassen werde) anzuweisen sey, um alle diese Reichs- „und Kreistruppen ohne Aufenthalt und Ausnahme nach erheischender Nothdurft und „Sicherheit des deutschen Vaterlandes an bestimmende Orte und Ende anziehen zu lassen „Zu wessen desto wirksamerer Erzielung dann auch dasjenige, was zu dieser eilenden „Anstalt annoch weiters gehörig ist, oder sonst der Dienst der Armee und das allgemeine „Beste dringlich erheischet, Ihro kaiserlichen Majestät und Allerhöchst-Ihro provisorischen „Vorkehre nach Maas der schon bestehenden und noch anwendbaren vordern gesetzlichen „Anordnungen anheimzustellen, und alles dieses sofort Mittels eines einsweiligen Reichs- „gutachtens an kaiserliche Majestät auf das schleunigste einzubefördern, zugleich aber auch „diesem das ehrerbietigste Ersuchen um die ungesäumte Erlassung der erforderlichen „reichsoberamtlichen Ausschreiben an die sämmtlichen Kreise mit dem Anhange allerunter- „thänigst noch beizufügen wäre, daß Allerhöchstdieselbe geruhen wollen, sowohl hievon „als auch von den übrigen in oberwähntem Maas ergehenden weiteren Vorkehrungen „von Zeit zu Zeit dem versammelten Reiche die allergnädigste Mittheilung zugehen „zu lassen."

Ziemlich gleichlautend hiemit sind die Beschlüsse II und III des Fürsten- und des Städterathes. — No. IV, das hieraus gebildete Reichsgutachten, wiederholt wörtlich den Inhalt des Kurfürstenbeschlusses.

Unterm 22. Dezember erfolgte hierauf No. V das kaiserliche Ratificationsdekret:

Sr. Römisch Kaiserl. Maj. wollen die unzähligen Gewaltthätigkeiten bey der allgemeinen Notorietät derselben, nicht wiederholen, welche Deutschland und dessen Angehörige seit den im Monate August des Jahrs 1789 ergangenen berüchtigten französischen Dekreten bis jetzt, auf eine unter Staaten beyspiellose Weise, durch die Völkerrechtswidrigsten Handlungen erlitten haben, und die endlich die Langmüthigkeit des Reichs reitzen müssen, ebengedachtes allerunterthänigste Gutachten an das Reichsoberhaupt zu erlassen. Allerhöchst Sie erkennen mit dem geneigtesten Dank nicht nur den ganzen Werth desselben, und der dadurch von Churfürsten, Fürsten und Ständen, und ihren darzu mitwirkenden fürtrefflichen Räthen, Botschaftern und Gesandten dem deutschen Vaterlande erwiesenen Reichspatriotischen Anhänglichkeit und Treue, sondern bezeugen auch noch besonders Ihr eigenes allergnädigstes Wohlgefallen über die zutrauensvolle Erklärung, mit welcher Churfürsten, Fürsten und Stände sowohl die Bestimmung des Reichs-General-Commando, als auch die weitere Anordnung anderer Maaßregeln Allerhöchst-Ihrer reichsväterlichen Sorgfalt übertragen hätten.

Kraft der von Sr. Majestät beschwornen Wahlcapitulation liege es Ihnen ob, und schon aus dem Begriffe eines Oberhauptes folge es, alle und jede Reichsglieder, unmittelbare oder mittelbare, nach Kräften zu beschützen, derer aber nun mehrere, theils dem despotischen Drucke neuphilosophischer Machtsprüche, theils allen andern Arten von Gewaltthätigkeiten unterlägen, und das unglückliche Opfer derselben geworden seyen. Höchstihnen liege es kraft Wahlvertrags ob, einen jeden bey seinem Stande und Wesen zu erhalten, und nichts zu gestatten, wodurch die öffentliche Ruhe gestört oder der Umsturz der deutschen Reichsverfassung befördert werde; da es hingegen anderer Seits als eine Wohlthat für die leidende Menschheit, als ein unsterbliches Verdienst gepriesen werde, alle Unterthanen wider ihre verfassungsmäßige Obrigkeiten aufzuwiegeln, und die bisherigen Bande der gesellschaftlichen Ordnung aufzulösen, ja ohne weitere Rücksicht auf die verschiedenen Gemüthsarten der Bewohner und andere theils physische theils politische Einflüsse, durch alle Arten von Machinationen selbst gegen den freyen Willen sich glücklich fühlender Unterthanen alle europäische Staatengesellschaften in eine Regie-

rungsform umzuschaffen, obgleich selbst diese erst seit einigen Monaten im Reiche der Neuerungen unter einem Sturme der heftigsten Leidenschaften ihre Existenz erhalten habe, und alle nach einem Ideale zu organisiren, das noch zur Zeit weder vollendet noch weniger aber durch seine innere Güte aus Mangel einer beruhigenden Erfahrung als das Muster politischer Glückseligkeit, im Gegentheil als eine Quelle viel anarchischen Uebel erprobt sey. Allerhöchst-Ihnen liege es vermög Wahlvertrags ob, allen Fleiß zu verwenden, daß die Reichszugehörden erhalten würden; aber viele davon, beynahe ganze Kreise seyen bereits in Feindes Händen und stehen ohne eine nachdrückliche gemeinsame Gegenwehr in Gefahr, durch Aufwiegelungen und Waffen auf immer, nach des Feindes selbst eigenen lauten Aeusserungen, vom deutschen Reichskörper abgelößt zu werden. Und Sr. kaiserl. Maj. als des gesetzlichen Vollstreckers aller Reichssatzungen übernommene und ausdrückliche Pflicht sey es, namentlich den Landfrieden, und die gegen innere sowohl als auswärtige Feinde gerichtete Reichsexecutionsordnung zu handhaben von welchen das in der gegenwärtigen dringenden Noth abgefaßte Reichsgutachten als ein verfassungsmäßiger Ausfluß anzusehen sey; Allerhöchst Sie fänden daher keinen Anstand, erwähntes in einer solch patriotischen und gesetzmäßigen Entschliessung zur schleunigen Befreyung und Rettung der auf so manche Art bedrängten Reichskreise und Stände, zur Defension der noch ferners bedrohten Reichslande, und überhaupt zur völligen Sicherheit des gesamten Reichs und seiner Grenzen abgefaßtes Reichsgutachten nach seinem ganzen Inhalte allergnädigst zu genehmigen, und eben dadurch demselben kraft kaiserlicher Autorität die Wirkung eines allgemeinen verbindlichen Reichsschlusses beizulegen rc. rc.

No. VI war die kaiserliche Aufmahnung an die kreisausschreibenden Fürsten.

No. VII das kaiserliche Einberufungsmandat an alle Reichsunterthanen, welche zur Zeit in Diensten des Feindes stehen sollten.

No. VIII das kaiserliche Verwarungsmandat gegen Lieferung von Kriegsmaterial an den Feind.

Wie ernst und feierlich all dies ausgesprochen worden, es waren für das damalige deutsche Reich der Worte noch nicht genug. Nachdem an der ganzen Westgränze des Reiches schon wochenlang die Luft vom Kanonendonner erzitterte, hatte man sich unterm 23. März 1793 zu einem allerletzten Gutachten vereinigt, dem am nächsten 30. April wieder die kaiserliche Ratification folgte.

Dekretirt war endlich die Armee, aber gewaltig viel fehlte, daß die 120,000 Mann wirklich auf die Beine kamen, oder daß der Geldbetrag in die Reichs-Operationskasse geflossen wäre. Zunächst stritt man sich wieder über den Austheiler. Der Gesammtbetrag eines Römermonates ward von 128,000 fl. herabgesezt auf 50,000 fl. Aber von den 1,500,000 fl. welche hiernach bezahlt werden sollten, wurden wieder nur 1,280,000 flüssig.

Auch andere böse Vorzeichen machten sich bemerklich; so war Baiern daran, einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich abzuschließen und konnte nur durch die nachdrücklichsten Vorstellungen von Seiten des Reichskanzlers davon abgebracht werden.

Aber auch bei gutem Willen waren viele Reichsstände gar nicht mehr in der Lage gleich Truppen marschiren lassen zu können. Dies hatte den Kaiser zur





Garde du Corps.

1772.



Garde  **du Corps.**

1772.

Straßburg, gedruckt bei G. Silbermann.

Verlag der Herder'schen Buchhandlung in Carlsruhe.

Errichtung einer „Reluitionskasse" bewogen, wohin für jeden zu stellenden Infanteristen 100 fl. und für jeden Reiter 300 fl. bezahlt werden sollte.

Mit dem Geld dieser Kasse wollte man 4500 Darmstädter in den Sold des Reichs nehmen, dann 1800 französische Emigranten unter Prinz Rohan und 1200 weitere unter Dümouriez.

Überhaupt hatte in dem Jahr 1793 der Krieg die Form eines mittelst „Subsidien" geführten Unternehmens erhalten.

England war jetzt die Seele der Koalition geworden, denn der Nationalkonvent hatte unterm 1. Februar dem König des Insellandes, wie dem Statthalter der Niederlande förmlichen Krieg erklärt, so auch am 7. März der Krone Spanien.

Ueberall, wo es anging, war England bedacht, Verträge zu schließen, über Stellung von Truppen zum Krieg wider Frankreich, gegen „Subsidien", das heißt, gegen Ersatz der Kosten und noch einigen baaren Überschuß. Aber auch überall, wo es angieng, war dies Geschäft noch Anlaß zu weiteren Verträgen, welche dem Handel und der Schifffahrt Brittanien's große Vortheile zuwenden mußten, oder wenigstens Begünstigungen gegenüber anderen handeltreibenden Nationen. So erscheinen die ungeheuren Summen, welche jenes Handelsvolk zum Krieg aufgewendet, doch nur als ein Anlagekapital zur Förderung seines eigenen materiellen Wohlstandes.

Von solcher Art war der Vertrag England's mit Sardinien, welches versprach, während des Krieges eine Armee von 50,000 Mann auf den Beinen zu erhalten, wogegen England jährlich eine Subsidie von 200,000 Pfund Sterling zu zahlen sich anheischig gemacht.

Dann ein ähnliches Übereinkommen mit Spanien, mit Portugal, mit Neapel. Doch die ernsteste Seite hatte das Übereinkommen mit Rußland, welches dem gierigen Inselvolk einen Brocken vorwarf, um dann bei seinen Absichten gegen Polen freie Hand zu behalten. Denn dieser Vertrag war der erste Schritt England's nach seinem unverrückten Ziel, während des eigenen Krieges, auch den Handel der neutralen Staaten zu vernichten.

In Deutschland hatten die Engländer vorerst nur Soldaten zu holen. Handel und Seefahrt dieses Reiches machten ihnen noch keine Sorge. Unterm 4. März nahm England von dem Kurfürsten von Hannover ein Korps von 15,000 Mann in Sold, dem später (1794) noch 5000 Mann beigefügt wurden. Den 10. ward zu Kassel ein Vertrag abgeschlossen, wonach es 8000 Hessen, später 12,000, in Sold nahm, gegen eine Subsidie, bestehend in einmaliger Zahlung von 80 Kronen Banko für jeden Reiter, und 50 für den Infanteristen, dann während 3 Jahren einer jährlichen Zahlung von 225,000 Kronen.

Auch mit dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden schloß England einen Subsidienvertrag wegen Stellung von 750 Mann, unter den gleichen Bedingungen wie mit Kurhessen. Eben so ward mit dem Landgrafen von Hessen-

Darmstadt ein Übereinkommen getroffen, wonach dieser Fürst 3000 Mann in englischen Sold gab.

Aber was in den Tagen Ludwigs von Baden oder Eugens von Savoyen noch ausgeführt worden, kam jetzt nicht mehr zu Stande, das ist ein deutsches Reichsheer. Wohl ernannte man den Prinzen von Koburg zum Reichs-Feldmarschall, allein die Kontingente der einzelnen Stände wurden der östereichischen, oder der preußischen Armee zugetheilt.

Es wird nicht überflüssig seyn, hier nochmals zu erinnnern, daß in den vorliegenden Kreisen die Stände ihrer Heerpflicht gegen das Reich Genüge thaten, durch die Stellung der Kreiskontingente.

Der schwäbische Kreis unterhielt damals 4 Infanterie-Regimenter, 1 Grenadierkorps und 2 Reiter-Regimenter (1 Regiment Kürassiere 1 Reg. Dragoner). Die Artillerie wurde theilweise nach besonderer Vereinbarung gestellt, und zwar wie früher von Würtemberg und von Ulm.

Außer der Betheiligung bei dem Kreiskontingente hielten die Reichsfürsten noch besondere „Haustruppen.“

Von diesen Haustruppen wurden häufig einzelne Kompagnien, oder ganze Bataillone den Kreisregimentern zugetheilt, wenn diese beweglich gemacht werden sollten.

Das markgräfl. badische Korps bestand aus folgenden Abtheilungen: Garde du Korps (Dragoner) im Frieden 60, auf dem Kriegsfuß 100 Mann.

Eine Schwadron Husaren von 100 Mann; zu Karlruhe und Rastatt in Garnison. Die Husaren hatten in Friedenszeiten den Dienst von Landreitern oder Gensdarmen zu versehen, in denjenigen Stücken, welche sich auf die Handhabung der Sicherheitspolizei bezogen. Es läßt sich gewiß nicht verkennen, daß solch stetes Bereiten aller Wege und Stege des Landes, bei Tag und bei Nacht selbst in rein militärischer Hinsicht viel Gutes haben mußte.

Das Leibregiment, aus 1 Grenadier- und 1 Musketier-Bataillon bestehend, im Frieden 1000, auf dem Kriegsfuß 1200 Mann zählend. Garnison Karlsruhe. Zwei Füsilierbataillone. 1tes Bataillon Erbprinz, Garnison Durlach. 2tes Bataillon Rastatt, Garnison daselbst.

Kanoniere 100 Mann.

Invaliden 300 Mann; zu Bühl, Steinbach, Ettlingen, Stein, Durlach und Pforzheim garnisonirt.

Gleich zu Anfang des Krieges beschäftigte man sich mit der Aufstellung einer Landwehr, oder eines Landaufgebotes. Dieselbe sollte aus den waffenfähigen ledigen Leuten von 19 bis 50 Jahren gewählt seyn. Jedes „Amt“ (mit Ausnahme der überrheinischen) hatte eine Kompagnie zu stellen. Die Wehrmänner der unteren Markgrafschaft waren in drei Brigaden getheilt, jede von 3000 Mann. — Die Städte lieferten besondere Kontingente, woraus ein Korps von 1700 Mann formirt ward.

Aus den Landleuten des Beurerthales hatte man eine Schützenkompagnie errichtet, und eine gleiche aus dem sämmtlichen hiezu brauchbaren Forst- und Jagdpersonal.

Von dem ertheilten Artikelsbrief soll hier nur angeführt werden, daß Prügelstrafe für die Landwehrmänner untersagt war, und daß alle Vergehen so viel wie immer möglich, zur Aburtheilung vor den ordentlichen Richter gebracht werden sollten.

Dem Major Medicus von den Husaren war die Einrichtung des Ganzen übertragen, und nach den vorhandenen Berichten ist nicht zu verkennen, daß die Bevölkerung dem Vertrauen, was man in sie gesetzt, mit Bereitwilligkeit entgegengekommen. Es ward viel und eifrig exerziert, und nach kurzem waren Kompagnien dienstfähig *).

Das Kontingent in der oberen Markgrafschaft war dem Aufgebot des

---

*) Folgendes der Austheiler in der unteren Markgrafschaft.

Namen der Ämter.	Zahl der Mannschaft.
Karlsruhe	345
Durlach	233
Stein	288
Pforzheim	355
Ettlingen	264
Rastatt	455
Baden	178
Yberg	578
Grafschaft Eberstein	285
Frauenalb mit Ersingen und Bilfingen	237
	9000

Stadtaufgebot.

Namen der Städte.	Zahl der Mannschaft.
Karlsruhe	305
Mühlburg	40
Durlach	245
Pforzheim	375
Ettlingen	170
Rastatt	265
Kuppenheim	55
Baden	180
Steinbach	65
	1700

In Reserve blieben waffenfähige Leute aus den Ämtern 5851 Mann; aus der Städten 3700.

Nachstehende Liste der zwölf Kompagniekommandanten der 2. Brigade hat vielleicht für die Familien der Genannten Interesse. Es waren: Zollinspektor Odenwald zu Ettlingen, Amtsaktuar Bossi, Buchhalter Wenkenbach, Theilungskommissär Siegel, Amtsaktuarius Eisenlohr zu Pforzheim, Forstscribent Leißler, Ingenieur Ludwig zu Rastatt, Theilungskommissär Hennig daselbst, Buchhalter Sievert daselbst, Scribent Rößler daselbst, Schütz daselbst, Leuchsenring daselbst.

Brigade-Adjudanten waren: I. Oberamtsaktuar Cnefelius zu Karlsruhe. II. Ingenieur Müller, III. Ingenieur Wieland.

gesammten Oberlandes zugetheilt. Hiezu stellte Baden 6000 Mann, Fürstenberg desgleichen 6000, das Breisgau und der Schwarzwald 16,000.

Die Stadt Freiburg hat für sich allein ein Korps von 522 Mann gebildet, worunter eine Kompagnie Scharfschützen von 160 Mann. Kommandant war der Stadtrath Galura. Auch eine Anzahl Studenten nebst den Professoren Merdens und Albrecht hatten sich einschreiben lassen.

Eine eigenthümliche Frage, welche wieder die Zeitverhältnisse treffend bezeichnet, ergab sich fast überall bei der Aufstellung der Landwehr, die Frage nämlich der Bewaffnung. In den Händen der Landleute befanden sich nirgends die genügende Zahl der Schießwaffen. Nun aber gab es unter den Beamten allerwärts viele, welche der Ansicht waren, daß es schon gut und löblich, wenn der Bauersmann zur Vertheidigung des Landes aufstehe, aber tüchtige Waffen ihm anzuvertrauen, habe doch seine bedenkliche Seite. Wirklich hatte man auch hie und da den Landleuten zugemuthet, mit Stöcken zum Exerzieren zu kommen, wozu diese allerdings nicht gern sich bequemten.

Als gegen Ende des Jahres die Linien bei Weissenburg von den Franzosen durchbrochen wurden und feindliche Einfälle in das Land jeden Augenblick zu befürchten standen, besetzte man die Rheinorte mit starken Abtheilungen des Landaufgebotes. Diese wurden alle fünf Tage gewechselt, und die Ablösenden übernehmen auch die Waffen der Abgelösten. Im darauf folgenden Jahr hatte übrigens im Badischen das ganze Aufgebot ordentliche Wehr.

Der Feldzug von 1793.

Zu Ende Januars hatten am Rhein die größeren Kriegshandlungen für dieses Jahr völlig aufgehört. Häufiger als gewöhnlich war die kurze Rast der Winterquatiere unterbrochen worden, durch das Gezänke der Vorposten oder durch einzelne Handstreiche, wie der Überfall des französischen Postens zu Höchst auf den Dreikönigstag, oder die feindlichen Übergangsversuche in der oberen Markgrafschaft Baden. — Mit unheimlichem Gefühl sah das Volk der Deutschen dem Verlaufe der Revolution zu, so wie den Vorbereitungen zum neuen Feldzug, und die allgemeine Beunruhigung konnte nur noch vergrößert werden, als nun auch die abgemachte Theilung des polnischen Reiches bekannt geworden.

Bis zur Verurtheilung des Königs war im Nationalkonvent zu Paris

noch immer derjenigen Partei das Wort geblieben, welche dem Wahn lebte, es werde ihr vergönnt seyn, die neue Staatsform zum Wohl des Ganzen ausbilden zu können, auf der Grundlage von Vernunft, Sittlichkeit und Mäßigung. Doch nur zu bald sollte offenbar werden, daß jenen Händen die Gewalt entronnen sey und übergegangen an die finstersten Mächte der Verneinung. Sie sollten sie jetzt schauen die Revolution in ihrer ganzen Furchtbarkeit; wie sie fessellos hinschreite über das Haupt des Königs, die Raserei vor sich herpeitschend, Vernichtung unter ihren Tritten, und das Entsetzen im Gefolge. Denn binnen kurzem war durch die vereinigten Seemächte die Schifffahrt, der Handel Frankreich's zu Grund gerichtet, der Gewerbfleiß gelähmt, der Geldmangel aufs Äußerste gestiegen. Bei der Sperre aller Gränzen mußten die öffentlichen Vorräthe zusammenschmelzen und der drohende Hunger sein verzweifelndes Haupt erheben. Verdächtig war bald jeder, der noch etwas besaß, und das Fallen der Köpfe aller Verdächtigen das tägliche Ergötzen des verwilderten Volkes.

Gewiß wäre es eine schöne Aufgabe für die alliirten Mächte gewesen, den Drachen niederzuwerfen, und die offenen Thore des Abgrundes wieder zu schließen. Aber die Selbstsucht saß unter den Räthen der Fürsten, der gegenseitige Argwohn mußte den Keim des Mißlingens in ihr Beginnen legen.

Zu Frankfurt hielt man unter Vorsitz Friedrich Wilhelms II am 6. Februar eine Kriegskonferenz, welcher der Herzog Friedrich von Braunschweig-Öls anwohnte, dann der kaiserliche Feldmarschall Prinz von Koburg und der Feldzeugmeister Fürst von Hohenlohe-Kirchberg. Hier war man übereingekommen, daß Prinz Koburg zuerst den Feind vom rechten Ufer der Maas vertreiben, und das belagerte Maastricht entsetzen solle; ein preußisches Korps unter dem Herzog Friedrich werde dabei mitwirken, so wie das hanöverische Kontingent. Wenn dies erreicht sey, sollten hier die Operationen einstweilen eingestellt bleiben, bis Mainz gefallen, dessen Belagerung inzwischen durch das preußische Hauptheer unternommen werde. Zu dem Ende sollte die Armee unter dem regierenden Herzog von Braunschweig den Rhein zwischen Bacharach und Rheinfels überschreiten, die Franzosen aus ihrer Stellung zwischen Bingen und Kreuznach vertreiben, über den Hundsrück und den Alzeyer Gau gegen Frankenthal und Worms dringen, um den Feind von Mainz abzuschneiden und seine Truppenschnur am Rhein zu sprengen. Alsdann werde der k. k. General der Kavallerie Graf Wurmser mit seinem Armeekorps den Rhein bei Mannheim passiren, die geschlagene feindliche Rheinarmee gegen die preußische hindrücken, oder den Gegner hinter seine Linien an die Lauter zurückwerfen. Zum Schutze der Belagerungsarmee vor Mainz sollte ein Beobachtungsheer gebildet werden, zu welchem Prinz Koburg, sobald er an die Maas vorgedrungen, 15,000 Mann hergeben wolle.

Man sieht, daß das ganze Übereinkommen nur auf die ersten Handlungen des Krieges Bezug hatte, und daß die zwei Hauptmächte freie Hand behalten wollten, späterhin ihren Sonderinteressen gemäß zu handeln.

Begebenheiten in den Niederlanden.

Bereits im Januar hatte Dümouriez einen raschen unvorgesehenen Zug gegen Holland unternommen, einen Zug, der seiner Kühnheit wegen bewunderungswürdig erscheint. Seine gesammte „Armee" zählte 13,700 Mann, worunter nur 2 Bataillone Linientruppen (das übrige Fußvolk waren Nationalgarden) und nur 3 Bataillone, welche den vorigen Feldzug mitgemacht; alle übrigen bestanden aus blutjungen Leuten. Die Reiterei zählte 1000 Pferde; der Geschützpark hatte 16 Positionsstücke, nebst 20 Regimentsstücken. Vielen Soldaten mangelten Schuhe und Tornister, selbst die Flinten, allen aber die Kriegszucht. Geld hatte das Heer keines, auch keine Magazine, kein Kriegskommissariat, oder sonst jemanden, welcher für den Unterhalt der Truppen gesorgt hätte.

Allein Dümouriez war von den Zuständen in Holland vollkommen unterrichtet, er wußte, daß man nirgends auf einen Angriff vorbereitet sey, und so gelang es ihm, am 25. Februar Breda zu nehmen, dessen Kommandant beinahe keinen Widerstand leistete. Am 15. März hatte auch Gertruydenburg kapitulirt. Unterdessen war Prinz Koburg bei dem kaiserlichen Heer angelangt, und die Korps der Alliirten hatten sich gesammelt. Auch den Franzosen waren bedeutende Verstärkungen zugegangen, und nun folgten die Schläge rasch aufeinander.

Prinz Koburg war über die Rur gegangen. Seine Vorhut führte ein junger Held, bald der Stolz seines Vaterlandes, der Retter deutschen Feldherrnruhmes. Bei Aldenhoven errang der Erzherzog Karl von Österreich den ersten Lorbeer. Dieser Tag (1. März) nöthigte den französischen Feldherrn die Belagerung von Maastricht aufzuheben, um mit allen seinen Kräften den Österreichern die Stirne zu bieten. Am 6. überschritten diese die Maas und nahmen Lüttich mit Sturm. Bei Neerwinden ward Dümouriez am 18. völlig geschlagen; am 22. bei Löwen; am 25. nahmen die Kaiserlichen Brüssel ein; Breda und Gertruydenburg fielen ihnen alsbald wieder zu, und die Franzosen mußten Belgien räumen.

In diese Zeit (Anfang April) fiel das bekannte verunglückte Unternehmen Dümouriez's, seine Armee im Verein mit der alliirten, nach Paris zu führen, dort der Schreckensherrschaft ein Ende zu machen, und eine legitime Regierung wieder einzuführen. Nur eine Zahl von Stabsoffizieren und einige Schwadronen Reiterei folgten ihm in's Lager der Alliirten, wie man überhaupt

wenige Beispiele hat, daß eine ganze Armee die Fahnen verlassen, zu welcher sie geschworen, um mit dem bisherigen Feind gemeinsame Sache zu machen. — Feldmarschall Koburg hatte in einem Manifest sich für Dümouriez's Plan ausgesprochen, und dabei erklärt, daß die Alliirten völlig uneigennützig, nur zur Wiederaufrichtung einer regelmäßigen Regierungsform in Frankreich den Krieg führten. Nach wenigen Tagen jedoch widerrief der kaiserliche Feldherr selber jene Meinungsäußerung.

Es läßt sich denken, in welchem Zustand die französischen Armee gewesen seyn mag, nach zwei verlornen Schlachten und der Flucht ihres Feldherrn mit dem ganzen Stabe. Entscheidenden Erfolg hätte jetzt ein allgemeiner nachdrücklicher Angriff der alliirten Streitkräfte haben müssen. Diese bestanden aus drei Armeen: 1. der kaiserlichen Hauptarmee unter Prinz Koburg, welche nahezu 50,000 Mann stark gewesen; 2. der Armee von Clerfayt von etwa 20,000 Mann, wobei ein Korps Preußen von 8000 Mann, unter dem General Knobelsdorf; 3. der Armee unter dem Herzog von York, welche aus 20,000 Engländer, 12,000 Hannoveranern und 8000 Hessen bestand. Die Holländer 17,000 Mann stark, und befehligt durch den Erbprinzen von Oranien, bildeten ein abgesondertes, von der englischen Armee abhängiges Korps. Diese große Streitmacht blieb indeß während des ganzen April's fast unthätig.

Den Oberbefehl über die Franzosen, deren Armee fortwährend verstärkt wurde, führte im Augenbick der General Dampierre. Er hatte anfänglich in einem Gefecht bei Famars (8. May) gegen Clerfayt einigen Erfolg, ward aber in dem Kampfe bei Raismes am 8. May durch eine Kanonenkugel getödet. Nach einer allgemeinen Schlacht und dem Sturm auf die Verschanzungen von Famars (23. May) stand den Alliirten der Weg in's Herz von Frankreich offen, allein sie entschieden sich Belagerungen zu unternehmen. Condé nnd Valenciennes wurden angegriffen.

Custine war indeß als Oberbefehlshaber zu der Nordarmee beordert worden, mit der Weisung um jeden Preis die zwei bedrohten wichtigen Plätze zu retten. Er machte hiezu mehrere vergebliche Angriffe und ward dann, um hingerichtet zu werden, nach Paris berufen.

Condé ergab sich am 10. July an den Herzog Ferdinand von Würtemberg. — Die Belagerung von Valenciennes befehligte der Herzog von York, unter ihm die kaiserlichen Generale Ferraris und Untenberger. Am 28. desselben Monats fiel auch diese große Veste. Prinz Koburg ließ sowohl in Condé als Valenciennes die kaiserlichen Adler anschlagen und nahm die Plätze im Namen des Kaisers in Besitz; zugleich ward eine kaiserliche Kommission zur Verwaltung der eroberten Länder eingesetzt. Gegen diese begonnene Zerstücklung Frankreich's glaubten selbst die Emigranten protestiren zu müssen, alle Welt aber mußte sehen, welche Absichten eigentlich das da-

malige Wiener Kabinet bei der Führung des Krieges leiteten. Daß man zu St. James ebenfalls nur auf Eroberungen ausgegangen, sollte unverweilt zu Tage kommen.

Die alliirte Armee in den Niederlanden war jetzt an 130,000 Mann stark, und fast überall siegreich. Da erklärte der Herzog von York: daß er von seinem Hof beauftragt sey, Dünkirchen wegzunehmen. Allerdings paßte diese Operation im mindesten nicht in den bisherigen Kriegsplan, sie konnte, selbst im Fall des Gelingens, auf den Verlauf des Feldzugs nur einen verderblichen Einfluß haben.

Allein Großbrittanien wollte bei dieser Gelegenheit einen Hafen auf dem Festlande erwerben, und nach einigem Sträuben verstand Prinz Koburg sich dazu, mit seiner Armee die projektirte Belagerung zu decken. So verließen die Alliirten selber den Sieg, welcher bis daher ihren Fahnen treu geblieben. Anstatt mit vereintem Nachdruck zu handeln, trennten sie sich wieder in abgesonderte Korps, und die Preußen unter Knobelsdorf verließen die Niederlanden, um zu den Ihrigen an die Saar zu ziehen.

Bei den Franzosen war jetzt der General Houchard, Custine's früherer Adjudant, und Nachfolger im Kommando der Moselarmee, Oberbefehlshaber der Nordarmee geworden. Er eilte Dünkirchen zu befreien. Nach einigen Unfällen gelang es ihm auch, am 8. September den General Wallmoden bei Hondscoote zu schlagen. In Folge dieses Sieges mußte die Belagerung der Hafenstadt aufgehoben werden, und in solcher Eile, daß die Engländer nicht einmal ihren Geschützpark zu retten vermochten. Indessen fiel die Veste Quesnoy am 11. in die Gewalt der Alliirten. Zwar hatte Houchard am 13. September die Holländer bei Mennin geschlagen, aber am 16. war er bei Courtray gegen den kaiserlichen General Beaulieu unterlegen, und somit hatte sein Regiment die Endschaft erreicht. Er war nach Paris berufen und dort nebst seinen Unterfeldherren Hedouville und Landrin geköpft.

Ende Septembers unternahm man noch die Belagerung von Maubeuge; sie mußte jedoch aufgehoben werden, in Folge der zweitägigen Schlacht von Wattignies, bei welcher die Kaiserlichen am Ende zurückgedrängt wurden, obgleich sie weniger eingebüßt als die Franzosen unter Jourdan, deren Verlust 2500 Mann und 27 Kanonen betrug, während ihre Gegner kein Stück zurückließen.

Als letzte Waffenthat dieses Feldzugs muß die Erstürmung von Marchiennes angeführt werden, wodurch die Vertheidigungslinie der Alliirten wieder geschlossen, und ihre Winterquartiere zwischen der Schelde und Sambre gesichert wurden. Kleinere, zum theil scharfe Gefechte fielen übrigens noch vor bis tief in den Winter.

Die steten Angriffe der Feinde hatten vorzüglich den Zweck, das Abrücken eines Theiles ihrer Macht nach der Vendée zu verdecken. Doch waren die-

selben so ununterbrochen, daß nur alle vier Wochen die Hälfte der alliirten Truppen in die Quartiere ziehen konnte, während die andere Hälfte Vorpostendienst thun mußte.

Am 29. Oktober war in Folge des Vertrages vom 21. September, das 2te Bataillon des Leibregiments von Karlsruhe nach den Niederlanden abmarschirt und in Köln unter englischen Befehl getreten. Bei Ypern angekommen, war es dieser Abtheilung sogleich vergönnt, sich vor dem Feind zu versuchen, und unterm 14. Dezember geschah seiner bereits in einem Tagsbefehl des Herzogs von York belobender Erwähnung.

Am Rhein.

Belagerung von Mainz.

Die Kunde von den Siegen der Alliirten bei Aldenhoven, bei Aachen, Tongern, Lüttich und Ruremond, mußten für Friedrich Wilhelm II hinlänglicher Beweggrund seyn, nicht länger unthätig zu bleiben. Am 8. März war Königstein gefallen, der letzte Punkt, welchen die Feinde außer den Vorwerken von Mainz, noch auf dem rechten Rheinufer besetzt gehalten. Unterm 10. hatte der König an Koburg geschrieben, „daß er, angeregt durch den glücklichen Erfolg der kaiserlichen Waffen, obschon seine Truppen noch mit ihren Retablissements beschäftigt seyen, mit der ganzen Armee über den Rhein ziehen und Mainz einschließen werde."

Im letzten Feldzuge hatten die Preußen 47 Bataillone und 70 Schwadronen gegen den Feind stehen; sie waren jetzt mit 10 Bataillonen und ebensoviel Schwadronen verstärkt worden. Doch betrug die Gesammtzahl nicht über 47,000 Mann, weil die Korps nur unvollzählig gewesen.

Von diesen stand ein kleinerer Theil bei Koblenz auf dem linken Moselufer, die Hauptmacht kantonirte in der Gegend von Frankfurt. Eine der Brigaden dieses Heeres führte ein badischer Prinz, dem gewieß keine Ahnung aufstieg, daß am Ende des langen Kampfes, den so eifrigst zu beginnen er im Begriff stand, sein Haupt eine großherzogliche Krone schmücken sollte.

Zu dem preußischen Heer stießen noch 6000 Hessen, 5500 Sachsen.

Folgendes war am Rhein die feindliche Macht: die Moselarmee von Lingeville befehligt, 25,000 Mann stark, kantonirte hinter der Saar, hatte jedoch seit Anfang Februars mit einer Division das Zweibrück'sche besetzt. In Mainz lagen 14,000 Mann; Mannheim gegenüber 15,000, unter den Generalen Mounier und Beauharnais. Unter dem Obergeneral Custine standen 23,000 Mann zwischen Bingen und Kreuznach; hievon war eine Abtheilung von 6000 Mann

unter Neuwinger gegen Stromberg entsendet. Rechnet man von dieser Gesammtstärke die Besatzungen ab (außer der von Mainz), mögen den Alliirten etwa 77,000 Franzosen entgegengestanden seyn. In welchem Zustand aber, dazu kann Dümouriez's Armee bei seinem Einbruch in Holland einen Beleg geben. Doch in dem Kriege selber lernten sie bald das Kriegführen.

Der König von Preußen wünschte bei Mannheim über den Rhein zu setzen, doch Kurpfalz, noch immer Neutralitätsgedanken hegend, widersetzte sich dem Durchmarsch. Neben einigen Scheinanstalten wurden dann die ernstlichen Vorbereitungen zum Übergang bei Bacharach getroffen, wo dieser auch am 25., 26. und 27. März statt fand, nachdem man am 24. mit Kanonendonner die Viktoria von Neerwinden gefeiert hatte.

Zur Berennung von Kastel waren unter General Schönfeld 16,000 Mann Preußen, Hessen und Sachsen zurückgeblieben.

Den ersten Streich führte der König gegen das Korps unter Neuwinger bei Stromberg. Dann wollte man Kreuznach angreifen, wo Custine mit der feindlichen Hauptmacht, die Stadt und den Fluß im Rücken, gelagert war. General Kalkreuth, unterstützt durch ein östereichischen Korps von 9000 Mann, überschritt die Nahe bei Oberstein und griff sofort die Franzosen an, welche mit einem Verlust von 6 Kanonen geworfen wurden. Unter den Gefangenen, welche den preußischen Reitern in die Hände fielen, war auch der General Neuwinger, ein Mann, der „in Sitte, Haltung und Ausrüstung den braven alten Unteroffizier nicht verläugnete," wie ein Zeitgenosse von ihm sagte. Denselben Abend ward Bingen mit Sturm genommen. Custine, die Schwäche seiner Soldaten erkennend, verließ nun eilig seine, auch übel gewählte, Stellung in der Nacht, um sich auf Worms zurückzuziehen. In Mainz blieb eine Garnison von 14,000 Mann und der General Doyré als Befehlshaber. Obgleich die preußischen Generale ihre Soldaten nur bedächtig vorwärts führten, unter Beobachtung alles Herkommens bei Märschen und Bewegungen, konnten doch große Vorräthe an Futter und Lebensmitteln zu Worms, Frankenthal und Speier von den Franzosen nicht mehr fortgebracht werden. Custine ließ sie zum großen Schaden verbrennen. Bei Pfeddersheim kam es wieder zwischen den Korps des Herzogs von Braunschweig und der feindlichen Nachhut unter Houchard zu einem Schlage, wobei die Franzosen sich tapfer wehrten und so viel gewannen, daß sie den Rückzug unverfolgt fortsetzen konnten.

Inzwischen hatte der kaiserliche General der Kavallerie Graf Wurmser, dessen Truppen von der Pfinz bis zum Main in Kantonirungen gelegen, diese gesammelt und am 31. bei Pfetsch (zwischen Mannheim und Speier) den Rhein überschritten. Doch war es zu spät, den Franzosen ihren Rückzug abzuschneiden; diese, vor Wurmser's Truppen zurückweichend, blieben diesen Tag an dem Speierbach in Beiwacht, gingen dann bis Landau zurück und nahmen drei Tage später ihre Stellung hinter der Lauter in den berühmten

Linien. Eine Vorhut von 6000 Mann stand hinter dem Otterbach bei Freckenfeld, die Verbindung mit Landau zu vermitteln.

Mainz war nun von der Mosel- und Rheinarme abgeschnitten und den Kräften seiner Besatzung überlassen. Es war am Abend des 30. März, die Truppen des Hohenloh'schen Korps hatten Quartiere in den schönen Dörfern um Mainz gefunden, das Hauptquartier des Königs war zu Alsheim und alles bereits in tiefer Ruhe, als eine Heersäule von 8000 Mann mit einem Geschützzug, welche Custine aus der Festung noch an sich ziehen wollte, über Oppenheim mitten in dem preußischen Quartierbezirk erschien. Es hätte hier Friedrich Wilhelm II begegnen können, was der Sage nach seinem königlichen Oheim zugestoßen, daß er einstmalen unter einer Brücke verborgen gewesen, als östereichische Husaren hinüberritten. Daß in Alsheim feindliche Jäger zu Pferd vor des Königs Quartier vorübergekommen, scheint gewiß. Doch trafen die Feinde glücklicherweise auf das Regiment Hohenlohe, welches während der Dämmerung noch in seinen Standort zu marschiren im Begriffe war. Der tapfere Kommandeur, Oberst v. Sanitz, besann sich keinen Augenblick, ließ aufmarschiren, feuern, und mit gefälltem Gewehr darauf losgehen. Die Regimentsstücke auf der Landstraße donnerten einen Kartätschengruß, und so wurden die Feinde, welche solcher Begegnung sich nicht versahen, wieder über Oppenheim nach Mainz zurückgedrängt. Die Besatzung dieses Platzes stieg dadurch auf 22,000 Mann, welches den Feinden erlaubte, in weitem Kreis um den Platz sich festzusetzen. Doch war andererseits diese überstarke Besatzung genöthigt, auf freiem Feld zu kampiren.

Die Einschließung dieses Platzes wurde sofort durch den General Kalkreuth vollendet, um später in eine förmliche Belagerung umgewandelt zu werden. — Folgende Stellung hatte während dieser Zeit das Beobachtungsheer: Wurmser's Korps, den linken Flügel bildend, lehnte seine Flanke bei Lingenfeld (oberhalb Germersheim) an den Rhein, die rechte an Fischlingen. Vortruppen waren bis an den Queich geschoben. Die Mitte hatte der Herzog von Braunschweig bei Edenkoben eingenommen, mit 15 Bataillonen und 30 Schwadronen. Auf dem rechten Flügel hatte der Erbprinz von Hohenlohe mit 15 Bataillonen und 28 Schwadronen eine Postenkette vom Karlsberg, einem Lustschloß des Herzogs von Zweibrücken, über Landstuhl, Kaiserslautern bis Frankenstein. Des Königs von Preußen Hauptquatier war zu Guntersblum, mit einer Besatzung von 3 Bataillonen und 18 Schwadronen. Durch Rücksichtsnahmen aller Art, war man dahingekommen, die Armee in eine Schnur von 15 bis 20 Meilen Länge auseinander zu ziehen.

Das Zurückweichen der Franzosen hinter die Lauter, welches nahe zusammentraf mit Dümouriez's Entweichung und den Unfällen der Nordarmee, hatte den Konvent in Paris zu neuen Anstrengungen aufgeschreckt, und den-

selben bestimmt, vorerst den Befehl der Moselarmee an Houchard zu übertragen, welche jedoch unter Custine gestellt blieb.

Die ganze Armee vor Mainz zählte anfänglich nur 42,835 Mann, offenbar zu wenig, eine Besatzung von 22,000 Mann*) in einer Veste ersten Ranges zu belagern.

Der Monat May war verlaufen unter wiederholten Angriffen auf die feindlichen Posten zu Weissenau, Zahlbach, Kostheim. — Im Juny waren an Verstärkungen beim Belagerungsheer weiter eingetroffen: 3000 Darmstädter, 6 Bataillonen Österreicher, 1800 Pfälzer, endlich auch aus Holland und Magdeburg der nöthige Belagerungspark, in 145 Kanonen und 78 Wurfstücken bestehend. Jetzt schritt man zu den eigentlichen Belagerungsarbeiten. Die südöstliche Seite der Stadt ward zur Angriffsfronte erwählt, obgleich sie durch eine doppelte Umfassung geschützt war. Denn der Boden auf der Nordwestseite, wo man sich auch genugsam hätte ausdehnen können, war überschwemmbar, und darum den Schanzarbeiten zu ungünstig. In der Nacht vom 18. Juny ward, noch diesseits Weissenau, auf 600 Klafter vom äußern bedeckten Weg eine Verbindungs-Parallele eröffnet, d. i. ein mit den Wällen ziemlich gleichgehender Laufgrabenzug.

Nachdem die erste Parallele bereits angelegt war, gelang es erst das Dorf Weissenau zu nehmen. Vier östereichische Bataillone erhielten hiezu den ehrenvolleu Auftrag, welchen sie auch unter den Augen des Königs von Preußen mit vollendeter Tapferkeit ausführten.

In der Nacht vom 12. July hatte man die zweite Parallele in Angriff genommen, und dieselbe in den folgenden Tagen auch vollendet.

Seit dem Einschließen der Stadt waren jetzt drei Monate verflossen. Die Kräfte der Soldaten hatten ununterbrochene Strapatzen nahezu erschöpft, namentlich bei den Belagerten, welche durch das fortwährende Kampiren in dem verschanzten Lager vor dem inneren Glacis stark mitgenommen waren, auch an Mehl und Arzneien Mangel litten.

Die feindlichen Armeen, durch bedeutende Verstärkungen vermehrt, zählten jetzt zusammen 100,000 Mann. Man durfte daher eines ernsten Versuches zum Entsatz von Mainz gewärtig seyn. Wirklich hatte die Rheinarmee, 60,000 Mann stark, sich am 19. July in Bewegung gesetzt. Sie war jetzt vom General Beauharnais befehligt, nachdem Custine's unmittelbarer Nachfolger General Dietmann vier Wochen das Kommando geführt. Der neue Feldhauptmann hatte die Östereicher unter Wurmser auch zurückgedrängt, war aber am 22. erst bis gegen von Edenkoben vorwärts gekommen.

*) Nämlich: Preußen und Sachsen 12,400 Mann, Östereicher 9200; sämmtlich unter Kalkreuth. Auf dem linken Mainufer, der Gustavsburg gegenüber, unter dem preußischen Oberst Ruchal, Preußen, Sachsen und pfälzische Jäger 3835 Mann. Vor Kastel unter Schönfeld, Preußen, Sachsen, Hessen-Kassler und Darmstädter 17,400 Mann.

Houchard mit der 40,000 Mann starken Moselarmee war etwas später aufgebrochen und an die Glan vorgerückt. Der Herzog von Braunschweig, über dieses Gegners Absicht noch im Zweifel, hatte bei Kaiserslautern Posto gefaßt und war nur über Neustadt mit Wurmser in Verbindung.

Der Augenblick schien den alliirten Generalen fast bedenklich, sie sahen die Früchte aller seitherigen Anstrengungen auf dem Spiel. Nur gewohnt in den Kriegshandlungen Märsche und Manöver zu erblicken, fiel es ihnen gar nicht in den Sinn, auch den Werth ihrer Soldaten in Rechnung zu nehmen. Daß ihre wohlexerzirten Leute in regelrechter Schlacht den Franzosen weit überlegen seyn mußten, daß diese keinen General hatten, welcher im Stand gewesen wäre, eine große Schlacht zu lenken; all' dies beachtete Keiner: sie sahen ein bedenkliches Manöver des Feindes, und gaben die Parthie schon verloren.

Sicher wäre es anders gegangen, hätte der König unmittelbar den Befehl geführt — da, zu ihrem Glück, kapitulirte Mainz (am 22.) und die aufathmenden Generale ermangelten nicht, die Nachricht unverweilt den feindlichen Feldherren mittheilen. Wie niedergedonnert waren diese von der unerwarteten Kunde, sie blieben einen Augenblick unbeweglich stehen, um dann den schnellsten Rückzug in ihre frühern Stellungen anzutreten.

Durchaus ohne Kunde von dem endlichen Heranrücken seiner Waffengenossen, hatte der Kommandant von Mainz kapitulirt, um noch günstige Bedingungen zu erhalten, weil nach wenigen Tagen längeren Widerstandes ihm nur in Aussicht stand, mit seinen übrigen 18,000 Mann sich als Kriegsgefangene ergeben zu müssen. So aber beeilte man sich der gesammten Mannschaft freien Abzug zu gestatten, mit allen Kriegsehren, nur gegen das Gelöbniß, ein Jahr lang nicht gegen die Alliirten fechten zu wollen. In Folge dessen, ward die Mainzer Garnison unmittelbar nach der Vendée beordert, wo die jetzt geübten Truppen, gegen die gefürchteten Aufständischen vorzügliche Dienste leisteten. An Gesammtverlust vor dem Feind zählten die Alliirten 497 Todte, worunter 42 Offiziere, 2220 Verwundete mit 97 Offizieren. Erbeutet hatte man 96 Kanonen, 20,000 Gewehre und 3,000 Zentner Pulver nebst vielem Getraide.

Unmittelbar nach Unterzeichnung der Kapitulation suchte man einige Abtheilungen des Belagerungskorps zur Verstärkung des Beobachtungheeres abzusenden. Nach erfolgter Übergabe bezog aber der größte Theil der preußischen Heere Kantonirungsquartiere *).

---

*) St. Cyr (**Mémoires**) äußert sich über die Belagerung von Mainz, es sey dies eines von den Begebnissen jenes denkwürdigen Krieges gewesen, vorzüglich geeignet zur Belehrung über die beste Art große Festungen zu vertheidigen. In dem damaligen Vertheidigungsausschuß wären zwei verschiedene Ansichten geltend gemacht worden.

„Nach der Ansicht des Kommandanten Doyré, eines Anhängers vom alten Systeme, sollte man sich hinter den Wällen wehren, und in diesen die Hauptvertheidigungskraft

Vorfallenheiten auf dem rechten Rheinufer.

Erstürmung der Weissenburger Linien.

Nachdem seit den ersten Tagen des April der französische Obergeneral seine Stellung hinter der Lauter genommen, so wie der kaiserliche Befehlshaber an dem Queich sich festgesetzt, mußte jeder Tag es deutlicher machen, wie Preußen und Österreich nach verschiedenen Beweggründen handelten. Eine nächste und natürlichste Folge solcher auseinanderlaufenden Interessen war Mangel an Entschiedenheit nicht nur im Handeln, sogar in den Entwürfen.

Selbst des kaiserlichen Generals, des Grafen Wurmser's Stellung zum König von Preußen war von solcher Art. „Ohne im eigentlichen Verstande zur königlich preußischen Armee angewiesen zu seyn, hat Graf Wurmser dennoch sich in allen Stücken nach der Direktion und Disposition, welche seine Majestät der König, oder des unter Höchstdemselben kommandirenden Herzogs von Braunschweig Durchlaucht, zu veranlassen für gut und nothwendig befinden sollte, zu benehmen. Nur in dem Falle einer großen oder augenscheinlicher Gefahr am Oberrhein wäre ein größerer oder kleinerer Theil, auch wohl das ganze Korps über den Rhein zurückzuziehen.“ So hieß es in der Instruktion, welche von dem Feldmarschall, Prinzen Koburg, für den Grafen Wurmser ausgestellt worden. Erwägt man nun die bedächtige und umsichtige Geistesrichtung des Herzogs, welcher gesinnt seyn mußte, eine wohl erworbene

---

suchen. Der Kommandant von Kastel, General Meunier welcher während der Belagerung getödtet ward, habe dagegen geltend gemacht, daß die Vertheidignng vorzüglich auf den Muth und die Thätigkeit der Besatzung gegründet werden müsse, indem diese aus den Vor- und Außenwerken fortwährende Ausfälle machen, und sich dann wieder unter das Geschütz des Platzes zurückziehen solle.“ – Wenn es gestattet ist, über einen derartigen Gegenstand der Kriegswissenschaft hier eine Meinung zu äußern, so möchte zu bedenken seyn, daß in einem belagerten Platz die Widerstandsfähigkeit der Besatzung, welche deren körperliche und geistige Kraft zu Faktoren hat, eine bestimmte Größe sey, ein gegebener Vorrath, von welchem die Ausgaben der Vertheidigung bestritten werden müßen. Nun aber ist gewiß nicht zu zweifeln, daß es der Zweck der Festungswerke sey, jene tägliche Ausgabe möglichst gering zu machen und damit die Belagerung aufs Thunlichste in die Länge zu ziehen.

Was den vorliegenden Fall selbst anbelangt, muß man nicht übersehen, daß die Vertheidigungskraft der Besatzung erschöpft war, als die Belagerer die zweite Parallele vollendet hatten, also auf dem Boden angekommen waren, wo die mörderische Gegenwehr erst beginnen sollte.

Reputation keineswegs aufs Spiel zu setzen, andererseits den strebenden, entschiedenen Karakter Wurmser's, so wird schon hieraus klar werden, wie ein nachdrückliches fruchtbares Zusammenwirken der zwei betagten Generale unmöglich zu erwarten gewesen. So war für's erste der Monat April in Unthätigkeit hingebracht worden, während die entgegenstehenden feindlichen Armeen nur aus zusammengerafftem ungeübtem Volk bestanden, welche im Lauf des Feldzugs den Krieg erst von ihren Gegnern lernen mußten.

Custine hatte die Zeit welche man ihm ließ, nach Möglichkeit benutzt, einige Zucht und Ordnung in sein Heer zu bringen, so daß er gegen die Mitte May's seine Operationen mit kleinen Gefechten eröffnen konnte.

Schon am 11. kam Meldung vom schwäbischen General Stein, daß bei Fortlouis feindliche Anstalten zu einem Rheinübergang bemerklich wären. Sogleich wurden von Wurmser einige Reserven an den bedrohten Punkt beordert.

Auch Markgraf Karl Friedrich versäumte nicht, alles, was er von Truppen noch zur Hand hatte, an den Rhein zu senden. Er selbst, an der Spitze des Leibregiments, marschirte nach Söllingen am Rhein, woselbst er verblieb bis alle Gefahr beseitigt schien.

Wirklich hatten am 16. May die Feinde einen ernstlichen Übergang versucht, indem sie auf mehreren „Brückengliedern", d. i. zusammengekuppelten und verdeckten Rheinschiffen, Truppen überzusetzen begannen. Durch das Feuer von fünf Stücken wurden aber bald einige Schiffe in Grund gebohrt, die andern suchten, unter dem Schutz der Kanonen des Forts, das linke Rheinufer wieder zu gewinnen.

Karl Friedrich empfing alsbald ein Dankschreiben des Kaisers, worin dieser nicht unterlassen wollte, die vaterländische Gesinnung und Handlungsweise des Markgrafen in den bedenklichen Zeitverhältnissen gebührend anzuerkennen, und dieselbe namentlich mit der so verschiedenen Haltung von Kurpfalz in erhebende Parallele zu stellen.

Wurmser unternahm nun eine Besichtigungsreise nach den sämmtlichen Stationen des Oberrheins, um persönlich alle noch mangelnden Wehranstalten anzuordnen. Schon diese, an sich so einfache Handlung des kaiserlichen Generals erweckte Argwohn und Lärm im preußischen Hauptquartier. Man glaubte darin bereits eigensüchtige Pläne durchschimmern zu sehen.

Die Truppen am Oberrhein bildeten eine Schnur von Basel bis Philippsburg und standen unter dem Befehl des kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenants Staader. Anfangs Juny war folgendes ihre Stärke und Postirung:

1. Unter General-Major Graf Lichtenberg 5 Bataillone, 4 Schwadronen, zusammen 5900 Mann zu Fuß, 584 Reiter nebst 22 Feldstücken, zu Rheinfelden, Lörrach, Wintersweiler, Kirchen und Auggen. Ihnen entgegen standen vom Brundrutischen ab bis St. Louis und Neudorf 17,700 Mann mit 141 Geschützen.

2. Unter General-Major Graf Auersperg zu Krozingen, Biengen, Freiburg, Endingen und Kenzingen, 4 Bataillone, 4 Schwadronen oder 5000 Mann zu Fuß, 600 Reiter mit 13 Stücken. Ihnen gegenüber kampirten in der Gegend von Ottmarsheim und Schalampe bis Neubreisach 3500 Feinde mit 10 Stücken. Als Besazung lagen in Neubreisach und Fort Mortier 3600 Mann mit 110 Stücken.

3. Unter dem kaiserlichen General-Major Landgrafen von Fürstenberg zu Kehl, Altenheim, Rastatt 4 Bataillone und 8 Schwadronen zusammen 5200 Mann nebst 19 Stücken; hinter dieser Linie lagerte ein Korps schwäbischer Kreistruppen von 6770 Mann, 1052 Pferden und 14 Stücken, unter dem Generallieutenant von Stein.

4. Bei Mühlburg, Neureuth, Huttenheim, Philippsburg bis Altlußheim 2 Bataillone, 8 Schwadronen oder 3000 Mann zu Fuß und 1300 Pferde*) mit 19 Stücken unter General-Major Wolkenstein.

Den letztern beiden Abtheilungen entgegen standen von Straßburg an etwa 13,000 Mann.

Diese Abtheilungen, zusammen ein Korps von 21½ Bataillonen und 32 Schwadronen oder 26,200 Manu zu Fuß und 3120 Reiter mit 78 Stücken, wurden im Spätsommer noch mit einigen tausend Mann Landwehr verstärkt. Sie hielten am Rhein eine zusammenhängende Postenkette besetzt und thaten einen wachsamen, anstrengenden Patrouillendienst.

Durch die verschiedenen Bewegungen der Franzosen im Luxemburgischen und an der Mosel, um Mainz zu unterstützen, war Graf Wurmser genöthigt worden, sich näher gegen den eingeschlossenen Platz zu ziehen.

Während daher die Posten auf der rechten Rheinseite unverändert blieben, nahm der Rest der Armee, 28,000 Mann zu Fuß und 6200 Reiter nebst 100 Stücken, eine verschanzte Stellung von Germersheim an über Lustadt bis hinter Edenkoben.

Ein preußisches Korps unter General Thadden, bei Wurmser's Armee, hielt die Zugänge besetzt, welche aus dem Annweiler Thal (dem Queichthal) gegen Edenkoben führen, und vermittelte die Verbindung mit dem Korps des Herzogs von Braunschweig.

In dieser Stellung lieferte Wurmser die schon erwähnten Gefechte gegen Beauharnais in den Tagen des 19. bis 23. July.

Nur sechs Tage nach der Übergabe von Mainz war auch Valenciennes gefallen. — Ehrfurcht gebietend erschien in diesem Augenblick die Macht der Alliirten. 280,000 geübte und erprobte Streiter standen einem Feind gegen-

---

*) Die kaiserlichen Bataillone waren um diese Zeit alle vollzählig und 1000 bis 1500 Mann stark. Die Schwadron zählte in der Regel 150 Pferde. Bei den Franzosen bestand das Bataillon nur aus 600 Mann und die Schwadron aus 100 Pferden.

über, der an Zahl wohl nicht geringer, in allen andern Stücken aber nur untergeordnet erscheinen konnte. Der Weg von Mainz über Luxemburg nach Paris stand offen, sowie der Weg von Valenciennes aus. Aber man betrat den einen so wenig wie den andern.

Bis zum 6. August war bei der preußischen Armee eine große Pause eingetreten; nur der rastlose Wurmser trieb die Franzosen in einem Gefecht am 27. von Landau völlig an die Lauter.

Was aber ferner zu thun sey, darüber verhandelte man zwischen Wien und dem preußischen Hauptquartier. — Bereits im Monat July hatte der Kaiser dem Hofkriegsrathspräsidenten Grafen Wallis befohlen, einen Plan entwerfen zu lassen über die Art und Weise, „wie nach der Einnahme von Mainz die Kriegsoperationen vorzunehmen wären, damit die kaiserlichen und die preußischen Heere von einander unabhängig und abgesondert, mit Beihilfe der ihnen etwa zuzutheilenden Reichskontingente, agiren könnten, um den Vorwürfen, Verzögerungen, Unmöglichkeiten und andern Übelständen zuvorzukommen, welche bisher aus der Vermengung der beiderseitigen Truppen unter einander entstanden seyen. Es handle sich darum, nach militärischen Gründen, solche Gegenden zu bezeichnen, durch welche am leichtesten in Frankreich eingedrungen, eine oder die andere Eroberung gemacht, und eine sichere Basis für den nächsten Feldzug, so wie gute Unterkunft für den Winter gewonnen werden könnte.“ (Östr. milit. Zeitschrift II. H.)

Der kaiserliche Feldmarschall-Lieutenant Prinz Waldeck hatte hienach einen Plan für drei verschiedene Fälle entworfen und diesen selbst in das preußische Hauptquartier gebracht. Nach dem ersten gesetzten Fall sollte Landau durch den König von Preußen belagert werden; nach dem zweiten sollte man suchen das ganze Elsaß zu erobern, ohne Landau zu nehmen; der dritte Fall endlich ging dahin, daß der König Landau einschließe und mit seiner Hauptmacht Saarlouis belagere.

In dem preußischen Hauptquartier konnten die Vorschläge des Prinzen Waldeck kein Entgegenkommen finden. Es wurde eingewendet, „daß schon in mehreren vorhergehenden Konferenzen anerkannt worden, wie nach der Eroberung von Mainz kein Manöver für die Alliirten tauglicher wäre, als das gegen Saarlouis und Thionville; weil einerseits die schiffbare Mosel der in Frankreich eindringenden Armee ihren Unterhalt sichern würde, andererseits, weil dadurch die Kräfte der alliirten Armee mehr vereinigt, einen stärkern Druck auf die Vertheidigungslinie hervorbringen würden, da im Gegentheil sie durch einen Marsch in's Elsaß mehr getrennt, folglich geschwächt würden. Auch hätten bereits Prinz Koburg und der k. k. Feldzeugmeister Fürst Hohenlohe-Kirchberg den König eingeladen, eine Unternehmung gegen Saarlouis und Thionville auszuführen, um die Winterquartiere an der Mosel beziehen, und der niederländischen Armee die Hände bieten zu können.“

Welch kleinliche Verhandlung, zu welch engen Verhältnissen eingeschrumpft waren bereits jene völkererregenden Pläne, womit man das Jahr zuvor in's Feld gezogen! — Wohl hatte man sich verrechnet in dem Maaß der Mittel. Allein dieser Fehler war durch zahlreiche wohlexerzierte Kriegsschaaren gut gemacht, und doch sprach man nur noch von der Eroberung einer, oder der andern Provinz. Auf einen dritten Feldzug hielt man in Wien sich schon gefaßt. Zu diesem Zweck sollte der Krieg geführt werden, hiezu rief man die Vaterlandsliebe der deutschen Nation an. Doch, wie sehr diese auch in sich versunken seyn mochte, die Nation erhob sich auf den Ruf.

Freudig eilte man unter die Fahne, sobald man den Ernst sah, und schnell zu Millionen sammelten sich die freiwilligen Beisteuern in die Kriegskasse. — Von einem Kampf wider die Revolution aber war nirgends mehr die Rede, nicht von einem Krieg der Grundsätze, und noch schien man nicht einmal zu ahnen, daß gerade auf diesem Boden die furchtbare Macht des Feindes ihre klammernden Wurzeln geschlagen habe.

Thatsache bleibt, daß preußischer Seits vorerst nichts, oder fast nichts gethan ward. Am Hoflager Friedrich Wilhelms II erwartete man, vor weiterem Entscheid, jetzt die Ankunft eines neuen kaiserlichen Unterhändlers, des Grafen Lehrbach. Zu den persönlichen Ansichten des Königs konnte der ganze bisherige Lauf des Krieges nicht stimmen; preußisches Interesse rief den Monarchen nach Polen. Sicher jedoch würde Friedrich Wilhelm immerhin, und auch ohne das emsige Ansinnen der russischen Kaiserin alles gethan haben, was die Ehre des deutschen Reiches von dem Könige von Preußen erwarten durfte. Andere Ansichten aber, ein bedauerlichster Kurzsinn wucherten in der Umgebung, in dem Stabe des Königs. Hier begann jene trübselige Politik, den Boden zu versumpfen, deren faule Frucht später bei dem Basler Frieden zu Tag kommen sollte. Da hörte man nur von den „ungleichen Opfern", welche der Krieg verursache. „Sie konnten sich nicht zu dem Gedanken erheben", sagt ein alter preußischer Offizier *), „daß der kriegerische Geist und der Ruhm der Waffen dergleichen materielle Rücksichten weit aufwiegt. Glücklicher Weise war die Armee solch spießbürgerlicher Ansicht wenig empfänglich. Immer gleich tüchtig und wohlgemuth, wo es nur zum fechten kam, verläugnete sich in ihr niemals der gute Grundstoff von Ehre, Gehorsam und Vaterlandsliebe, der späterhin noch größere Proben bestand. Nur in den Hauptquartieren waren die tiefer liegenden Triebfedern und Hemmungen und Parteihäupter bekannt, die bald mit Staats- und Kriegsgelahrtheit, bald mit Redensarten und giftigem Witz sich bekämpften, und zum Theil dem Prasserleben im ruhigen Hof- und Feldlager, oder in der lieben Heimath geneigt, den dunkeln Gedanken der Selbstsucht nährten, daß

*) Erinnerungen aus den Feldzügen von 1792, 1793 und 1794.

selbst das größte Übel zu ertragen sey, wenn es nur nach uns komme. So mochte ihnen das wachsende Übergewicht Frankreich's für den Norden von Deutschland wenig gefährlich erscheinen; denn immer war es ja noch Zeit mit geschonten Kräften, den ernsten Kampf für's Vaterland, nach der Weise des großen Friedrich zu beginnen! — Diese Spitzfindigkeit, welche vornehmlich in dem folgenden Feldzug die schönen Kriegskräfte gelähmt, fing schon jetzt an ihre nachtheilige Wirkungen zu äussern."

Neue kaiserliche Unterhändler erschienen allerdings bald im preußischen Hauptquartier, doch nur um eben so erfolglos wieder nach Wien zurück zu reisen. In dem König reifte nun der Entschluß, den Rhein ganz zu verlassen. So sah man denn an den Ufern des Stromes den Krieg führen ohne verabredeten festen Plan, oder vielmehr nach verschiedenen Plänen, was nur um so schlimmer wirken mußte.

Wurmser's entschiedene Absicht war, gleich als er bei der Armee anlangte, sobald wie thunlich auf Strasburg loszugehen, indem er hoffte, durch Hilfe von Einverständnissen diesen Waffenplatz nehmen zu könnnn, ohne eine förmliche Belagerung. Dieser Auftrag seines Kaisers stimmte überein mit dem glühendsten Verlangen des alten Helden, dessen Familie aus dem Elsaß stammte, bei Brumat begütert war, aber das Loos aller Adelichen in Frankreich hatte theilen müssen.

Was den Plan einer Eroberung des ganzen Elsasses an sich betrifft, so sagt der „alte preußische Offizier" darüber, es sey der vernünftigste Gedanke im ganzen Feldzug gewesen. Gewiß wird man ihm beistimmen müssen, von dem Standpunkt der Thatsachen aus, wie sie sich nun einmal gestaltet.

Aber selbst zu dieser Absicht hatten die Höfe sich nicht vereinigen können. Freilich, in den Niederlanden war es bereits offen geworden, zu wessen Gunsten die Eroberungen gemacht werden sollten; und leicht begreiflich ist's, wenn damals Preußen nicht sonderlich geneigt seyn mochte, seine Kräfte zur Vergrößerung der Macht Österreich's zu verwenden. — Aber das Ende von dem allem, war es nicht vorherzusehen?

Denn, was die Fürsten beirren, es büßen's die armen Achiver.

Welch herbe Prüfungen mußte nicht die Kampfgierde des kaiserlichen Feldherrn bestehen? Schon daß man gleich anfangs Cüstine durchschlüpfen ließ, der beim ersten Drauflosgehen nur hoffen durfte, einige Trümmer seines Heeres nach Strasburg zurück zu bringen! Dann das thatenlose Harren während der langen Belagerung von Mainz, die er nur benüzen konnte, immer neue und gleich erfolglose Vorschläge nach allen Hauptquartieren abgehen zu lassen.

Wurmser's leichte Schaaren, Kroaten und Husaren, hatten sich wohl in dem Binwald, am linken Ufer der Lauter eingenistet, wo sie dem Feind tägliche, oft scharfe Gefechte lieferten; denn gleich dem Rüden auf der Fährte des

Wildes, vermochte der kühne Degen nimmer abzulassen, stand er einmal dem Feind auf Sehweite entgegen.

Mit dem ersten Tage des August waren die Kaiserlichen und Reichsvölker etwas vorwärts gerückt und hatten Landau eingeschlossen — diesen ewigen Zankapfel bei den Heerzügen im untern Elsaß.

Der Platz war nicht gehörig versehen, und die Franzosen versuchten alsbald, doch fruchtlos, einen Zug Vorräthe hinein zu werfen.

Endlich waren auch die Preußen wieder zum Angriff übergegangen. Braunschweig hatte am 17. das feindliche Korps geworfen, welches zur Verbindung der Rhein- und Moselarmee bei Kettrich postirt gewesen, auch die Stadt Pirmasenz weggenommen. Der König selbst war nach Edenkoben vorgegangen, in unmittelbare Verbindung mit Wurmser. Der Kronprinz von Preußen hatte den Befehl der Blokade von Landau übernommen. Man beschäftigte sich damals lebhaft damit, die Veste durch Überschwemmung zu zwingen; ein Plan, welcher von dem pfälzischen Ingenieur Traitteur*) ausgearbeitet worden. Doch kam die Sache nicht zu ernstlicher Ausführung.

Nun Wurmser endlich sein ganzes Korps zur Verfügung hatte, etwa 30,000 Mann, darunter die Condéer und ein hessisches Korps, auch eine Unterstüzung preußischer Seits in Aussicht stand, glaubte er nicht länger säumen zu müssen mit der Verwirklichung des heißesten Wunsches, sein Vaterland dem deutschen Reich wieder zu gewinnen. Am 17. August begann er mit fünf Heersäulen einen allgemeinen Angriff auf die französische Stellung. Der Feind wurde völlig in seine Verschanzungen an der Lauter zurückgedrängt, doch standen die Dinge einen Augenblick bedenklich und das Condé'sche Korps war nahe daran, in den Rhein geworfen zu werden.

Die Stellung der kaiserlichen Heeresabtheilung lief nun bei Hagenbach vom Rhein ab über Büchelberg durch den Binwald und dann quer über die Abfälle des Gebirges bis gegen Bergzabern.

Am 25. unternahm Wurmser eine Erkundschaft der Weissenburger Linien und mußte in Folge derselben erkennen, daß seine Streitkräfte nicht ausreichend seyen, dieselben durch einen Angriff in der Fronte zu bewältigen. — Daher wiederum eine neue Unthätigkeit, und neuer Kurierwechsel mit dem preußischen Hauptquartier, wo man abermals nur wenig einläßig sich erwies, vielmehr immer noch der Hoffnung lebte, zu Wien werde man sich endlich doch zu Operationen an der Saar und Mosel verstehen.

Wurmser's Trachten gieng nun dahin, den Feind in der linken Flanke zu fassen, und er entschloß sich, dies mit den eigenen Kräften zu versuchen; da es ihm nicht gelingen wollte, den Herzog von Braunschweig zu einer

*) Er lebte später als Direktor der Salinen in Bruchsal.

Mitwirkung zu bereden. Der General Pejacsevich erhielt den Auftrag, die feindliche Abtheilung zu vertreiben, welche in Bundenthal postirt war, hier das Lauterthal zu beherrschen und die Mosel und die Rheinarmee zu verbinden.

Mit einer schwachen Abtheilung von 3500 Mann war der General am 7. September aufgebrochen, durch das Anweilerthal über Dahn gerückt, und hatte am 10. seinen Auftrag mit glänzender Tapferkeit ausgeführt; das feindliche Lager war genommen und 6 Stücke erbeutet worden. Nun aber ließ man den tapfern Haufen sich selbst überlassen, die Preußen erhoben sich nicht. Wurmser zögerte, die Vereinzelten zurückzurufen, und so sah Pejacsevich sich am zweitfolgenden Tag zwischen Berg und Wald von zwei starken feindlichen Kolonnen unter St. Cyr und Ferray nachdrücklichst angegriffen.

Nach hartnäckiger Gegenwehr, und als beinahe alle Munition verschossen gewesen, mußte man den Rückzug antreten. 700 Mann waren kampfunfähig, der General und sein ganzer Stab verwundet. Dem König von Preußen war der Befehl, seinen Verbündeten dem Schicksal zu überlassen, entlockt worden. Doch sah man ihn das Erlassene wieder zurücknehmen, und Braunschweig sollte eine Hilfsdemonstration anordnen. Diese aber beschränkte sich auf die Entsendung von 2 Bataillonen unter dem Generaladjudanten Kleist, welche am 14. eben früh genug über das Gebirge in Fischbach anlangten, um Zuschauer zu werden des schönen Rückzuges ihrer Waffengefährten. Daß die Anstrengungen der Feinde zum Wiedergewinn des Postens bei Bundenthal nicht eine vereinzelte Unternehmung gewesen, zeigte sich bald, denn fast gleichzeitig geschahen Anfälle auf der ganzen Linie vom Oberrhein bei Basel, bis herab an die Saar.

Namentlich ward wieder ein großer Luxus getrieben mit Bombardieren und Kanonieren, jenem Lärm, der nur Schwächlinge zu schrecken vermag.

Am 12. September mit der Frühe des Tages begann aus der Citadelle Strasburg das Feuern gegen Kehl. Es dauerte vier Tage und fünf Nächte ununterbrochen fort. Man hatte auch die jenseitigen Rheindämme mit Geschüz besetzt, und so wurden das Städtlein und die Festungswerke fast gänzlich zusammengeschossen. Alle Einwohner flüchteten. Die Besatzung, bestehend aus dem Bataillon Durlach, einem Bataillon Würtemberger und dem Kreisbataillon Wolfegg, hielt, troz ziemlichen Verlustes, die Trümmer besetzt.

Größeres Unheil richtete die Beschießung von Breisach an. Sie begann Sonntags am 15. mit dem Abend aus Neubreisach und dem Fort Mortier. Die Stadt hatte weder dienliche Festungswerke noch eine Besatzung, das Zusammenschießen und Niederbrennen derselben konnte darum nur den armen Einwohnern Schaden thun. Es läßt sich wohl fühlen, welch eine Nacht diese erleben mußten, denn gleich die ersten glühenden Kugeln zün-

deten, und so flüchtete Alles in einer Verwirrung, welche die Gefahr und den Schreck nur noch vergrößern konnten.

Ernsthaftere Versuche zu einem Rheinübergang der Franzosen hatten am 17. statt bei Rheinweiler und Hüningen, doch ohne andern Erfolg, als daß die Besatzung der ersten Schiffe, welche zu landen versuchten, etwa 180 Mann, gefangen wurden. — Unbeschreibliche Erbitterung hatten diese Anfälle der Franzosen unter den Landleuten auf dem rechten Rheinufer hervorgerufen. An dem Strome stand alles unter Waffen, denn man wußte, daß Schaaren raublustigen Gesindels hinter den französischen Truppen lauerten, welche an verschiedenen Stellen zum Übergang bestimmt waren. Glücklich waren darum jene Gefangene zu preisen, welche dem regulären Militär in die Hände fielen, denn erschlagen ward, was das ergrimmte Landvolk erreichen konnte, obgleich die Armen nur höherem Befehl folgten. Aber dies sind immer die Früchte, wenn eine der kriegführenden Parteien den ewigen Gesetzen des Völkerrechts Hohn spricht, wie es leider die Franzosen in Deutschland von jeher in Übung hatten.

Am 18., 19. und 20. September folgten ununterbrochene wüthende Angriffe der Franzosen auf den linken Flügel der Kaiserlichen im Binwald; sie wurden alle zurückgeschlagen, wenn auch mit bedeutenden Opfern.

Auch die feindliche Moselarmee hatte sich aufgemacht aus ihrem festen Lager bei Hornbach, und war auf Pirmasenz zugerückt, dem Herzog von Braunschweig eine Schlacht anzubieten. Jetzt aber, wo nicht mehr die Frage seyn konnte von fein ausgedachten Manövern, wo es nicht anders zu machen war, als dem anrückenden Feind die Hörner zu weisen, jetzt fand der alte Krieger auch all' seine Thatkraft wieder. Die Franzosen wurden geschlagen. Auf der Wahlstatt ließen sie 800 Todte, und in den Händen der Sieger 2000 Gefangene nebst 20 Feldstücken. Unter den Helden des Tages ward der Name des Prinzen von Baden vorangenannt. Ein bezeichnender Zug bleibt es, daß der Oberfeldherr in seiner Disposition an die Generale vier oder fünf mögliche Fälle aufgezählt hatte, wie der Angriff des Feindes stattfinden könnte, nebst den ausführlichen Verhaltungsvorschriften in einem jeden dieser Fälle. Unter all' diesen Möglichkeiten war aber der wirklich eingetretene Fall, daß der Feind nämlich gegen den Rücken des Lagers (der Hustenhöhe) marschiren werde, richtig gar nicht vorgesehen. Man sagt auch, der Herzog habe wegen des unerwarteten Ereignisses, durch die Nachlässigkeit einer Feldwache veranlaßt, für den Augenblick die Fassung verloren und sie nur wieder gewonnen, nachdem er einen Unteroffizier und vier Schützen mit sorgfältiger Genauigkeit hinter einen Zaun postirt hatte. Ein Zug übrigens, wie man ähnliche in dem Leben der größten Feldherrn findet.

Nun aber, als in regelmäßiger Feldschlacht ein Sieg gewonnen war, benüzte man ihn nicht, man setzte den Fliehenden nicht nach, ließ sie ruhig in

ihr altes Lager retiriren, und war sechs Tage darnach wieder in Besorgniß, der Feind möchte zu neuem Angriff zurückkehren.

Der 14. September war der Tag von Pirmasenz, also derselbe Augenblick, wo Pejacsevich sich bei Bundenthal ohne Hoffnung auf Erfolg gegen die Übermacht schlagen mußte. Mit dem mehrgenannten „Verfasser der Erinnerungen" kann man fragen, ob der Herzog nicht besser gethan habe, Tags zuvor mit seinem ganzen Armeekorps den Weg einzuschlagen, auf welchem er jene zwei Bataillonen den Kaiserlichen zu Hilfe entsendete, während Prinz Hohenlohe Hornbach gegenüber dem Feind die Klinge band. In keinem Fall konnte es von besonderem Nachtheil seyn, wenn der Feind die soldatische Residenz der Landgrafen von Hessen-Darmstadt auf einen Augenblick heimsuchte, denn es geschah doch später und auf längere Zeit*).

In eben diesen Tagen, war der kaiserliche Feldzeugmeister, Graf Ferraris in dem preußischen Hauptquartier angelangt, wiederum Operationspläne überbringend. Diesen zu Folge sollte General Wurmser die Weissenburger Linien in der Fronte angreifen, während die Preußen gegen die linke Flanke des Feindes (im Gebirge) manöverirten.

Diese berühmten Linien, im Jahr 1706 angelegt, bilden von Weissenburg bis Lauterburg einen vier Stunden langen Schanzenzug, welcher auf dem steilen rechten Hochgestade der Lauter hinzieht. Ihre Stützpunkte sind der Rhein bei Lauterburg und der Taubenberg bei Weissenberg, über welchen die Straße nach Bitsch führt. Zwischen Weissenburg und Bitsch liegt eine rauhe waldige Gebirgsgegend, in welcher kleine Abtheilungen den Marsch ganzer feindlichen Heersäulen aufzuhalten vermögen. Hier stand der linke Flügel der französischen Armee 13,000 Mann unter dem General Ferray. Bei Weissenburg und bei St. Remy konnte das Thal auf lange Strecken unter Wasser gesetzt werden.

Vorwärts der Fronte der Linien hatten die Franzosen im Binwald starke Verhaue gefällt, und eine Menge Feldschanzen angelegt, von welchen die Rheinfelder und die Schweigener Redouten sich auszeichneten. Über diese Werke hinaus war, unter General Meynier, die 10,000 Mann starke Vorhut hinausgeschoben, ihre rechte Flanke an Schaid, ihre linke an Bergzabern lehnend. Hinter der Vorhut, zwischen Ortschaften und Feldschanzen, Dämmen

*) Auch die Kunstliebhaberei des damals regierenden Landgrafen zeigt uns ein Karakterstück der Zeit. Der Fürst war zugleich ein leidenschaftlicher Liebhaber des Soldatenwesens. Als Ausfluß dieser beiden Neigungen kann die Ausschmückung seiner Favorit-Residenz, des Pirmasenzer Schlosses betrachtet werden. Hier sah man die Gemächer reich geziert mit Schildereien von Soldaten in allen europäischen Uniformen und unter mancherlei Exercierhaltungen. Auch erblickte man viele sprechende Bildnisse von Grenadieren seiner Leibcompagnie, welche sich durch ihre Leibesstatur auszeichneten, vor Allem aber Portraite des Regimentstambours.

und Verhauen standen 13,000 Mann, das feindliche Zentrum bildend. Auf dem rechten feindlichen Flügel, von der Binwaldmühle bis Lauterburg, befehligte General Dubois eine Division von 11,000 Mann. Die Stellung war durch den Strom, die Stadt und durch Sümpfe wohl gedeckt. Der Geisberg hinter Weissenburg, mit starken Schanzen versehen, bot der 5000 Mann starken Reserve unter General Dietmann eine treffliche Aufstellung. Nach dieser Aufzählung betrug die ganze Stärke der Rheinarmee 52,000 Mann, worunter etwa 6000 Reiter.

Wurmser's Armee im ausrückenden Stand 43,200 zählend, worunter 9600 Reiter, stand mit dem rechten Flügel bei Nieder-Otterbach bis über Bärbelelroth, das Zentrum bei Freckenfeld, der linke Flügel im Binwald bis an den Rhein.

In dieser Stellung hinter zahlreichen Schanzen hatten Wurmser's Soldaten bisher rühmlichst jene zahllosen und blutigen Treffen bestanden, welcher wir schon erwähnt. Sehnsüchtig harrte der Führer des Augenblickes, wann die Preußen zur Sicherung seiner rechten Flanke ihre Bewegungen beginnen würden, damit er dann seinem Werk die Krone aufsetzen möchte. Allerdings waren seine Streitkräfte schwach gemessen zum Angriff auf die furchtbare Stellung des Feindes. Doch auch dieser sah sich nicht stark genug, diese Stellung hinreichend zu besetzen. Ausserdem waren die Anstalten des Feindes keineswegs wohlbedacht, denn in der Absicht, die Stärke ihrer Linien noch zu vergrößern, hatten sie vor denselben einen wahren Wirrwarr von Schanzen aufgehäuft, welche keine andere Wirkung haben konnten, als die Vertheidigungskräfte zu zersplittern.

Den 13. Oktober hatte der General als den Tag der Erstürmung festgesetzt. In sieben Heersäulen waren seine Schaaren getheilt.

Die erste unter Prinz Waldeck, stand bei Rastatt; sie sollte den Rhein bei Blittersdorf überschreiten und sich bei Lauterburg mit der zweiten Kolonne vereinen. Bei dieser, unter General Jelachich, stand die Mehrzahl der Kreistruppen, nämlich 2 Musketier-Bataillone, 2 Grenadier-Bataillone und 2 Schwadronen Dragoner des schwäbischen Kreises, dann 3 Bataillonen Pfälzer &c. Die folgenden vier Kolonnen unter den Generalen Hotze, Meszaros, Kavanagh, Kospoth, hatten über die Binwaldmühle, Steinfeld, beim Haftelhof und bei Ober-Otterbach vorzudringen. Die siebente Kolonne, aus dem Condé'schen Korps gebildet, sollte gegen Bergzabern handeln. Des Morgens um halb fünf Uhr gaben drei Haubitzenschüsse das Zeichen zum Angriff. Maria Theresia, erschallte es von deutscher Seite, vive la nation, ihnen entgegen. Aus mehr denn 90,000 Männerkehlen tönte das Feldgeschrei auf der ganzen Linie von Lauterburg bis Bundenthal, und aus mehr denn 300 Feuerschlunden brüllte der Donner es den Bewohnern am Rhein, an der Saar, an der Mosel, am

Neckar und Main zu, daß des Reiches Kriegerschaaren jetzt ihr ernstes Tagwerk begännen. — Es sollte ein herrlicher Tag werden, ein neues glänzendes Blatt in der Geschichte deutscher Tapferkeit. — Für unüberwindlich galten Vielen die französischen Schanzenlinien an den Ufern der Lauter, welche ursprünglich von Vauban angelegt worden; wenn irgendwo, so mußte hier gelten: ein zagender Mann, ein verlorner Mann! Darum mit dem Muthe gereizter Löwen stürzten die freiwilligen Kämpfer der Sturmkolonnen auf das Ziel ihres Angriffs: die Verhaue wurden überklettert, die Brustwehren erklommen, das überschwemmte Wiesengelände durchwatet, auch wenn das Wasser bis an die Brust reichte. Hundert und wieder Hundert werden niedergerissen vom Blei und Eisen, doch immer wieder schließen sich die gelichteten Reihen; vorwärts drängen die Nachfolgenden, und um 8 Uhr in der Frühe steht bereits eine Heersäule, die dritte, jenseits der letzten Brustwehren auf dem rechten Ufer des Flusses. Dragoner von Waldeck und hessische Husaren waren am ersten hinübergedrungen. Doch nicht alsobald war auch der Sieg entschieden, denn Wurmser hatte seine Kräfte gar sehr getheilt und bevorab mangelte es ihm an einem tüchtigen Rückhalt. An einigen Angriffspunkten war deßhalb der Kampf dauernd geworden, ja einige Augenblicke hatte es ein fast bedenkliches Ansehen. Erst Abends 6 Uhr, nachdem die feindliche Artillerie auf dem Geisberg hinter Weisenburg niedergeschmettert war, wurde auch die Stadt genommen, und mit den Angriffssäulen ritt der Feldherr durch das eingeschossene Thor in den Platz.

Prinz Waldeck mit der ersten Kolonne hatte bereits um Mitternacht seine Bewegung auf dem rechten Rheinufer begonnen. Gegen 3 Uhr fing das Uebersetzen seiner Vorhut an, unter heftigem Feuern des Feindes. Nachdem dies Korps muthig jenseits festen Fuß gefaßt, ward alsobald zum Schlagen einer Schiffbrücke geschritten. Nach 8 Uhr war mittelst dieser die ganze Heeresabtheilung auf das linke Stromufer übergesetzt. Unmittelbar entwickelte sich die Schlachtlinie, der Feind ward geworfen und um Mittag fiel Selz nach heftiger Gegenwehr den Unsrigen in die Hände. Doch wollte es dem Heerführer nicht gelingen, mit der zweiten Kolonne in Verbindung zu kommen: ein dichter Nebel hinderte jede Wahrnehmung über den Gang des Hauptangriffes und täuschte sogar über die Entfernung des Geschützfeuers. Dies bewog den General, gegen Abend mit seinem Hauptkorps wieder über den Strom zurückzugehen, indem er nur die Stadt Selz, so wie den eiligst aufgeworfenen Brückenkopf bei Blittersdorf mit der Nachhut besetzt hielt. Ein abermaliger Beweis, wie oft und leicht Manöver zur Umgehung des Feindes fehlschlagen, so entscheidend sie auch wirken im Fall des Gelingens.

Unsern Kreistruppen war ein neidenswerthes Loos gefallen; ihnen hatte man den ehrenvollen Auftrag ertheilt, das verschanzte Lager bei Lauterburg an der Stirne anzugreifen. — Nach heftiger und ausgebender Beschießung

hatte Jellachich zwei Sturmschaaren bilden lassen aus einigen freiwilligen Kompagnien und 200 schwäbischen Grenadieren bestehend. So rasch und entschieden stürmten diese wider die Schanzen, daß der entsetzte Feind flüchtig zurückwich, während von den Unsrigen nur eine Anzahl Verwundeter niederstürzte. Allerdings hatten ihnen die Nachbarkolonnen schon tüchtig vorgearbeitet gehabt, und jene konnten jetzt die Früchte ärnten der blutigen Eisensaat, welche die ausgeschleudert. — 31 Geschütze, 12 Fahnen, 90 Trommeln und 750 Gefangenen waren die Siegeszeichen des Tages; auf 8000 schätzte man den Verlust des Feindes an Verwundeten und Todten. Die Opfer des Reichsheeres bestanden in 355 Todten, 1166 Verwundeten, unter beiden 44 Offiziere. Übrigens kann nicht verhehlt werden, daß man es nur der Unfähigkeit der feindlichen Generale, der Planlosigkeit ihrer Manöver*) zu danken hatte, wenn der Sieg nicht weit theurer erkauft werden mußte. Vorzüglich der Umstand hatte entscheidend zur Niederlage der Franzosen beigetragen, daß auch ihnen ein tüchtiger Rückhalt mangelte, namentlich, daß sie unterlassen hatten, den wichtigen Geisberg durch ein starkes Reservekorps zu besetzen. Immerhin aber durften sie sich glücklich preißen, daß ihre Armee, deren größter Theil sinnloserweise vor den Linien aufgestellt war, bei dem Rückzug über die Lauter nicht vernichtet wurde. Dies wäre unvermeidlich gewesen, hätten Wurmser's Kolonnen größere Stärke und Nachdrucksfähigkeit gehabt.

Bei der preußischen Armee hatte, nach dem erfolgten Abgange des Königs, der Herzog von Braunschweig erst kürzlich den alleinigen Oberbefehl übernommen. Zu einem Angriff auf des Feindes linke Flanke im Gebirge, vor vier Wochen dem Schauplatz von Pejaczewich's muthigem Auftreten, hatte man sich gegen Wurmser verbindlich gemacht.

Unter des Königs Befehl wäre dies wohl auch mit Nachdruck ausgeführt worden, der Herzog aber wollte in der gegebenen Zusage nur das Versprechen einer zu machenden „Diversion" erblicken, keineswegs aber die Verpflichtung zu entschieden eingreifendem Handeln. Er hatte zu diesem Zweck eine Heeresabtheilung bestimmt von 9 Bataillonen Fußvolk, 3 Jägerkompagnien, 15 Schwadronen Reiterei und $1\frac{1}{2}$ reitende Batterien, unter den Generalen Kleist, Prinz

---

*) Der Marschall Gouvien St. Cyr erzählt in seinen Denkwürdigkeiten: Einer dieser Generäle, welcher nicht wußte was zu befehlen, und zufällig dem Kriegscommissär Martelliere begegnete, ersuchte diesen um seine Meinung was zu thun sey. Auf die erfolgte Weigerung des Commissärs fordert der General ihn im Namen des Gesetzes auf, seinem Verlangen zu entsprechen. Bei dieser seltsamen Aufforderung schaut der Commissär den General groß an, wendet sein Pferd und jagt im Galopp davon. — Ein anderer General, nach dem Rheinübergang von Waldeck, eilt, anstatt zum Oberfeldherrn, nach Strasburg in den Volksausschuß, dort anzufragen, wohin er seinen Rückzug nehmen solle.

von Baden, Herzog von Weimar, Voß und Wolffradt. Am 11. Oktober hatte das Korps sich gegen Lembach und Fischbach in Bewegung gesetzt. Zehn bis elftausend Franzosen waren hier, in dem festen Lager bei Bundenthal und längs der Straße nach Bitsch postirt. General Ferray befehligte sie, und unter ihm zwei junge Degen Dessair und St. Cyr. — Während der Herzog nach mehrtägigen langen Märschen und Lagerungen am 12. und 13. im Steinbacher Thal auf der Rückseite des Bundenthaler Lagers anlangte, ein bedächtiges Umgehungsmanöver auszuführen, war sein Adjutant Hirschfeld mit 2 Bataillonen, einigen Jägern und Reiterabtheilungen nebst Geschütz vor der Fronte des Lagers erschienen, und hatte hier den Herzog mit seiner Armee vorgestellt. Wenigstens behaupteten die feindlichen Generäle, und es ist heute noch in allen französischen Geschichtsbüchern zu lesen, daß sie am 13. den Herzog von Braunschweig zurückgedrängt hätten.

Hirschfeld nämlich war dem Feind auf Kanonenschußweite zu Leib gegangen, hatte eine Kanonade angefangen, wobei nur die Jäger in's Feuer kamen, und die Bataillone auf den rückliegenden Höhen figurirten. Gegen Abend war man wieder in's Lager bei Dahn eingerückt mit viel Lärm und Auslegen alles militärischen Prunkes. Das Korps des Herzogs dagegen, welches im Steinbacher Thal einen noch matteren Angriff ausgeführt hatte, war von den Franzosen für die Heeresabtheilung des Prinzen von Hohenlohe gehalten worden. Dies, der Verlauf jener langberedeten Diversion, welche den Feind nicht einmal hinderte, in der Nacht und am 14. fast unbeirrt über die Dahnbrücke auf Lembach und Reichshofen abzurücken, während ein etwas entschiedenes Auftreten des Herzogs den Franzosen sicheres Verderben hätte bereiten müssen. — Ein Halbhundert Gefangener war die ganze, übrigens auch wohlfeil erkaufte Siegesbeute. „Es ist mir sehr erfreulich, Euer Majestät melden zu können, durfte der Herzog dem König berichten, daß das Korps nicht den mindesten Verlust erlitten hat, auch die Verpflegung desselben auf das Beste eingerichtet gewesen ist." — Ja, die Verpflegung, und vor Allem die Feldbacköfen, das war für die Taktiker jener Zeit der Drehpunkt aller ihrer Argumente. Wie manches aussichtsvolle Unternehmen wußten sie abzulehnen, weil die Bäckereien „muthmaßlich nicht wohl zu etabliren seyn könnten." Wahrlich eine wohlfeile Ausflucht für üblen Willen oder mangelnde Thatkraft.

Wurmser war mit dem Reichsheer am 15. bis Sulz vorgegangen, wo er seinen Soldaten eine zweitägige Rast gönnte, und seinen Sieg durch ein „Herr Gott wir loben dich" feiern ließ. Gleichfalls am 15. waren, nach wochenlangem Manöveriren in dem waldigen Theil des nördlichen Elsaßes die preußischen Kolonnenspitzen bei Matschthal, Werth und Reichshofen in die freundliche Rheinebene ausgeströmt, um hier das Ziel ihres Vorrückens

zu finden; denn Braunschweig sah sich bereits nach Winterquartieren um, indem er sich für seine Person wieder nach dem Hauptquartier Schweigen unweit Pirmasens zurückbegab, nachdem er vernommen, daß die feindliche Moselarmee am 23. Oktober von Saargemünd her eine (wenn gleich erfolglose) Demonstration gegen den Erbprinzen von Hohenlohe unternommen habe.

Was die französische Rheinarmee anlangt, so hatte sie sich alsobald hinter die Moder gezogen und den Hagenauer Forst mit starken Posten besetzt, allein auch in dieser Stellung, welche wohl geeignet war, einer geschlagenen Armee Gelegenheit zum Wiedergewinn der nöthigen Ordnung zu geben und den vordrängenden Gegner zu neuen Anstrengungen zu nöthigen, selbst hier hielten sie nicht Stand, retirirten vielmehr beim Vorgehen Wurmsers hinter die Suffel und bis unter die Geschütze von Strasburg.

Noch am 18. Oktober, dem Tag des Wiederbeginns der Operation, hatte der General Meszaros bei Brumath ein ziemlich hitziges Gefecht zu bestehen mit den Truppen unter Ferray, welche zum Weichen gezwungen wurden; während zu gleicher Zeit der tapfere Hotze auf dem rechten Flügel bei Neuweiler ein unentschiedenes Treffen zu liefern gezwungen war. Am 19. rückte Wurmser nach Brumath, wo er auf einem alten Familiensitze für längere Zeit sein Hauptquartier nahm. Gleichzeitig ward die auf einer Rheininsel liegende Veste Fortlouis (von den Franzosen damals, nach dem Namen ihres Erbauers, in Fort Vauban umgetauft) berennt, d. i. eingeschlossen, und die Berennung unverweilt in eine eigentliche Belagerung verwandelt. — Das Pfälzer Kontingent war anfänglich hiebei verwendet, bald jedoch wieder zur aktiven Armee gezogen worden.

Seiner Stellung weniger Ausdehnung zu verschaffen, hatte Wurmser die Vertreibung des Feindes aus Wanzenau beschlossen. Das Unternehmen war durch das Korps des Prinzen Waldeck am 26. Oktober mit ausgezeichneter Tapferkeit vollführt worden.

Diese Gefechte kosteten der Armee 29 Offiziere, 774 Unteroffiziere und Soldaten nebst 231 Pferden, deren größerer Theil bei Wanzenau blieb oder kampfunfähig wurde. Binnen Kurzem jedoch sollten die Kämpfe noch häufiger und ernster, die Verluste noch empfindlicher werden. Denn während der kaiserliche Feldherr mit dem preußischen wieder in Diskussionen gerieth über die Fortführung der Blokade von Landau; während Wurmser den Herzog wiederholt und immer vergeblich anging, etwas Ernstliches gegen die Bergvesten Lizelstein und Lichtenfels in's Werk zu richten, indem er selbst bei Zabern sich festsetzte, das Auge stets nach Strasburg gerichtet und auf seine, jedenfalls überschätzten royalististischen Verbindungen daselbst; während so das bisherige unliebe Zusammenwirken der Feldherren fast in Theilnahmlosigkeit überging, begannen gegen beide schwere Wetter heranzuziehen. —

Der Konvent zu Paris, auch die oberste Leitung des Krieges ausübend, hatte die Gefahr am Rheine wohl gewürdigt. Keineswegs der veralteten Ansicht, daß man mit dem Eintritt der rauhen Jahreszeit stets Winterquartiere beziehen müsse, beeilten sich die Lenker jener fürchterlichen Versammlung, mit all dem Ungestüm revolutionärer Gewalthaber, Massen über Massen nach dem Elsaß zu treiben, um ihre Gegner, wenn nicht anders, jedenfalls durch Übermacht der Kräfte und rücksichtsloses Hinopfern aus dem Feld zu schlagen.

Der Winterfeldzug von 1793.

Dem Kronprinzen von Preußen war der Befehl über die Blokade von Landau übertragen worden, ohne daß darum das Unternehmen einen besseren Verlauf gewonnen hätte. Nachdem man allerhand, nicht immer kriegerische Mittel versucht hatte, die Übergabe herbeizuführen, probirte man es Ende Oktober mit einem sogenannten Bombardement, dessen Erfolg jedoch gleichfalls fehlschug, wie es kaum anders zu erwarten gewesen. An das Beispiel, welches Markgraf Ludwig achtzig Jahre vorher gegeben, wie man Landau bewältigen müsse, scheint man im preußischen Lager nicht gedacht, vielleicht nicht denken gewollt zu haben.

Gegen Fortlouis, vor welchem der kaiserliche General Lauer befehligte, war man kräftiger vorgefahren. 28 Batteriestücke und 26 Mörser hatten dem Platz dermaßen zugesetzt, daß die Garnison sich am 13. November zur Übergabe genöthigt sah. Die Veste hatte vier Basteyen nebst Halbmonden; vor derselben auf der Elsäßer Seite, und durch einen Rheinarm geschieden lag ein Hornwerk, d. i. ein Außenwerk aus zwei Halbbasteyen und langen Flankenwällen bestehend. Der Garnison, welche ziemlich tapfern Widerstand geleistet, war die Kriegsehre beim Ausrücken aus dem Platz bewilligt worden, um dann auf dem Glacis die Gewehre zu strecken.

Diese Übergabe war für unsere Landsleute auf dem rechten Rheinufer ein noch nie erlebtes Ereigniß, und von vielen Meilen in der Runde sah man Alt und Jung herbeiströmen, um beim Anblick des von Kugeln und Bomben aufgezackerten Bodens und der niedergeschmetterten, noch blutgefärbten Trümmer in dem kleinen Platz ein staunendes Grauen zu empfinden.

Mochte es Nacheifer seyn, erweckt durch den Fall von Fortlouis, oder ein Aufflackern jugendlichen Feuers, genug, der überbedächtige Herzog von Braunschweig gab dem Andringen einiger Thatendurstigen im Heere nach, den bekannten Handstreich auf Bitsch zu unternehmen, ein Beginnen, was um so unerwarteter erscheinen muß, als der Herzog den Streich auf Frankfurt im Herbst des vorhergegangenen Jahres so scharf gerichtet hatte. Demungeachtet wäre die Überrumpelung beinahe geluugen, trotz der etwas weitschweifigen An-

ordnung für einen nächtlichen Angriff. Die Nacht vom 12. November war zur Ausführung bestimmt und Alles traf bewundernswürdig zusammen; die Besatzung hatte sich zur Ruhe begeben, als wäre kein Feind in der Nähe gewesen, und die Soldaten mußten im Hemde auf die Wälle eilen, was aber zeitig genug geschehen konnte, mit Gewehr- und Wurffeuer, mit herabgeschleuderten Holzklötzen die Sturmkolonnen abzuwehren, welche an einem nicht zu erbrechenden Thor Aufhalt fanden. Von etwa 1800 zu dem Unternehmen ausgesuchten Leuten gingen über 500, darunter 24 Offiziere, zu Grund. Mit dem Opfer von so viel aus den Tüchtigsten gewählten Leuten, und dem was verhältnißmäßig noch d'rum und d'ran hängt, hätte man eine Schlacht gewinnen können, wozu aber die nach Kunstregeln vorgeschriebenen Bedingungen nicht vorhanden gewesen zu seyn scheinen.

Dem letzten Einsatz eines Spielers gleich, der die Parthie schon verloren sieht, hatte Braunschweig den Versuch auf Bitsch gewagt, um gleichsam durch Glückfall einen festen Punkt in dieser Gegend der Vogesen zu gewinnen, der ihm zum Schutz seiner Winterquartiere jenseits der Lauter nöthig schien. Der Einsatz gewann nicht und nun scheint auch der Entschluß des Herzogs, das Spiel aufzugeben, rasch gereift zu seyn; denn schon des andern Tags sah man den Stock der preußischen Armee wieder auf dem Marsch nach ihren alten Quartieren auf der überrheinischen Hard, und unterm 24. erschienen schon wieder Tagesbefehle und Dispositionen aus dem Hauptquartier Kaiserslautern. Nur 7 Bataillone unter Kleist hatte der Herzog zur Verbinduug mit dem kaiserlichen Heer in Matschthal (unweit der Straße von Bitsch nach Weißenburg) zurückgelassen.

Leicht mag man sich Wurmser's Entbrennen vorstellen bei der Nachricht von dieser Rückwärtsschwenkung seiner Verbündeten, die ihm die ganze Flanke auf 12 Stunden Länge blos stellte; doch der Herzog hörte es jetzt nicht mehr vor dem Kanonendonner der anrückenden Moselarmee. Dem kaiserlichen Feldherrn aber blieb keine Wahl, als alle Eroberungen jenseits der Moder nur gleich aufzugeben, um hinter diesem Flusse eine durch starke Batterien geschützte Stellung zu nehmen, die ihm gestattete Fortlouis zu decken und der ersehnten Übergabe in Landau entgegen zu harren; vielleicht immer noch gewissen Ereignissen in Strasburg. Doch mit viel Muße sollte er die Zeit dazu nicht hinbringen, dafür hatte der Pariser Konvent Sorge getragen.

Strasburg in jenem Jahr.

Sicherlich hatte es zu Anfang des Jahres 1793 wenig Unbefangene gegeben, welche die Umwälzung in Frankreich nicht theilnehmend begrüßten als den Anbruch einer vielversprechenden Zeit von Freiheit und vernünftiger Staats-

ordnung. Auch die neue Republik zählte in unsrer Nachbar- und Schwesterstadt die Mehrzahl der Bürger unter ihre eifrigen Anhänger, obgleich sie dies Geschenk hatten bezahlen müssen mit dem Aufgeben ihrer seitherigen vortheilhaften Sonderstellung, dem Erbstück aus den Tagen ihres Verbandes mit dem deutschen Reich. Der gebildetere und wohlhabendere Theil jener Bürger hielt aufrichtig zur Partei der Girondisten, und theilte mit diesen den Irrthum, daß das plötzliche und völlige Umwerfen alles bestehenden Rechtes und Herkommens andere Folgen haben könnte, als diejenigen, welche wirklich stattfanden, und stattfinden mußten.

Bereits im März war am Rhein die Guillotine aufgerichtet worden, und ihre ersten Opfer sind drei junge Elsäßer gewesen, welche dem verordneten allgemeinen Aufgeboth nicht willige Folge geleistet hatten. Nach den blutigen Septembertagen mußten auch überall im Elsaß tiefe Spaltungen unter der Bevölkerung aufklaffen; die politischen Klubbs gewannen Einfluß und Macht, und ohne es zu ahnen, mußte der „ordnungsliebende, ruhige Bürger“ mit einemmal gewahren, daß das Heft der Gewalt ihm aus der Hand gewunden, und die Herrschaft übergangen sey an die rohe blinde Masse des niedersten, gemeinsten Volkes unter der Führung einer, wenn auch kleinen, aber eifrigen und entschiedenen Partei. Zu den unbändigsten solcher „Volksführer“ gehörte Eulogius Schneider, ein Deutscher, aus dem Würzburgischen, früher dem Klosterleben bestimmt, dann Professor in Bonn, und zuletzt, nach dem Entweichen des Kardinals Rohan, bischöflicher Vikar in Strasburg, ein Mann von Talent, Bildung und selbst von nicht gewöhnlicher poetischer Anlage. Durch die Revolutionsbehörden bald zum öffentlichen Ankläger ernannt, hatte er sich durchgreifenden, fast allgewaltigen Einfluß auf den Gang der städtischen Angelegenheiten zu verschaffen gewußt. Solches lange nicht mehr gewohnte Emportauchen eines einfachen Literaten und ehemaligen Priesters konnte Aufsehen auch in den angrenzenden deutschen Ländern nicht verfehlen.

Im Oktober, wo die Lage der Dinge am Rhein bedenklich zu werden anfing, waren zwei junge Männer, St. Just, der Busenfreund Robespierres, und Lebas als außerordentliche Konventskommissarien nach Strasburg gesendet worden. Von da an sah Strasburg sich eng in die Kreise der Pariser Bewegung gezogen und der Wogenschlag aller dortigen Ereignisse trug deren Wirkung jetzt schnell aus der Haupt- in die rheinischen Gränzstadt. Die Religion, als ein monarchisches Institut, war abdekretirt; von den Bürgern der Republik verlangte man nur gesellschaftliche Tugenden; bald wurden auch die Kirchen geschlossen, denn die willkürliche Gewalt hatte bereits nur den Namen ihrer Träger geändert. Die Geistlichen wurden aufgefordert zum Niederlegen ihres Amtes, gleich aber heischte man von ihnen auch Widerruf ihres seitherigen Glaubens; so rasche Fortschritte machte die Gewissensfreiheit. Die Pariser Herrscher hatten in der Liebfrauenkirche ein „Fest der Vernunft“

gefeiert; da durfte Strasburg nicht zurückbleiben, denn wie dort, so mußte auch hier der Sinn umschlagen in Wahnsinn, die Freiheit verkehrt werden zur unduldsamen Selbstherrscherin. Darum beeilte man sich nun, den urehrwürdigen Münster umzuschaffen in einen „Tempel der Vernunft", und man bereitete sich darin „der Göttin Vernunft" ein Fest zu begehen mit politischen Reden und Absingen patriotischer Lieder. Mehrere Geistliche hatten sich herbei gelassen, zur Verherrlichung des Ganzen, bei diesem Anlaß ihren Glauben öffentlich abzuschwören, als puren Aberglauben und Pfaffentrug. Selbst ein Arzt fand sich, der seinem bisherigen Stand abschwur, weil er sein Ansehen gleichfalls nur dem Aberglauben und dem Betrug verdanke. Einer der Redner hatte Jesus Christus angepriesen als den geschwornen Feind aller Despoten, aller Reichen, aller Feuillants und Egoisten, und als den besten Freund der Sansculotten. Auf solcher Höhe schwebte der Geist jener Versammlung. Auf dem Münsterplatz war ein Scheiterhaufen errichtet worden, worauf zwar keine politischen Ketzer verbrannt wurden, wohl aber Alles, was man von religiösen Schriften, mittelalterlichen Urkunden, Bildnissen strasburgischer Bischöfe und Ähnlichem aufzutreiben vermocht hatte. Des Abends mußte die Stadt beleuchtet werden, und der sinnlose Pöbel tanzte die Karmagnole um die illuminirte Guillotine.

Ein Stehenbleiben auf solchem Weg des Wahnwitzes war nicht mehr möglich und nur in dem Abgrund ein Halt zu finden. In den Klubbs konnte der Antrag durchgehen, die Pyramide des Münsterthums abzutragen, weil der himmelanstrebende Bau eigentlich ein Spott sey auf die allgemeine Gleichheit. Man wird nicht läugnen können, daß, abgesehen von der Schlußfolgerung, in dem Vordersatz Wahres enthalten sey. Die Kosten des Abbruches retteten jedoch das Denkmal christlicher Kunst und Frömmigkeit vor der Wuth jener Vernunftjünger. So weit es indessen anging, mußte der Zerstörungsgier Lauf gelassen werden, und so machte man sich wenigstens an's Werk, aussen am Dom, alle Bildsäulen und allen nicht mauerfesten Zierrath herabzustürzen. (Im Innern war zum Dienst der Vernunft schon aufgeräumt worden.) Die Steine gaben gutes Straßenmaterial*).

Einige Monate später erwirkte der Departementsrath des Elsaßes von den Konventsdeputirten dennoch einen Befehl, wornach Alles zerstört werden mußte, was von Bau- und Bildwerken an die Vergangenheit erinnern könnte. Diesem Machtspruch zufolge fielen dann alle noch übrigen Wappen an Gebäuden, alle Bildstöcke an den Straßen, selbst die Thürme von Kirchen und Schlössern.

Wo man also bemüht war, den Bürgern des Staats „gesellige Tugenden" einzuflößen, indem man alle Scheu und christliche Demuth aus den Herzen

---

*) Einige Überreste davon sind noch in der Bibliothek in Strasburg aufbewahrt.

riß, um Platz zu machen eitler Selbstvergötterung und der stolzesten Hoffarth, welche das Ehrwürdigste für gebildete Menschen, den religiösen Sinn der Voreltern, zum Gegenstand frechen Spottes zu machen wußte, da war der Boden auch gedüngt für die Pestpflanze des Kommunismus; denn beide haben das gleiche Ziel, die menschliche Gesellschaft zurückzuschleudern auf die unterste Stufe der Kultur. Das Wort des Evangeliums über den „Reichen" parodirte man nun dahin, daß reich, das heißt etwas besitzend, für gleichbedeutend galt mit politisch verdächtig.

Bereits hatte der Konvent auf alle Reichen in Frankreich ein gezwungenes Anleihen von einer Milliarde (1000,000,000 Fr.) umgelegt. Die Deputirten dieses Konvents aber, aus eigener Machtvollkommenheit, bedachten die Stadt Strasburg noch mit einem Zuschlag von neun Million Franken, zahlbar in 24 Stunden, wovon eine Million den „Armen" zufallen sollte.

So viel baar Geld befand sich freilich nicht in der Stadt, wenigstens nicht in den Händen der Reichen, allein man wußte Mittel, das Verschwundene herbei zu zaubern. Einen „reichen", allgemein geschätzten Kaufmann unter andern, welcher in den 24 Stunden nur 180,000 Franken herbeizubringen vermochte von den 300,000, womit er angelegt worden war, ließ man zur Strafe, durch den Henker 6 Stunden lang an die Guillotine gebunden, öffentlich ausstellen. Auf solche Weise waren innerhalb einiger Monate dennoch über 7 Millionen erpreßt worden. Den Rest legte man um auf andere vermögliche Städte des Elsaßes.

Aller solcher Mittel ungeachtet war die allgemeine Lage in Frankreich doch immer verzweifelter geworden, und mit richtigem Instinkt hatte der Konvent erkannt, daß ihm zur Durchführung der Revolution nur ein Mittel bliebe — der Schrecken. — So wenig die Männer der herrschenden Partei gezaudert hatten, diese letzte entsetzliche Waffe zu ergreifen, so erwiesen sie sich auch stark genug, dieselbe mächtig und rücksichtslos zu handhaben.

Nach dem Verlust der Weißenburger Linien begann das Schreckensregiment auch in Strasburg. Nächtliche Haussuchungen und Verhaftnahmen, Deportationen Einzelner und ganzer Korporationen, das waren nach und nach gewöhnliche Dinge geworden; sie geschahen meistens in Folge von Denunziationen in den geheimen Klubbs und bei dem Sicherheitsausschuß. Jeder Einwohner, welcher nicht jeden Augenblick ein Zeugniß von jener Behörde über seine reinen patriotischen Gesinnungen (certificat de civisme) vorweisen konnte, mußte augenblicklicher Verhaftung gewärtig seyn. Damit auch nicht der Schein von schützenden Rechtsformen zu einiger Selbstständigkeit ermuthigen möchte, war von St. Just gleich nach seiner Ankunft in Strasburg ein „Revolutionstribunal" errichtet, und die Vorstandschaft desselben mit unumschränkter Vollmacht an Eulogius Schneider übertragen worden. Zum Schutz dieses „Gerichtshofes" hatte man eine „Revolutionsarmee" gebildet,

wie St. Cyr sagt, aus Überläufern, aus allen Landstreichern und Strolchen, die zu finden gewesen. Im Anfang übte Schneider seine Thätigkeit nur polizeilich gegen die Übertreter der revolutionären Satzungen, wie gegen Verkäufer, welche ihre Waare um klingende Münze wohlfeiler gaben, als um das neue Papiergeld, die verrufenen Assignaten; gegen Bäcker, Bierbrauer und Metzger, welche das „Maximum", d. i. die polizeiliche Taxe, überschritten. Einem Bäcker z. B., welcher es wagte, heimlich einmal Weißbrod zu backen, als eine aristokratische Nahrung, büßte man um 30,000 Franken. Marktweiber, welche es verabsäumt hatten, die Nationalkokarde vorzustecken, Leute, welche es unterließen, im Gespräch sich mit dem demokratischen Du anzureden, alle waren dem Gericht willkommene Beute. Allein für solche Lappalien hatte man kein Revolutionstribunal eingesetzt, hiefür demselben keine Guillotine übermacht. Blut und immer Blut heischten die Konventsabgeordneten, denn Marat's Wort „man müsse ein Drittheil der Franzosen erwürgen, um die zwei übrigen Drittheile zu retten" sollte wahr gemacht werden. Gewiß war Schneider von Natur nicht blutgierig, wie es überhaupt nur wenige Bösewichter von Haus aus gewesen seyn mögen; allein sobald dieser Mensch, wenn auch durch äussern Zwang genöthigt, einmal einige Opfer erwürgt hatte, belebte sich schnell in ihm der böse Trieb. Einer gezähmten Bestie gleich, die wieder warmes Blut gekostet hat, sah man nun den öffentlichen Ankläger mit seiner Revolutionsarmee und der Guillotine auf einem Wagen, das Elsaß entlang von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf ziehen, seine Opfer auswählen und sie, oft mit verfeinter Grausamkeit, auf die Blutmaschine liefern. Schneider fiel endlich als Opfer seiner persönlichen Feinde in den Klubbs, die es nicht verwinden mochten, daß ein Ausländer, „ein deutscher Querkopf," wüthenderer Demagoge seyn sollte, als selbst Vollblut-Franzosen. Plötzlich nach Strasburg beschieden, sich zu verantworten, mochte der Exvikar sein Schicksal wohl ahnen: er verehelichte sich noch in der Nacht und hielt des andern Tags seinen Einzug in Strasburg in einer sechsspännigen Postchaise, umgeben von berittenen Gensdarmen aus seiner Armee, als eine Art Leibgarde. Diesen Aufzug, nicht seine schändliche Wirthschaft, machte man ihm nun zum Verbrechen. Der öffentliche Ankläger ward verhaftet, dann einen halben Tag lang auf der Guillotine ausgestellt, zum Spott des Pöbels, der noch Tags zuvor vor ihm gezittert hatte. Desselben Abends lieferte man ihn auf den Weg nach Paris, dort unter das Messer gelegt zu werden, „um die den Sitten der entstehenden Republik angethane Schmach zu sühnen", wie ein Plakat an den Straßenecken von Strasburg besagte.

Ausser den obengenannten Leistungen in baarem Geld wurden dieser schwer heimgesuchten Stadt unaufhörlich noch Naturallieferungen aller Art aufgebürdet; man nahm den Bürgern buchstäblich den Rock vom Leibe, die Schuhe von den Füßen, den Weibern die goldgewürkten Hauben vom Kopfe.

Theuerung hatte sich eingestellt und die Lebensmittelnoth stieg fortwährend; böse Krankheiten foderten täglich massenhaft ihre Opfer, denn der gefährliche Spitaltyphus hatte sich aus den Militärlazarethen über die ganze Stadt verbreitet. Unter solchen Zuständen sahen die Strasburger das Ende jenes denkwürdigen Jahres nahen. Dennoch sind ihre Enkel in diesem Augenblick wieder eifrige Republikaner und haben erst dieses Jahr das Andenken an den westphälischen Friedensschluß von 1648 und damit ihr Losreißen vom deutschen Reich festlich gefeiert!

Das französische Heer.

Wenn ein neuerer Reisender über die heutigen Zustände in Rußland den Ausdruck gebraucht, es gäbe in diesem Lande nur einen freisinnigen Mann, nämlich den Kaiser, so paßt auch dieser Vergleich nicht mehr auf das damalige Frankreich, denn dort waren selbst die Männer der herrschenden Partei weder frei in dem Festsetzen des Zieles, noch frei in der Wahl der Mittel; alle handelten nur unter der Allgewalt der Ereignisse, die sie selbst heraufbeschworen. Im Heer allein war noch ein Rest von Freiheit zu finden, wenigstens einige Sicherheit der Person, aber freilich nur für den gemeinen Mann, denn das Messer der Gleichheit drohte auch hier jeden Kopf abzuhobeln, welcher einiges Hervorragen über die große Masse beanspruchte*). Zur Armee strömte darum nicht nur eine Menge junger Männer von Herz und Bildung, die es unter allen Umständen für die erste Bürgerpflicht hielten, wider Anmaßungen und Angriffe des Auslandes mit Leib und Leben einzustehen; unter die Fahnen der Republik flüchtete auch Alles, was hier noch Schutz hoffen konnte wider Neid und Verfolgung persönlicher Feinde. Bei der gewaltigen Spannung der Gemüther hat jene Stimmung vieler Einzelner in der Armee nothwendig mitreißend wirken müssen. War dann, durch einige Erfolge gegen den Feind, der Funke des Selbstvertrauens in den zaghafteren Gemüthern erweckt, so mußte in der Armee auch jener Geist lebendig werden, welcher ihr mit der Zeit den Sieg verbürgte gegen die bestgeschulten Heere des Auslandes, die, lediglich für untergeordnetere Zwecke in den Kampf geführt, nur durch die schwächere Triebfeder der militärischen Ehre beseelt seyn konnten.

Das Beginnen aber, ein Volksheer, eine Landwehr in Frankreich zu

---

*) Etwa in jenen Tagen lasen unsere Landsleute in den Zeitungen die Nachricht von der Enthauptung des greisen Marschalls Luckner. Dies war seit Anfang des Krieges der 83. General, den man verurtheilt hatte.

schaffen, welches man unter dem Namen des allgemeinen Aufgebotes in Paris dekretirt hatte, dies Beginnen war schmählich gescheitert. Abgesehen davon, daß man als ersten Grundstock alles brod- und herrenlose Volk von den Straßen wegpreßte, so ist der französische Landmann einmal kein geborner Soldat: dazu gebildet kann er werden, wie jeder gesunde Mensch. Ein Beleg für jene Behauptung ist die Zähigkeit, womit dies Volk heute noch an dem Einsteherunwesen festhält; so lang er es vermag, wird der französische Bauer sich vom Kriegsdienst loskaufen, allem Enthusiasmus für „die Gloire der Nation" zum Trutz.

Mit welcher Freudigkeit dagegen hat der deutsche Landmann sich unter die Fähnlein und Banner geschaart, als man ihn rief gegen den Erbfeind aufzustehen. Wie ein Mann hat da Alles sich erhoben, in den neunziger Jahren, wie im Befreiungskrieg!

Gleichwie in den einzelnen Provinz-Hauptstädten, herrschte auch bei jeder Heeresabtheiluug ein oder der andere Kommissär des Konvents oder sogenannter Volksrepräsentant. Kein General wagte es leicht, irgend etwas Bedeutendes zu unternehmen, ohne die Zustimmung dieser Herren, deren starke Seite die Kriegskunst in der Regel nicht gewesen ist. Wie groß, wie begründet der Schrecken gewesen seyn mag, welcher diesen Männern voranlief, wie düster ihr Gebahren: das Feldleben hat es an sich, den Werth einer jeden Persönlichkeit bald und schonungslos auf sein richtiges Maaß zurückzuführen. So erzählt St. Cyr von einem der unbändigsten jener demagogischen Tyrannen, Namens Rüamps, er habe sich, während des Rückzugs von der Lauter in die Division Ferray geflüchtet, welche noch am Besten in Ordnung gewesen wäre, weil sie keinen Verlust erlitten. Doch auch hier hatte die Niederlage so auflösend gewirkt, daß selbst die Scheu vor einem Volksrepräsentanten bei den Soldaten verschwunden war und er ihren Unmuth derb zu hören bekam. Dadurch wurde der Mann nach und nach zahm in einem Grad, daß er am Ende Allen als ein ganz ordentliches Menschenkind vorkam. Doch blieben dies immer nur Ausnahmen; das System des Schreckens mußte auch bei der Armee aufrecht erhalten werden. Das war die Aufgabe der Kommissäre des Konvents. In dem Hauptquartier der Rheinarmee hatte St. Just darum auch alsobald ein „Revolutionstribunal" eingesetzt, eine Anstalt, wie unser voriger Gewährmann sagt, für die es eigentlich keinen Namen gibt. Die Angeber waren hier weder gekannt, noch dem Angeklagten gegenübergestellt. Hier duldete man keine Vertheidiger, nichts Schriftliches, nicht einmal eine solche Abfassung des Urtheils; nur eine einfache Vernehmung fand statt: der Angeschuldigte, welcher um 8 Uhr verhaftet worden, war um neun Uhr gerichtet, und um zehn Uhr bereits erschossen. Durch dies Tribunal fielen in Folge der Niederlage vom 13. Oktober die Generale Dubois, Isambert, Tausia nebst andern Offizieren, desgleichen viele Unteroffiziere und Soldaten.

Der Chef des Generalstabs Clarke war abgesetzt, der General Meunier nach Paris gesendet worden. Das Tribunal hatte in allen Korps seine Sendlinge, welche die Soldaten zum Angeben ihrer Offiziere zu bereden suchten. Da einfache Verlockungen wenig Erfolg zeigten, versprach man den Angebern öffentlich Geldbelohnungen und ewige Verschweigung ihres Namens. Durch solche Mittel endlich fand man einige Opfer, deren Blut jedoch die Gier jener Kannibalen nicht zu stillen vermochte.

In vorkommenden Fällen wußten übrigens auch die Oberbefehlshaber eiserne Strenge zu handhaben, und sie mußten es thun, denn für sie war keine Wahl, als die Befehle des Konvents auszuführen, oder zu Grund zu gehen. So ließ der Obergeneral der Moselarmme einen Reiteroberst erschießen, weil dieser den Moment versäumt hatte, in eine feindliche Infanteriekolonne einzuhauen, als sie einen Augenblick in Unordnung gerathen war.

Wie sehr die Gewaltregel „durchsetzen oder zugrundgehen" Beachtung gefunden, zeigt unter anderm die That des General Burcy, eines wackern Offiziers, welchem ein befohlener Angriff auf das Korps von Hotze mißlungen war, denn diesen Löwen des kaiserlichen Heeres schlug man nicht so leicht aus dem Feld. Als Burcy bemerkte, daß man ihn wegen dieses Mißlingens zur Rechenschaft ziehen wolle, eilte er an die Spitze einer nahestehenden Chasseurschwadron und jagte mit derselben zum Angriff wider ein kaiserliches Kürassierregiment, sich den sichern Tod zu holen.

Eine eigenthümliche, aber leicht begreifliche Lage solcher Zustände war, daß jedermann das Vorrücken zu einem höhern Offiziersgrad fürchtete und solchem Avancement auswich, so lang es gehen mochte. Man erzählt sich hierüber die eigene Handlungsweise des General Meunier, welcher, als er an die Spitze einer Division treten sollte, und Ablehnen nichts half, augenblicklich die stumme Person spielte, und nicht zu bewegen war, irgend einen Befehl zu geben.

Aber die Zeit hatte damals die Franzosen gewöhnt, zu scherzen mit allem, was von Menschen ausging, selbst mit ihrem Schrecken. Allein schon das Beisammenleben so vieler entschiedener Männer, und vor allem der tägliche offene Kampf mit einem mannhaften Gegner war geeignet, die Kraft der Seele zu stählen, welche sonst vielleicht stumpf geworden wäre im Kampf mit endlosem Trübsal.

Gewiß nicht ohne Interesse wird man die folgende Stelle lesen aus dem Briefe eines badischen Offiziers im Gefolge des Prinzen Waldeck, melcher übrigens noch vor der Einnahme der Weißenburger Linien geschrieben ist. „Vor einigen Tagen ritten wir in der Gegend vor Lauterburg mit verschiedenen Offiziers, worunter einige von Prinz Condé's Corps und unter Bedeckung einiger Husaren, um die feindliche Linie zu rekognoszieren. So stießen wir auf ein französisches Piket, welches aus einem Obersten und andern Offiziers nebst mehrern Chasseurs zu Pferd bestand, welche ebenfalls rekognoszierten. Die Offiziers von Condé begrüßten sie sogleich durch Hutabziehen, worauf

die Franzosen still hielten; Prinz Waldeck befahl seiner Suite auch still zu halten; von beiden Seiten wünschte man sich zu sprechen; die Bedeckungsmannschaft mußte sich also, nach genommener Abrede beiderseits auf einige hundert Schritte zurückziehen. Nun traten wir freundschaftlich zusammen; Prinz von Waldeck mit seiner Suite begrüßte die Franzosen mit den Hüten, diese erwiederten es höflich, aber blos mit den Händen. Prinz Waldeck sprach sodann mit den Franzosen über verschiedenes, über den Zustand ihrer Armee ꝛc. Die Franzosen erwiederten alles höflich und bescheiden. Ihre Armee, sagten sie, wäre sehr stark, es fehle ihr im geringsten Nichts; was sie wünschten und brauchten würde ihnen von ihren Landsleuten und Mitbürgern mit dem besten Willen zugeführt, übrigens hätten sie wenig Geld, fast nur Assignaten, die ihnen aber eben so dienlich wären. Bei diesen Worten ließ Prinz Waldeck einen Handschuh fallen; ein französischer Offiziersbedienter beeilte sich solchen aufzuheben und ihn dem Prinzen zu überreichen. Dieser gab dem Bedienten drei Dukaten, wofür dieser mit dem Beisatz dankte: bei unserm ganzen Regiment haben wir wirklich nicht so viel baar Geld, worüber allgemein gescherzt wurde. Nach diesem äusserte der Prinz Waldeck dem französischen Oberst sein Befremden, wie er als rechtlicher Mann, wofür er ihn ansehe, und nach den Grundsätzen der Menschlichkeit in dem revolutionären Heere dienen könne? Der französische Offizier aber erwiederte, wir streiten für unser Vaterland und nehmen es uns zur Ehre, solche Soldaten zu commandiren; aber ungleich ist der Fall bei ihnen; Sie stehen hier an der Spitze von Menschen, die ihr Vaterland verlassen, öfters ihren Eid gebrochen, und all' das Uebel über die Menschheit gebracht haben. Die Franzosen, welche den Prinzen an seinem abgeschossenen Arm wohl schon halb errathen hatten, erkannten ihn jetzt an irgend einem Wort. Schnell griffen sie nach ihren Hüten, bezeugten ihm allen gebührenden Respect unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken, gaben ihren Pferden die Sporen und ritten davon: Adieu mein General, auf Wiedersehn im Schlachtfeld, rief der letzte.

Wie fast allerwärts war in der alten französischen Armee das Vorrücken zu höhern Graden den Adelichen aufbewahrt. Dies Unrecht, nach unten hin wieder gut zu machen, hatte der Konvent in seiner Weise verordnet, daß beim Vorrücken stets der älteste des niederen Grades genommen werden solle, nämlich der lebensälteste, nicht der dienstälteste. War so bei einer Kompagnie ein Korporal nöthig, mußte man den ältesten Soldaten dazu nehmen; dies war vielleicht ein seitheriger Marketender, der in solcher Weise bald darauf Feldwebel und Hauptmann seyn konnte. Nachdem das Sinnlose eines derartigen Systems sich erwiesen, nahm man keinen Anstand, jedwede Regel des Vorrückens wegzuwerfen, und rein nach Gutdünken verfahren. Die Offiziere mußten sich gewöhnen, daß man heute den Kommandanten eines Bataillons an die Spitze einer Division stellte, um ihn vielleicht morgen wieder zum Bataillonschef zu machen.

Im Großen und Ganzen zeigte sich jetzt Zusammenhang in den Operationen der Franzosen, weil bei ihnen die obere strategische Leitung von einem Willen ausging, von dem Wohlfahrtsausschuß, in dessen Anordnungen sich der Genius ächter Kriegskunst nicht verkennen ließ, wie ein gleichzeitiger deutscher Schriftsteller sich ausdrückt. In der Ausführung jedoch mangelte jener höhere Zusammenhang oft gänzlich und es vermißt der Beobachter jene Kunst des Heerführers, Zeit und Verhältnisse richtig wahrzunehmen.

Durch das Getriebe der politischen Bruderschaften hatten die französischen Armeen in Zweibrücken und dem Elsaß wiederum neue Oberanführer erhalten, in den Personen zweier junger Männer, die fast unbekannt, doch in Kurzem, wiewohl in verschiedener Weise, einen Ruf erwerben sollten. Pichegru, der neue Befehlshaber der Rheinarmee, hatte zwar noch nie einen feindlichen Soldaten gesehen und seine Laufbahn vom Privatmann zum Oberfeldherrn ohne sonderliche Mühe zurückgelegt. Durch die Volksvereine zu Besançon war ihm dort das Kommando eines Bürgerbataillons übertragen worden, und er dadurch in Verbindung mit den Führern des Jakobinerklubbs gekommen, die ihn vorwärts schoben. Als Mann von Bildung und Urtheil wußte er sich übrigens bald Vertrauen zu verschaffen. Hoche, den man zum Befehlshaber der Moselarmee ernannt hatte, war der Schützling des Franziskanerklubbs (der Cordeliers). Von niederer Herkunft, ohne Kenntnisse, doch von tüchtigem Zeug, mit jener unbegrenzten Zuversicht, die an keinem Erfolg zweifelt, freigebig mit großen Redensarten in gemeiner Weise vorgetragen, trug dieser junge Feldherr ganz das Gepräge seiner Partei. Hoche hatte den Feldzug unter Custine in den Niederlanden mitgemacht, war also nicht gänzlich ohne Krigserfahrung.

Bemerkenswerth ist das fast jugendliche Alter aller damaligen Generäle der Franzosen und so vieler ihrer Volksmänner. St. Cyr, der damals 30 Jahre zählen mochte, berichtet von einem Kriegsrath der vereinigten Rhein- und Moselarmee, wobei er das älteste Mitglied gewesen sey.

Kleber, den Löwen von Strasburg, welcher schon ein Kommando bei der Moselarmee geführt, hatte der Ruf auch bereits genannt. Doch von den jüngsten dieses neuen Feldherrngeschlechtes, dem kühnen Aar, welcher eben die Fittige prüfte, indem er gegen die Engländer in Toulon seine ersten Blitze schleuderte, von diesem war kaum noch eine Kunde an den Rhein gedrungen.

Übrigens konnte keiner der jungen Feldherren für seine Untergebenen Gegenstand des Neides seyn; man betrachtete sie im voraus als Opfer derjenigen Partei, welche in Paris die Oberhand erhalten würde, und Ehrsucht war, wie leicht begreiflich, eine Seltenheit unter den Offizieren des damaligen republikanischen Heeres.

Hoche und Pichegru hatten gemessenen Befehl, Landau und Fortlouis zu entsetzen. Das Letztere war bereits verloren; daß sie alles daran setzen würden zur Befreiung des ersten Platzes, ließ sich vorhersehen, denn alsdann war es auch aus mit allen „Eroberungen" der Deutschen, im Elsaß sowohl, als an der Saar. Mit den neuen Obergeneralen waren auch namhafte Verstärkungen an Mannschaft auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen. Von dem Reste des allgemeinen Aufgebotes hatte man einen Theil der Garnisonen ablösen lassen, um denselben zum aktiven Heer zu senden. Auch starke Abtheilungen des Ardennenkorps und der Nordarmee hatte man

an den Rhein gezogen; Prinz Koburg, bereits in den Winterquartieren feiernd, ließ es ruhig geschehen.

Mit Anfang Novembers bereiteten sich die französischen Armeen wieder angriffsweise vorzugehen. Doch bevor wir die nun folgenden Ereignisse schildern, noch einen Blick zu unseren lieben vaterländischen Kriegern.

Im deutschen Heerlager.

Auf dem Posten von Jägerthal, erzählt ein „alter preußischer Offizier" in seinen Erinnerungen aus den Feldzügen von 1792—1796, löseten uns 6 Kompagnien Kaiserlicher (ein volles Bataillon), befehligt von einem uralten würdigen Oberlieutenant, ab. Die höheren Offiziere, überhaupt die meisten (so sagte man), waren theils todt, theils ausser Gefecht; die Mannschaft war tüchtig, wie in Pulver geräuchert, und daher Ehrfurcht erweckend. Von dem Geist der Subalternoffiziere ward zu der Zeit nicht durchaus Gutes gesagt und das Prinzip des Ehrgefühls nicht für so herrschend gehalten, als seitdem die leitende Hand des erhabenen Erzherzogs Karl dies bewirkt hat. Doch konnte man sehen, daß das, was bei der Fahne geblieben, und im Feuer getauft, auch gediegen war. Am meisten trugen das Gepräge der Tüchtigkeit die Korporale. So ein Mann mit seinem Halselstock gab das ächte Nachbild eines römischen „Centurio" und konnte dreist, wie es auch wohl in der That geschehen, an die Spitze einer Kompagnie gestellt werden. Was wir damals in einem untergeordneten Grad beobachteten, wird von unsern Offizieren in östreichischen Hauptquartieren überall bestätigt: „Den gemeinen Mann habe ich täglich Ursache zu verehren, schreibt einer jener Offiziere; bei allen Fatiguen, und der öfters unnützen Aufopferung (dem Hinopfern) ist er willig, genügsam und brav."

Um die preußische Armee in ähnlicher Weise zu charakterisiren, so ist gewiß das Urtheil des östreichischen Feldherrn selbst, das er einige Wochen später aussprach, als wir ihm so wirksame Hülfe geleistet, das kompetenteste. „Es ist Euer Durchlaucht bewußt, schreibt Wurmser dem Herzog, wie sehr der Feind läuft, wenn man ihn attaquiert, und wie keck er wird, wenn man sich alle Tage von ihm angreifen läßt." — Der alte Feldherr hatte sonach durch die eigene Anschauung erfahren, was man schon aus dem Vermächtniß Friedrich II hätte erfahren können, daß die preußischen Truppen für den Angriff gemacht sind, und daß es ihren Charakter verkennen heißt, wenn man sie in stetem defensiven Verhältniß hält. Daß dieses letztere trauervolle Prinzip in diesem Feldzug mit der laut kund gegebenen (darum im Ganzen gewiß verfehlten) Absicht, überall Menschen zu schonen, sie dennoch nicht demoralisirt







Kur-Pfälzische Infanterie.

1789.

Straßburg, gedruckt bei G. Silbermann

hat, wird immer für ihre ausserordentliche Güte zeugen, und ward am Schlusse dieses Feldzuges durch ausserordentliche Thaten beurkundet. Betrachten wir diese Armee, wie sie in unserer lebhaften Erinnerung steht, so dürfte sie ihren Vorfahren, mit denen Friedrich II seine ersten Kriege in Schlesien anfing, vollkommen gleich gestellt werden. In Tapferkeit, gutem Willen, regem Ehrgefühl und taktischer Vollkommenheit kamen ihr zu der Zeit keine Truppen in der Welt gleich. Man würde sehr irren, wenn man den gemeinen Soldaten nach dem Bild, das die Philantropie heutiger Zeit wohl von ihm entwirft, beurtheilen wollte."

(Daß der Soldat im Felde von seinen Oberen nicht so leicht willkürlichen Mißhandlungen ausgesetzt war, begreift sich wohl. Was die Prügelstrafe an sich anlangt, darf man allerdings nicht übersehen, daß sie einmal im Charakter der Zeit lag, und den von ihr Betroffenen damals so wenig entehrte, als seiner Zeit im altrömischen Kriegsheer.)

„Was die Intelligenz, die Kriegsgewandtheit der Offiziere betrifft, so durfte man sie hauptsächlich nur in der Klasse der untern Hauptleute und Subalternen suchen. Die Stabsoffiziere und Kompagniechefs hatten höchstens dunkle Reminiscenzen aus dem siebenjährigen Krieg — und meist dicke Bäuche. Dagegen hatte auf den jüngeren Offiziersstand die fortschreitende Kultur der Zeit schon vortheilhaft gewirkt, und empfänglich für Alles, sind aus ihm die höheren Befehlshaber hervorgegangen, welche 20 Jahre später unsre Schaaren zum Siege führten." (Eigenthümliches Geständniß eines Soldaten der alten Schule, daß das preußische Offizierskorps auf dem Kampfplatz gegen die neue französische Republik sich freisinnige und vernünftige Ansichten erwerben mußte.)

„Die Husaren, auch die Füsiliere und Jäger, als leichte Truppen immer am Feind, genossen nun hier die besondere Vergünstigung der mehreren Gelegenheit, sich vor dem Feind hervorzuthun und zu lernen. Vornehmlich den ersteren kam hiebei die entschiedene, von jedem Reiter gefühlte Überlegenheit über die schlecht berittenen und wenig gewandten Gegner zu statten, noch mehr aber die zuversichtliche Meinung, daß jeder feindliche Infanteriehaufe, der in der Ebene angeritten werden konnte, ihnen in die Hand gegeben sey. Es war gewiß kein Reiteroffizier in der Armee, der mit 30 Pferden nicht auf jedes feindliche Bataillon, das auf solche Weise zu fassen war, den Versuch gewagt hätte, und selbst ein mißlungener schreckte für die Folge nicht ab. Diesen leichten Truppen müssen wir auch, um gerecht zu seyn, noch die mehreren Ausnahmen von unserem obigen Urtheil über die älteren Offiziere vorbehalten."

(Unter den renomirteren Reiteroffizieren der preußischen Armee befand sich auch Blücher, der damals schon ein Fünfziger, doch noch in frischer Lebenskraft stand. Er und seine rothen Husaren waren für die französische Moselarmee gefürchtete Reiter.)

„Der Vorpostendienst in der preußischen Armee war musterhaft zu nennen.

Hier hatten die im Kriege von 1778 empfangenen Lektionen vortheilhaft gewirkt. Die Vorschriften des Feldreglements über die innere und äußere Sicherheit in Quartier und Lager können noch jetzt für vollkommen gelten. Wachsame Thätigkeit und Vorsicht war Ehrensache für den Offizier. Auch lebte das Talent des alten Ziethen, des Vaters der Husaren, in seinen Schülern noch fort. Wir könnten unter ihnen, vornehmlich in seinem noch bestehenden Regimente, Offiziere namhaft machen, welche in der Kunst, mit einem mäßigen Reitergeschwader eine ganze Armee zu sichern und den Feind im Athem zu erhalten, eine wahre Berühmtheit erlangt hatten. So war denn oft in den Quartieren der (preußischen) Armee wochenlang Ruhe, während die Vorposten es täglich mit dem Feind zu thun hatten, und nur von der Rückenfeigerei des einen oder andern Befehlshabers hatten mitunter die Truppen zu leiden, wenn sie ohne Noth unter dem Gewehr gehalten wurden."

„In der österreichischen Armee hatte die Vorsicht auf den Vorposten und in der Nähe des Feindes einen andern Charakter, und es war nicht ohne Interesse, der Verschiedenheit zu beobachten. Wo von uns ein Unteroffizier mit zehn Mann auf Feldwache gestanden, da setzten die Kaiserlichen wohl eine halbe Kroatenkompagnie an die Stelle, die aber den Tag über es sich bequem machte, und kaum von einer Schildwache behütet, sorglos im Waldlager sich pflegte. Man hätte ob solcher Sorglosigkeit staunen mögen. Mit Annäherung des Abends aber war im Lager rührige Bewegung: Alles unter Waffen, lauschende Streifwachen sah man nach allen Richtungen ziehen; die Feuer verlöschten und Alles war bereit, den Feind zu empfangen, auch wohl ihm einen Streich zu spielen. Ein kühner und schlauer Anführer hätte mit solchen Truppen Vieles der Art ausrichten können, und es ist sonderbar, daß gerade in diesen Zweig sich keine Laudon'schen Talente unter den Kaiserlichen fanden; die Preußen dagegen der thätigen Parteigänger mehrere zählten."

„Indeß waren jene Kroaten, in ihrer regulären Form unseren Füsilieren an die Seite zu setzen, ihren Vätern unter Maria Theresia nicht mehr ähnlich. Was damals Kroaten hieß, mochte man eher in den Szeklern, oder den verschiedenen ungarischen Freikorps wieder finden, die jedoch in mehreren ihrer hervorstechenden Charakterzüge von einem gewissen serbischen Freikorps (den Sereszanern) überboten wurden, das auch die nationalen rothen Mäntel noch beibehalten hatte, und, auf türkische Weise erzogen und organisirt, keinen Kampf der Christenheit scheute. Mag es auch übertrieben seyn, was Gustav Schilling in einem seiner Romane vorbringt, von einem abgeschnittenen Kopf, welchen man als den eines Franzosen präsentirte, in dem man den der alten Wirthin von der Buschmühle erkannt habe, oder daß einem pfälzischen Bauer ein französischer Zopf eingebunden und nachher der Kopf abgeschnitten worden sey, so kann man dem Korps doch Lust und Geläufigkeit zu so etwas nicht absprechen, und unsere Vorposten, wenn sie mit ihnen angrenzten, mußten die

Bekanntschaft immer mit der nöthigen Vorsicht machen, um nicht einzeln in ihren Bereich zu kommen und dann für gute Beute gehalten zu werden."

Was den Zustand der Kreistruppen betrifft, wird dieser fast schon aus dem Vorgetragenen zu entnehmen seyn. Unter den Offizieren mußte der abgeschlossene Korpsgeist, der aristokratische Zuschnitt und verhältnißmäßige Aufwand sich geltend machen, wie er allerwärts in diesen Körperschaften herrschend gewesen. War jener obligate Luxus, namentlich das hohe Spielen, auch bei den Kreistruppen nicht übertrieben, wie z. B. im preußischen Heere, so mußte er dennoch den Subalternoffizieren das Leben im Felde um so mehr erschweren, als diese in der Regel nicht sehr bemittelt, zu Hause meist eine Familie zu erhalten hatten. Der Zahl nach waren bei den Bataillonen im Verhältniß zur Mannschaft mehr Offiziere als in der kaiserlichen Armee, doch immer noch weniger als es jetzt der Fall ist, und betagte Lieutenants auch unter den Kreistruppen häufig. Die Unteroffiziere, in der Regel gediente, verläßliche Leute, waren gewöhnt an die Strenge und Umständlichkeit der damaligen Dienstvorschriften. Zu Anfang des Krieges bestand die Mehrzahl der Soldaten aus frisch geworbenen Leuten; doch hatten sie jetzt, unter österreichischem Oberkommando, eine mehr als achtmonatliche scharfe Kriegsschule durchgemacht, und bei der bekannten Tüchtigkeit des schwäbischen und allemannischen Stammes ist anzunehmen, daß sie in Art und Haltung den Kaiserlichen ziemlich gleichstehen mochten.

Fragt Jemand nach den Liedern, welche unsere Soldaten damals gesungen, daraus vielleicht einen Schluß zu ziehen auf ihre Stimmung und Anschauungsweise, dürfte er sich wohl wundern, in jenen Gesängen kaum die Spur zu finden von den bewegenden Ideen der Erstlingsjahre unserer neuen Zeit. Außer dem Soldatenlied **per excellentiam** dem „Prinzen Eugen", einem jener nie alternden Gesänge, deren kein Volk viele besitzt; außer den bekannten volksgemäßen Improvisationen zu beliebten Tanzweisen; sangen unsere deutschen Streiter in den neunziger Jahren, so wie während der napoleonischen Feldzüge höchst unschuldige, fast süßliche Schäfer- und Jägerlieder*), lauwarme Ergüsse einer künstlichen Gefühlsanstrengung, die sich auch in der sentimentalen Romanenliteratur jener Zeit abspiegelt. Dieselbe Erscheinung wird man wohl unter ähnlichen Verhältnissen stets wieder finden. In Zeiten, wo die Weltgeschichte so zu sagen auf den Straßen einherschreitet, wo gewaltige Ereignisse die Völker erzittern machen, da haben sie wenig Sinn für schwunghafte aufregende Poesie. Die Muse der Dichtkunst selber, wie sehr sie sich hingezogen fühlt zu vollendeten Begebenheiten, die sich ihr darstellen im versöhnenden

*) Eines der beliebtesten z. B. fing an:
Ich armer Has' im weiten Feld
Wie wird es mir so grausam nachgestellt rc.

Schimmer der Vergangenheit, so wenig mag sie sich heimisch fühlen während der Geburtsstunde gewaltiger Erscheinungen, während der Krisis ihrer Entwicklung, wo die ganze Gestaltung der Dinge beschienen von den grellen Reflexen wirrer Leidenschaften, wie großartig immer, doch für den formschaffenden Sinn kaum anders erscheinen kann, denn ungefüg und unschön.

Die täglichen Gefechte, der Rückzug.

Wurmser, auf reine Vertheidigung beschränkt, gedachte seine Winterquartiere durch starke Befestigungen zu schützen und eine Stellung an der Zorn zu nehmen, doch die Franzosen ließen ihm hiezu nicht mehr Zeit.

Am 18. November unternahmen sie einen ersten Angriff auf der ganzen Linie vom Rhein bis an's Gebirge. Sie wurden zwar überall zurückgewiesen, doch mußten die Kaiserlichen sich mit der Behauptung ihrer Position begnügen. Während offenbar der kaiserliche linke Flügel am Strom des Feindes Angriffsziel hätte seyn müssen, hatten sie ihre Hauptmacht wider den rechten Flügel gerichtet, wo Hotze bei Burweiler den Befehl führte. Der wackere Degen, mit Übermacht von drei Seiten zugleich angefallen, hatte den ganzen Tag festen Stand gehalten, und in der Nacht sogar die Franzosen, welche den Gegner ermattet wähnten, in ihrem Lager überfallen, ihnen viele Leute erstochen und vier Geschütze nebst eben so vielen Munitionskarren abgenommen. Die Gefechte an diesem Tage kosteten den Kaiserlichen 400 Mann nebst 8 Offizieren.

Seit diesem Zeitpunkt folgten kleinere Angriffe der Feinde fast ununterbrochen. Wurmser, seine Schwäche fühlend gegen einen Feind, der stets frische Truppen in's Gefecht zu führen vermochte, wollte sich im Hagenauer Forst festsetzen, und ließ nur noch Vorposten an der Zorn. Am 20. überschritten die Feinde diesen Fluß und drängten die diesseitigen Vorposten zurück. Der 22. und 26. waren wieder Tage ernsterer Gefechte. Aus den Papieren des an jenem Tage bei Reichshofen gefallenen Generals Burcy, von dem wir oben gesprochen, konnte Wurmser den Plan der Feinde entnehmen, welcher dahin ging, daß die Kaiserlichen durch Pichegru festgehalten werden sollten, während Hoche mit der Hauptmacht auf die Preußen losgehe, um sich später mit der Rheinarmee zu vereinigen und so auch Wurmser aus dem Elsaß zu drängen. Wirklich war die feindliche Moselarmee am 17. November in vier Kolonnen, über 40,000 Mann stark, von der Saar aufgebrochen, indem Hoche den Herzog von Braunschweig bei Pirmasenz aufsuchte. Als er den Gegner hier nicht fand, wandte er sich ohne Bedenken gegen Kaiserslautern, wo der preußische Feldherr zu seinem Empfang bereit stand, indem er, in gewohnter Weise, seinen Unterbefehlshabern für alle ihm gedenkbaren Fälle des feindlichen Anmarsches Vorschriften ertheilt hatte. Auf seine Über-

macht zählend, glaubte Hoche die Preußen als sichere Beute betrachten zu dürfen. Unterm 27., wo die ersten Vorpostengefechte statt hatten, schrieb er an Pichegru: „Endlich halte ich den Herzog fest, und morgen will ich ihm zur Ader lassen.“ Jedoch nach dreitägigem scharfen Schlagen, und einem Verlust von mehr denn 3000 Mann mußten die Franzosen eiligst den Rückweg suchen, denn mit größter Tapferkeit hatten Preußen und Sachsen überall gegen den doppelt stärkeren Feind Stand gehalten und seine Anfälle abgeschlagen. Namentlich hatten die sächsischen Reiter unter der Anführung von Kalkreuth tüchtig eingehauen. Ihrem Andrang widerstand nichts, und der Feind würde kein Stück Geschütz über den Otterbach gerettet haben, hätte Braunschweig sich nicht rein auf Abwehr beschränkt. Unser obiger Gewährsmann glaubte darum die Sachsen nicht besser loben zu können, als indem er sie „Preußen in weißen Röcken“ nennt.

„Die merkwürdigste Seite der Schlacht von Kaiserslautern“, fährt er fort, „scheint uns: daß ein Lehrling gegen einen vielerfahrenen alten Meister sie lieferte und die Erscheinungen und Ergebnisse in gewissem Sinn das Sprichwort bewähren könnten, daß die Extreme sich berühren. Abermals war die siegspendende Bellona gütig gewesen gegen den Ferdinand von Braunschweig, denn zum vierten Mal bot sie ihm jetzt Gelegenheit, sich ungestört mit Wurmser vereinigen und im Elsaß siegen zu können. Denn offenbar war der ihm mit dem Blachfelde von Moorlautern fast aufgedrungene Sieg wohlfeil erkauft; der Sieger aber hatte die Früchte des Sieges wiederum nicht ärnten mögen. Blücher, der damals schon hochaufstrebende Husar, gab sich selbst Vollmacht dazu. Er schrieb vom Sattel den 30. Nachmittags: „Der Feind retirirt nicht, er flieht! ich folge ihm auf Homburg.“ — Weiter aber konnte er die Verfolgung nicht treiben, und mußte sich mit einem glänzenden Gefechte bei Sembach begnügen, da er nur seine Husaren und sächsische Dragoner bei sich hatte und der Herzog keine Infanterie nachsendete. Denn unmittelbar verlegte dieser seine Truppen wieder in die vermeintlichen Winterquartiere.

Doch bereits am 5. Dezember mußte der Herzog erfahren, daß er den Feind keineswegs für den ganzen Winter los sey. Obgleich nun der Sturmregen eines neuen Anrückens der Moselarmee sich als unbegründet erwies, sollte Braunschweig bald belehrt werden, daß Hoche an noch Entscheidenderes denke, als an eine Wiederholung bei Kaiserslautern. In der That war dieser General bis Blieskastel zurückgegangen, wo er am 3. Dezember ankam. Allgemein fürchtete man in der französischen Armee, daß der junge Feldherr gleich seinen Vorgängern für die Niederlage zur Rechenschaft gezogen werden würde. Doch der Konvent schien nach gerade eingesehen zu haben, daß das Köpfen der Generale zu nichts führe, und anstatt zu strafen, betraute man Hoche mit dem Oberkommando der Mosel- und Rheinarmee. Unterdessen hatte die Rheinarmee ihre steten Angriffe gegen die Stellung Wurmser's fortgesetzt.

Heiß war am 2. Dezember ein Treffen bei Berstheim, welches die französischen Auswanderer unter Condé besetzt hatten. Franzosen gegen Franzosen fochten hier mit der Erbitterung des Bruderkriegs, die Republikaner wurden zurückgeworfen uud mußten ihren Gegnern 7 Geschütze überlassen.

Am 4. hatte der unermüdliche Hotze den Feind wieder in seinem Lager überfallen, ihm viel Leute im Schlaf erstochen und 6 Kanonen entführt. Auch die folgenden drei Tage vergingen unter blutigen Scharmützeln; doch vereinzelnte Vortheile vermochten Wurmser's gefährliche Lage nicht zu bessern, denn an einem Ort geschlagen, erschienen die Feinde an dem andern wieder in verstärkter Zahl. So kam endlich der 9. Dezember, der erste Unglückstag. Die Emigranten, bei Berstheim, das sie bisher so muthig vertheidigt hatten, wieder angegriffen, verließen jetzt die Stellung fast ohne Gegenwehr und dieser keineswegs entscheidende Umstand verursachte ein verhängnißvolles Zurückweichen der ganzen kaiserlichen Armee, nach Hagenau, Reichshofen, dem Liebfrauenberg und Lehmbach. „Bemerke man doch, von welchen geringfügigen Ursachen die Ereignisse im Kriege abhängen", sagt St. Cyr bei diesem Anlaß mit achtungswerther Unparteilichkeit; „seit 14 Tagen schlug man sich mit Erbitterung auf allen Punkten der Armee, zurückgeworfen auf dem einen, Sieger auf dem andern, gab es nie ein Resultat; da erhielt man plötzlich am 9. Dezember ein sehr großes, so zu sagen ohne Kampf. Man sah eine tapfere kriegserfahrene Armee auf einmal eine große Linie verlassen, auf der sie bisher mit Vortheil geschlagen hatte, weil ein einziger Punkt ihrer Stellung, nicht überwältigt, sondern aufgegeben worden war, ohne daß man einen genügenden Grund anzugeben vermag. Das Korps von Condé, welches am 2. seinen Gegnern einen Verlust von 7—800 Mann beigebracht hatte, verweigert am 9. Revanche und macht einen eiligen Rückzug, welcher den der ganzen östereichischen Armee nach sich zieht, weil jener Punkt bei Freschweiler von Wichtigkeit schien. Das war die erste rückgängige Bewegung Wurmser's, und darum am schwierigsten auszuführen."

„Ohne den wahren Grund dieses Ereignisses zu kennen, begnüge ich mich mit dem Ausspruch, daß der Charakter der Kriege eben verschieden ist, und daß man selbst bei Heroen Augenblicke der Schwäche findet. Unser Triumph war so bescheiden, als er es dem geringen Kampfpreis nach seyn mußte."

Bereits am 4. Dezember war der kaiserliche Feldherr benachrichtigt worden, daß eine 12,000 Mann starke Kolonne der feindlichen Moselarmee bei Bitsch eingetroffen sey. Dieser ersten sollten in kurzen Zwischenräumen noch drei andere nachfolgen, nämlich die ganze Moselarmee, mit Ausnahme einer einzigen Division, welche an der Saar zurückgeblieben war, dann noch starke Abtheilungen der französischen Nordarmee; lauter geübte Truppen, deren Werth sich schon in den ersten Gefechten geltend machte. Schon am 8. entwickelte jene erste Kolonne ihre Streitkraft gegen den General Hotze, der sich

gegen alle Angriffe fortwährend auf den Höhen von Reichshofen und Freschweiler hielt. Am 14. und 15., nachdem die zweite neue Kolonne angerückt war, drängten die Franzosen wieder mit aller Macht gegen die Posten an der Dahnbrücke, in Lehmbach und auf dem Krähenberge bei Matschthal. Der Übermacht mußten die Unsrigen endlich weichen, doch in diesem Augenblicke erschien der Herzog von Braunschweig mit 8 Bataillonen und einem Dragonerregiment auf dem Kampfplatz. Die Franzosen waren nun alsobald wieder zurückgeworfen, und in der Nacht noch der Krähenberg durch die Darmstädter und ein Bataillon Kaiserliche wieder erobert worden.

Warum der Herzog nur mit solch kleiner Abtheilung, und nicht mit seiner ganzen Macht von Kaiserslautern, dem bedrängten Verbündeten zu Hilfe gezogen ist, scheint schwer begreiflich. Es wäre eine so natürliche Maßregel gewesen, auch beide Armeen zusammenzuschieben, nachdem der Feind dies gethan. Zudem herrschte gerade jetzt in dem entscheidenden Zeitpunkt Hader unter den französischen Feldherren wegen des Oberbefehles, und der Zwiespalt hatte bereits im Heere um sich gegriffen. Zeuge davon ist das zusammenhanglose Anrücken der verschiedenen feindlichen Heersäulen, so wie ihr ganzes unruhiges Handeln. Doch selbst die kleine aber unerwartete Hilfe der Preußen war Wurmser willkommen und belebte seine Zähigkeit wieder, denn nochmals hoffte er seine ausgedachte Winterpostirung halten zu können. Zu einer Hauptschlacht schien es jetzt kommen zu müssen; aber Braunschweig verweigerte hiezu die Mitwirkung: das Ziel des Feldzuges schien ihm nur erreichbar durch Festsetzen in ausgesuchten Vertheidigungspositionen. Da, am 22., als die sämmtlichen Kolonnen der Franzosen ihre Stellungen eingenommen, sah man die Feinde auf den Höhen von Nachweiler in voller Bewegung und zum Angriff wider Hotze's Heeresabtheilung herabschreiten, und denselben mit heftigstem Geschützfeuer beginnen. Heute nun mußte der bisher tapfere General dem Feinde weichen, denn die Streitkräfte waren zu ungleich. Schritt für Schritt wich Hotze auf den Liebfrauenberg bei Sulzbach zurück, nachdem er diese kurze Erdstrecke dem Feind 14 Tage lang streitig gemacht.

Nach diesem Ereigniß war die Stellung an der Moder nicht mehr haltbar. Wurmser zog seine Armee hinter die Sur (Sauerbach) zurück, allein nachdem Hotze auch die treffliche Stellung auf dem Liebfrauenberge nicht länger zu halten vermochte und sich weiter auf den Geisberg herwärts Weißenburg zurückgezogen hatte, blieb Wurmser auch keine Wahl, als gleichfalls den Rückzug nach Weißenburg anzutreten. Doch gefahrvoll war dieser Rückzug Angesichts eines immer heftiger andrängenden Feindes, und wirklich hatte man die Rettung der Armee den tapfern Grenadieren von Jordis zu verdanken, welche als Nachhut das dreimal ihnen entrissene Dorf

Retschweiler mit stürmender Hand zum viertenmal einnahmen; sich bis zur Nacht hielten, und so dem Strom der Feinde den aufhaltenden Damm bereiteten. Eben so tapfer und glücklich hatte General Auffeß das Vordringen der Feinde bei Sulz und Surburg abgehalten. Der Feldherr selber sprach diesen Braven den Dank der Armee aus. In der Nacht auf den 24. um 2 Uhr bezog die Armee ihre Stellung auf dem Geisberg.

Braunschweig, der sich auf der Scheerhöhle (dem Taubenberg) verschanzt hatte, war nun der Ansicht, daß man hier ausharren und die fortwährende Blockade von Landau decken solle. Wurmser aber hatte seine Hoffnung aufgegeben. In Folge eines Kriegsrathes, welcher in der Nacht noch auf dem Schloß Geisberg gehalten worden war, wollte er, als letzten Versuch, an einer allgemeinen Angriffsbewegung am 26. theilnehmen, und wirklich standen mit dem grauenden Morgen die todtmüden Krieger schon wieder in Angriffskolonnen formirt, als Rapport einlief, daß der Feind im Anweiler Thal (dem Thal der Queich) die preußischen Jäger umgangen und vertrieben habe, und daß man von jener Seite einen Hauptangriff erwarte. Der diesseitige Angriff unterblieb nun, und die versammelten kaiserlichen Generale sprachen sich einstimmig dahin aus, daß man über den Rhein zurückgehen müsse, wie sehr auch Braunschweig dagegen eifern mochte. Offenbar war des Herzogs Feuereifer zu spät erwacht, denn wirklich schauderhaft war der Zustand der Kaiserlichen. Achtundzwanzig blutige Gefechte hatte dies brave Heer seit dem 18. November geliefert und war bis auf die letzten Tage immer Sieger geblieben. Quartiere kannte der Soldat kaum mehr, an den Feuern der Beiwacht konnte er nur wenige Stunden der Ruhe finden, um von Reif bedeckt oder von Regen durchnäßt, vor der Sonne wieder unter den Waffen zu stehen. Die meisten Bataillonen hatten ihren Kommandanten verloren, manche fast alle ihre Offiziere, dreizehn Generale waren durch Wunden oder Krankheit dienstunfähig, über 4000 Mann waren todt, verwundet oder gefangen, und an 15,000 lagen in den überfüllten Spitälern, zum großen Theil eine sichere Beute des Todes. Von einer regelmäßigen Verpflegung war seit den Tagen der ersten Unfälle keine Rede mehr; ohne Schuhe und abgerissen an Kleidern thaten die übriggebliebenen ihren harten Dienst.

Während nun Braunschweig den Erbprinzen von Hohenlohe eiligst in's Anweiler Thal abordnete und Wurmser seine Kolonnen wieder in Linie rücken ließ, war Hoche bereits mit drei starken Kolonnen zum Angriff wider die Verbündeten vorgegangen. Abermals entbrannte der heiße Kampf. Den ersten Stoß hatte die Kolonne des General Auffeß bei Schleithal auszuhalten, die sich auch bis Mittag brav geschlagen. Dann aber war sie zurückgedrängt worden und kam gegen 2 Uhr aufgelöst am Fuß des Geisberges an, wo sie unter dem Feuer der oben postirten Artillerie Schutz fand. Der

preußische Posten bei Klemmbach war unterdessen auch geworfen worden, aber bei dem nun folgenden Angriff auf die Scheerhöhle holten die Franzosen sich nur blutige Köpfe. Nicht also erging es auf dem Geisberge, wo die Soldaten, ohne Verschanzung, den von allen Seiten hersausenden Geschossen blos gestellt waren. Die Ankunft der Flüchtlinge von Auffeß's Korps brachte auch hieher Verwirrung. Vergeblich führte Wurmser selbst 30 Schwadronen dem Feind entgegen: das prasselnde Gewehr- und Geschützfeuer zwang sie zur Umkehr. Einer der Letzten, welche Kehrt machten, war Wurmser selbst; schon hatten einige französischen Chasseure sich an ihn gemacht, als ein Korporal von Waldeck-Dragonern den Feldherrn noch heraushieb. Zum Glück für die Kaiserlichen waren die vier französischen Reiterregimenter ihnen gegenüber schlecht angeführt, ihr Befehlshaber, General Donnadieu, wußte seinen Vortheil nicht zu benützen, und Hoche ließ ihn deßhalb unmittelbar nach der Schlacht erschießen.

Herzog Ferdinand, auf dem Schlachtfelde stets ein Held, welcher von der Scheerhöhle aus die Unordnung auf dem Geisberge wahrnahm, eilt in Person dahin; unterwegs trifft er auf ein zurückweichendes kaiserliches Grenadierbataillon, ermahnt dasselbe zur Umkehr und führt es die Höhe wieder hinan, als gerade feindliche Infanterie sich oben festzusetzen begann. Vier andere Bataillone Infanterie und zwei Bataillone Kroaten, durch das Beispiel des Herzogs angefeuert, stürmen ihm nach und werfen den Feind wieder von der Höhe hinab. Mit größter Anstrengung bringen die Soldaten 14 Stücke Geschütz aller Gattung in Batterie, woraus unverweilt die Franzosen, namentlich ihre Kavallerie bei Altstatt, beschossen und zum Rückzug gezwungen wird. Immer heftiger entbrannte nun der Kampf auf der Fronte. Doch die Kaiserlichen haben sich wieder ermannt, und weichen nun aller Übermacht keinen fußbreit mehr, bis zur dunkeln Nacht, welche ihren Schatten wieder herabsenkt auf 600 todte und todtwunde Streiter. Sie hatten geblutet, daß man noch Zeit gewann, auf eiligst zusammengerafftem Fuhrwerk 1800 Kranke aus dem Lazareth von Weißenburg fortzuschaffen. Diese Armen waren gewiß bedauernswerther als ihre bereits erkalteten Brüder.

Um 10 Uhr in der Nacht ward das auf dem Geisberg stehende Korps abgerufen, gleichfalls die Lauter zu passiren und sich dem Rest der Armee anzuschließen, welche zurückwich in die Position von Freckenfeld, die man vor dem Sturm der Weißenburger Linien inne hatte.

Mit dem Anbruch des folgenden Tages stand Wurmser bei jenem Ort; den 27. setzte er seinen Rückzug fort, während die Nachhut sich mit dem Feinde herumschoß. Nachdem man diese bei Rilsheim noch einmal zurückgeworfen, überschritt Wurmser mit dem größten Theil des Heeres den Rhein bei Philippsburg. Daß der Rest mit dem Reservegeschütz seinen Übergang bei Mannheim bewerkstelligen durfte, dazu war erst noch eine

vierundzwanzigstündige Verhandlung mit den pfälzischen Behörden nöthig, welche endlich auch verwilligten, daß die pfälzische Garnison noch durch zwei kaiserliche Bataillone verstärkt wurde. Während des ganzen Rückzugs vom Geisberge verlor die Armee noch 17 Kanonen, außer 12 Stücken, welche dort zurückgelassen werden mußten.

Gleichzeitig mit den Kaiserlichen hatten auch die Preußen ihre Stellung verlassen. Der Herzog v. Braunschweig selbst war so lange an der Lauter verblieben, bis der Letzte den Fluß überschritten hatte. Am 28. zog die preußische Nachhut an dem bereits entsetzten Landau vorüber: hier hatte sie bei sinkender Abendsonne noch das großartige, aber ingrimmerregende Schauspiel des Viktoriaschießens der Veste mit einem Lauffeuer von Geschütz und kleinem Gewehr, worein das Donnergetös des eigenen Gefechtes sich mischte. Die Garnison feierte ein zweifaches Fest, denn so eben war bei der französischen Armee auch die Kunde der Befreiung von Toulon eingelaufen.

Hoche folgte der kämpfend zurückgehenden preußischen Armee. Hie und da bezeichnete ein aufloderndes Dorf den Zug der feindlichen Heere. Bei Frankenthal fiel letztmals noch ein scharfes Gefecht vor, wobei ein großes Magazin in Flammen aufging.

Das war überhaupt eines der Zeichen jener Zeit: so wie eine Armee zurückzuweichen genöthigt war, sah man da und dort ein Magazin in Flammen aufgehen, denn den Herren Kriegskommissären, damals ein regelmäßig raubendes Korps, war die Gelegenheit Vorräthe zu verbrennen, „damit sie dem Feind nicht zufallen sollten", stets erwünscht, um ihre Defekte zu decken und Rechnungen zum eigenen Vortheil zu schreiben.

Zwischen dem Rhein und der Nahe konnte Braunschweig endlich sich festsetzen; sein Hauptquartier blieb in Mainz.

Im Zug des Sieges hatte der französische Oberfeldherr den Plan gefaßt, zum Schlusse noch Trier zu nehmen. Aber alle Stimmen erhoben sich dagegen, als diese Absicht bekannt ward: man führe nicht Krieg, um Eroberungen zu machen, hieß es allgemein. Zugleich fingen die Soldaten an, haufenweis nach Hause zu laufen; manche Bataillone zählten bereits über hundert solcher Ausreißer. Hoche mußte umkehren, sonst wäre ihm in einigen Tagen die ganze Armee auseinander gefallen.

Der Sieger Hoche fiel jetzt bei dem Konvent in Ungnade und mußte nach Paris in's Gefängniß wandern, woraus ihn erst (mit so vielen andern) der 24. Juli 1794, der Tag von Robespierr's Sturz, erlöste.

Dies der Ausgang des denkwürdigen Feldzugs von 1793 am Rhein und der Saar. An allen andern Gränzen, gegen Italien, gegen Spanien, waren die Franzosen in diesem Jahr unterlegen, oder hatten wenigstens keinen Vortheil über die Gegner zu erringen vermögen. Bereits im Januar war eine Flotte von 22 Schiffen aus Toulon ausgelaufen zu einer Unternehmung gegen Sardinien:

auch dies wär vollkommen gescheitert, und nach einigen Monaten beherrschte die englisch-spanisch-neapolitanische Flotte das Mittelmeer. Noch unglücklicher war die neue Republik jenseits des Oceans, wo sie fast all ihre Kolonien verlor.

Daß die Dinge am Rhein das klägliche Ende nahmen, daß zwei herrliche Armeen einen so traurigen Feldzug machen mußten, kann wohl Niemanden befremden nach der vorhergehenden Darstellung der Begebenheiten. 40,000 Preußen und Sachsen liegen unthätig an den Nordabhängen des Vogesengebirges, während die kaiserliche Armee im Rheinthal den Anstrengungen und den Opfern von vierzehntägigen heißen Gefechten auf einer Ausdehnung von zwölf Stunden erliegt. Unsere braven Soldaten, Sieger in allen Kämpfen, müssen den Feldzug verlieren. Gewiß hatte die Uneinigkeit der Feldherren ihren guten Antheil an jenem Ausgang; aber diese Uneinigkeit selbst fand ihre Quelle und ihre Nahrung in der alten Politik der Mächte. Furcht vor den Ideen der Revolution hatte die Höfe und die gewaltige Aristokratie zum Schwert greifen machen; Hoffnung auf Eroberungen und Gebietsvergrößerungen unterhielt den Kriegseifer der Kabinette. Über die Theilung der Beute aber ward man uneins, noch bevor man sie erfaßt. — Mit der Belagerung von Landau, dessen Einnahme das Schicksal des Kampfes entschieden hätte, war es Preußen nie recht Ernst, oder wenigstens wollte man kein Opfer daran setzen, weil man fürchtete, am Ende eine Eroberung für den Kaiser zu machen. So hatte der König im Sinn, im Dezember noch einmal ein Bombardement der Veste zu versuchen, was jetzt wohl von Erfolg hätte seyn können, allein der Herzog von Braunschweig wußte vorzurechnen, daß dies einen gar so großen Aufwand von 30 bis 40,000 Thalern verursachen würde, und dies hielt man schon für zu viel. Vollkommen an's Licht traten die Gesinnungen Preußens mit dem nächsten Jahr.

1794.

Bereits im verflossenen Herbste hatte man von Wien aus Sorge getragen, daß die öffentliche Meinung mit der Nothwendigkeit eines dritten Feldzuges gegen Frankreich vertraut gemacht werde. „Des Erzhauses Oesterreich gar nicht bekannte Staatsquellen und Hilfsmittel würden allein hinreichen, den Krieg fortzusetzen gegen eine bereits so erschöpfte Nation, welche nur noch zu den äußersten, von der Verzweiflung selbst eingegebenen Mitteln ihre Zuflucht nehmen könne. Aber durch der Bundesgenossen Beharrlichkeit, den Beitritt Rußlands und der bisher neutralen Höfe; bei der sonst nirgends zu befürchtenden Friedensstörung, würden die Mittel so bedeutend, daß man sich ganz dem Geschäfte des Krieges gegen Frankreich hingeben dürfe.“

Trotz solch halbem Prahlen und halbem Eingestehen, oder vielmehr wegen solcher Sprache, hatte die Flucht des kaiserlichen Heeres auf das rechte Rheinufer bei den Bewohnern desselben und deren Nachbarn, die noch vor wenigen Wochen nur Siegesbothschaften vernommen, einen unbeschreiblichen Eindruck machen müssen. Doch gewaltig anders war dieser Eindruck bei den verschiedenen Klassen des Volkes. Der Landmann, der kräftigere Kleinstädter, welcher noch nicht an Weltbürgerthum und politischer Nervenschwäche laborirte, sah, wie die Sachen nun einmal lagen, einfach einen drohenden Einfall des Erbfeindes deutscher Nation, jetzt auch des Erbfeindes christlicher Gesittung, einen Einfall, dem man nach der Väter Weise mit gewappneter Faust entgegen treten müsse. Die Volksbewaffnuug ward neuerdings allgemeine Angelegenheit, und bereitwilligst harrte man des Rufes der Kriegsherren. Aber „die alten Perücken" an den Höfen der Fürsten waren den jetzigen Ereignissen gegenüber rath- und thatlos. Friede, wenn auch kein allgemeiner ehrenhafter, doch ein kleiner Sonderfriede unter schlechtesten Bedingungen, wenn nur die Existenz aller Höchst-, Hoch-, Hochwohl- und Edelgebornen dadurch salvirt werde, das waren die Gedanken mit denen man sich hier vertraut machte. — Abermals andere Ansichten gingen um bei einer dritten Klasse, den Gelehrten und sogenannten Gebildeten, welche nicht unmittelbar von Höfen und Ministerien abhingen; es waren dies im Ganzen ehrliche Leute, die es redlich mit dem Vaterlande meinten, aber den Volksgeist nicht kannten, und diesen Geist nicht kennen konnten, den man seit Jahrhunderten so planmäßig niedergehalten. Jene „Gebildeten", an einem Besserwerden im heiligen römischen Reich längst verzweifelnd, begrüßten nun den nahenden völligen Einsturz als letztes Rettungsmittel: aus den Trümmern wollten sie, nach philosophischer Methode, einen staatlichen Neubau zusammenkitten.

Des Volkes kräftige Erhebung scheint indeß auf die Kabinette selbst rückgewirkt zu haben; in der Weise wenigstens, daß der Kaiser, der Kurfürst von Mainz nebst andern Reichsfürsten, selbst der Reichstag, sich mit einer Organisation des Aufgebotes beschäftigten und man auf die allgemeine Bewaffnung sogar einen Plan zur Vertheidigung von ganz Süddeutschland gründete. — Doch Preußen's Benehmen gab dem Verlauf der Dinge wieder eine andere Richtung. — Schon war es bekannt, wie der Hof von Potsdam den Krieg gegen die Franzosen nur unter gewissen Bedingungen fortführen wolle. In den preußischen Standquartieren, zu Mainz, zu Frankfurt, konnte man es überall hören, daß der Krieg gegen Preußen's Interesse sey. Man ließ es nicht fehlen an Beschwerden und Ausfällen über die Kaiserlichen, welche alle Schuld an dem schlimmen Ausgang des Feldzugs tragen sollten. Koburg's Winterruhe, Wurmser's Rückzug mußten die Unfälle lediglich herbeigeführt, selbst der brave Hotze durch sein Verlassen des Liebfrauenbergs gewisse Siegesprojekte unausführbar gemacht haben; wie denn bei

unglücklichen Unternehmungen gegenseitiges Anschuldigen der Betheiligten so leicht stattfindet. Hier aber war es offenbar auch das Echo der Stimmung in den hohen Regionen. In der That schien Preußen für den Augenblick der Drehpunkt aller Unterhandlungen geworden. Der dortige Minister Luchesini war nach Wien gereist, dort die Forderung geltend zu machen, daß der Kaiser zum Unterhalt der preußischen Armee jährlich 30 Millionen Thaler bezahlen und als Unterpfand hiefür östreichisch Schlesien einsetzen solle. An Kurmainz hatte Preußen zu gleicher Zeit das Ansinnen gestellt, die vorliegenden Kreise, nämlich Baiern, Franken, Schwaben, Oberrhein, Kurrhein und Westphalen zur einstweiligen Unterhaltung der preußischen Armee am Rhein zu veranlassen und zu diesem Zweck alsofort einen Konvent jener Kreise nach Frankfurt zu berufen. — Am Reichstag und unter den Ständen entstand Rumor über eine muthmaßliche Absicht Preußens auf Säkularisation gewisser geistlicher Stifter, und Einverleibung einiger Reichsstädte als Entschädigung für bisherige Kriegskosten. Gerade unwahrscheinlich konnte solche Unterstellung nicht erscheinen bei der bekannten altpreußischen Politik, welche immer auf Gebietsvergrößerung im deutschen Reich gerichtet war und welche dergleichen noch im Jahr 1792 in Franken durchzusetzen gewußt hatte.

Was nun an jenen Gerüchten wahr gewesen seyn mochte, gewiß ist, daß man zu Anfang des Jahres 1794 drei außerordentliche Gesandte nach Berlin eilen sah, den Grafen Lehrbach von östreichischer Seite, den Lord Malmesbury von englischer und den Prinzen von Nassau, Seitens der Kaiserin von Rußland. Alsobald erschienen auch einige preußische Noten und offizielle Erklärungen. Den Kurfürsten von Mainz mahnte man bringendst ab von der ferneren Berufung des Aufgebotes. Die Reichsstände wurden beruhigt wegen der Gefahr angeblicher preußischer Vergrößerungsgelüste. Beim Reichstag ward mit größtem Nachdruck auf Abstellung der Volksbewaffnung gedrungen, als einer gefährlichen und unpolitischen Maßregel. Übrigens, erklärte Preußen noch, werde es seine Dienste Niemand aufdringen: wolle der Reichstag nicht sorgen für die künftige Unterhaltung der Armee, so werde der König sie zurückziehen und nur 20,000 Mann, nach den Verträgen mit Östereich, am Rhein lassen. Sein Kontingent als deutscher Reichsstand werde Preußen erst stellen, wenn ihm die Kosten der Belagerung von Mainz mit 1,800,000 Rthlr. vergütet seyn würden.

Bald darauf lief ein neues Gerücht um, daß den preußischen Geldforderungen Genüge geleistet seye, und die ganze Armee fortan in englischem Sold stehen werde. Begreiflich wieder viel Gerede deßwegen im Heere. Ein Parolebefehl erläuterte, daß Preußen von England nur Subsidien erhalten würde, wie es ja auch im siebenjährigen Krieg geschehen sey. Die Thatsache war, daß unterm 19. April im Haag ein Vertrag abgeschlossen worden war,

zwischen England und Holland einerseits und Preußen andererseits, wornach letztere Macht zum Krieg gegen Frankreich eine Armee von 62,400 Mann aufstellen werde gegen eine von den Ersteren zu zahlende Subsidie von monatlichen 50,000 Pfund Sterling, so wie einer Summe von 300,000 Pfund für erste Einrichtung und 100,000 für die Kosten der Rückkehr. Zudem würden die Seemächte (Holland und England) monatlich 1 Pfund 12 Shilling Unterhaltungskosten für jeden Mann zahlen. Bedenklich war der Artikel 6 dieses Vertrags, worin man übereingekommen, daß alle Eroberungen durch jene preußische Armee im Namen und zur Verfügung der Seemächte gemacht werden sollten. Mag man dies einen Subsidienvertrag nennen, auf Worte kommt es nicht an (Subsidie heißt zu deutsch Beisteuer); das aber ist anzunehmen, daß Friedrich II um keinerlei Beisteuer seine Armee hergeliehen haben würde, für Rechnung fremder Mächte auf Eroberungen auszugehen. Doch die Koalition war wieder zusammengeleimt, — Rußland hatte halb Europa auf's neue in Kriegen mit Frankreich beschäftigt und die Blicke der Welt von seinen Plänen auf Polen abgelenkt. England durfte hoffen sein Geld auf gute Zinsen angelegt zu haben, denn die Eroberung fremder Kolonien, die Vernichtung von Frankreich's Seefahrt mußten ihm seine Auslagen reichlich decken, und die herrische Aristokratie des Inselreiches durfte das Niedertreten der verhaßten Freiheits- und Gleichheitsideen erwarten. — Von dem Wohl Deutschland's aber war überall nicht die Rede: es genügte Allen, wenn seine Söhne ihr Blut hingaben für undeutsche Interessen. — Der Reichstag dekretirte bedächtigst neue Kriegsrüstungen, aber die Reichsstände vollzogen seine Beschlüsse nicht; die Herren zu Regensburg deliberirten, wie man die widerspännstigen Stände zwingen könne; aber sie fanden kein Mittel dazu, so wenig als der Kaiser selbst, dessen Abmühen gleichfalls vergeblich blieb. Der Reichstag beschloß endlich 50 Römermonate zu erheben, am 6. Juni einen Reichsfeldherrn zu ernennen, und endlich ein preußisches Korps in Reichssold zu nehmen. Die Ernennung des Feldherrn, in der Person des Herzogs von Sachsen-Teschen, geschah wirklich am 27. Juni; über die andern Projekte aber rollte das Rad der Begebenheiten bevor sie reifen konnten. — Der Volksbewaffnung war durch die preußischen Insinuationen die Lebensader unterbunden worden.

Unter diesen Zuständen begann der neue Feldzug. Zu Ende des vorigen Jahres hatte Frankreich vierzehn Armeen der Koalition und dem inneren Feinde entgegengestellt. Die theilweisen Erfolge des Jahres machten es möglich, jene Zahl auf neun zusammenzuziehen, nämlich 1) die West-Armee, 2) die Westpyrenäen-, 3) die Ostpyrenäen-, 4) die italienische, 5) die Alpen-, 6) die Rhein-, 7) die Mosel-, 8) die Sambre und Maas- und endlich 9) die Nord-Armee. Der innere Zusammenhalt, der Nachdruck in den gemeinsamen Unternehmungen wuchs bei den Franzosen mit jedem neuen Abschnitt des

Krieges, während die Zerfahrenheit ihrer Gegner stets offener zu Tag trat und mit der schwindenden Aussicht auf Eroberungen die gemeinsamen Triebfeder ihres Handels stets weniger Spannkraft zeigte.

Der lebhafteste, der entscheidende Kampfplatz des neuen Feldzugs war in den Niederlanden. Von den Ufern der Sambre, der Maas erstreckte sich die Bewegung des Kampfes bald über ganz Belgien, an das Meer, an die Ufer des Rheines und stromaufwärts, doch in immer kleineren Kreisen und Schwingungen. Die Bewohner des deutschen Oberrheines wurden noch nicht unmittelbare Zuschauer des Krieges, sie hatten nur befreundete Truppen zu ernähren.

In den Stellungen des kaiserlichen Heeres waren während des Winters keine erhebliche Veränderungen eingetreten. Die Reichstruppen standen von Offenburg aufwärts bis Lörrach; unser schwäbisches Kreiskontingent, unter General Stain, wieder in der Umgebung von Kehl. Das Hauptquartier wurde durch den einstweiligen Oberbefehlshaber, den Feldzeugmeister Brown, von Heidelberg nach Schwezingen verlegt, denn Wurmser war für den Augenblick vom Schauplatz abgetreten und nach Wien gegangen. Auch beim preußischen Heer war ein Wechsel des Oberbefehles eingetreten. Ferdinand von Braunschweig hatte das Kommando dem alten Feldmarschall Möllendorf übergeben. In hohem Grad entmuthigt war der Herzog in seine Residenz zurückgekehrt, und hatte die Ueberzeugung mitgenommen, daß die alte Weise der Kriegführung, die er selbst bisher geübt, und deren höchstes Ziel in der Regel gewesen, dem Feinde eine oder die andere Provinz abzujagen, da nicht mehr ausreichen könne, wo der Krieg zum Kampf von Nation gegen Nation geworden, und wo der Geist der Zeit als mächtigster Streitgenosse aufgetreten.

Bei der preußischen Armee waren übrigens noch im Jänner verschiedene Gefechte vorgefallen, in deren Folge die Franzosen sich endlich ganz hinter den Speierbach zogen, so daß beide Armeen ziemlich wieder dieselbe Stellung inne hatten, wie zu Anfang des vorigen Feldzuges. Denn der einzige Punkt hinter diesem Fluß, welchen die Östreicher noch inne gehabt, nämlich Fortlouis, war von ihnen verlassen und gesprengt worden. Der General Lauer hatte diesen Auftrag vorbereitet und in der Nacht vom 17. auf den 18. Januar trefflich ausgeführt. Alles Geschütz und alle Vorräthe wurden auf die rechte Rheinseite gerettet und der Nachtrab stieß seine Schiffe vom Ufer, nachdem der Knall der letzten Mine unter den Wällen in die Nacht hineingedonnert hatte.

Daß die Einigkeit der alliirten Generale in diesem Jahr nicht aufrichtiger sein, und darum am Rhein wenig Entscheidendes geschehen werde, ließ sich unschwer voraussehen. Man war auch hier vorzüglich auf Vertheidigung bedacht und bemühete sich zunächst die Plätze Kehl, Philippsburg, Koblenz und Ehrenbreitstein in vesten Stand zu setzen, vorzüglich aber die drei Hauptpunkte Trier, Mainz, Mannheim, welche nach der jetzigen

Wendung der Dinge eine Wichtigkeit ersten Ranges erhielten. Doch die Ausführung blieb, nach gewohnter Weise, weit hinter den Entwürfen zurück.

Namentlich sperrte sich die kurfpälzische Regierung wieder gegen alle Maßnahmen zur Verstärkung von Mannheim: erst am 9. May konnte man die Einwilligung hiezu erlangen. Wahrscheinlich fürchtete Pfalzbaiern, die Franzosen möchten die Sache übel aufnehmen. — Wurmser hatte zu größerem Schutz der Stadt ein kleines Korps vor der Rheinschanze lagern lassen. Es ward beschlossen, hier ein bevestigtes Lager anzulegen, welches die ganze Armee aufnehmen könnte. Am Ende aber schrumpfte dies Projekt zusammen auf die Anlage von drei Fleschen (pfeilförmigen Schanzen) vor dem Glacis der Rheinschanze.

Für Kehl geschah noch weniger, kaum daß der Schutt aufgeräumt und einige unverkleidete (nicht ummauerte) Redouten angelegt wurden.

Trier, ein ganz offener Platz, der gleichsam die Brücke nach den Niederlanden bildet, konnte nur durch vorwärtige Stellungen gedeckt werden. Dies veranlaßte zwischen den kaiserlichen und dem preußischen Feldherrn wieder ebenso endlose wie erfolglose Korrespondenzen, denn die Begebenheiten folgten noch rascher aufeinander als die Kurriere.

Mitte Februar hatte der Herzog von Sachsen-Teschen den Oberbefehl am Rhein angetreten. Die Streitkräfte betrugen jetzt im ausrückenden Stand: Kaiserliche 56,000 Mann, Preußen 41,000, die verschiedenen Reichstruppen sammt dem Condé'schen Korps 20,000 Mann. Ihnen gegenüber stand die französische Rheinarmee, 65,000 Mann stark, unter General Michaud, einem bis dahin unbekannten Namen (Pichegru hatte das Kommando der Nordarmee übernommen); die Moselarmee, 45,000 Mann stark, jetzt an Hoche's Stelle von Moreaux*) befehligt.

Von diesen Truppen gingen jedoch fortwährend Abtheilungen nach den Niederlanden ab. Gegen Ende März bezog Michaud ein Lager bei Kaiserslautern, indem er sich rechts über Neustadt längs dem Speierbach ausdehnte. Im April fanden bei Trier häufige kleine Angriffe statt, ebenso gegen Ende des Monats bei Mannheim und Oggersheim. Diese Kämpfe hatten französischer Seits nur den Zweck haben sollen, ihre bedeutenden Entsendungen zur Sambre- und Maasarmee und zur Nordarmee zu maskiren, so daß unter Michaud nur noch 36,000 Mann am Rhein blieben. All dies konnte die Alliirten nicht länger im Zweifel lassen, wohin die Hauptabsicht des Feindes gehe. Rein unnütz war ihre Übermacht am Oberrhein, da man hier durchaus nur vertheidigend bleiben wollte. — Vergeblich drangen

*) Nicht zu verwechseln mit Moreau, dem Feldherrn von 1796.

die Alliirten in den preußischen Heerführer, mit seiner Armee gleichfalls an die Maas zu rücken, wenigstens den Posten von Trier zu übernehmen, Möllendorf wußte jedes Ansinnen der Art stets abzulehnen. — Franz II war persönlich zu seiner Armee nach Brüssel abgegangen und am 17. April hatte in den Niederlanden der Feldzug begonnen, zu einer Zeit, wo der Reichstag mit seinen Berathungen über den Kriegsplan noch lange nicht im Reinen gewesen. Anfänglich hatten die Alliirten in Belgien auch Vortheile errungen, und die Veste Landrecis war in ihre Hände gefallen. Da entschloß sich Möllendorf endlich auch etwas zu thun; sein Hauptziel sollte angeblich eine Belagerung von Saarlouis seyn, und Herzog Albrecht ihn dabei unterstützen. Dieser stimmte auch bei, und beorderte ein Korps von 30 Bataillonen und 40 Schwadronen unter dem Kommando des Erbprinzen von Hohenlohe zur Mitwirkung: dies Korps war Mitte May bei Pfeddersheim versammelt. Die Preußen, ungefähr 50,000 Mann stark, sollten zunächst gegen Kaiserslautern manövriren; sie blieben über Oggersheim und Eppstein in Verbindung mit den Kaiserlichen. Der 23. May war zur Ausführung bestimmt. Das französische Korps bei Kaiserslautern ward geworfen, und mit einem Verlust von 2000 Gefangenen nebst 17 Geschützen nach Pirmasenz und Neustadt zurückgetrieben. Weniger glücklich war der Angriff des östreichischen Korps gegen die feindliche Stellung am Rehbach, wo General Dessaix befehligte; doch hatten die Franzosen auch hier schweren Verlust: 2000 Todte und Verwundete, 2000 Gefangene und gleichfalls 17 Geschütze. Des folgenden Tages zog Michaud den rechten Flügel gänzlich hinter die Queich. — Die Alliirten hatten im Ganzen 1000 Mann kampfunfähig. — Dies war immerhin ein versprechender Anfang, allein bei diesem Anfang blieb es vorerst, denn der preußische Heerführer hielt jetzt seine Armee 6 Wochen lang in reiner Unthätigkeit, zum Erstaunen für ganz Europa. Es rief dies im Londoner Parlament jenen ächt englischen Antrag hervor, die Subsidien für die preussische Armee tarifmäßig zu bezahlen: für eine Schlacht, ein Gefecht, ein Scharmützel u. s. w., so und so Viel.

Wenig ruhig blieb es inzwischen im Rheinthal, denn Dessaix war bekanntlich nicht der Mann, auf den ersten Fehlzug die Parthie verloren zu geben; doch hatte all sein Anstrengen keinen glücklichen Erfolg: durch das Hohenloh'sche Korps, bei dem sich unter andern jetzt auch Blücher mit seinen Husaren befand, wurden alle Angriffe der Franzosen zurückgewiesen. Aber auf dies Zurückweisen beschränkte man sich; das Ziel des Feldzugs blieb für die Feinde unverrückt. — Etwa 51,000 Preußen und 34,000 Östreicher hielten während des Juni die Strecke von Speyer bis Trier besetzt, eine Ausdehnung von mehr denn 20 deutschen Meilen. Dieser langen Schnur gegenüber waren die Franzosen von Tag zu Tag verstärkt worden, und hatten Landau, Saarlouis und Thionville als feste Anhaltspunkte.

In der Frühe des 1. Juli vernahmen die deutschen Heere Salven von kleinem Gewehr in dem feindlichen Lager bei Pirmasenz.

Es war den Siegen zu Ehren, welche die Franzosen in den Niederlanden errungen hatten. Man feierte diese Ereignisse um so freudiger, als wenige Tage zuvor die Herrschaft der Jakobiner in Paris ihre Endschaft gefunden hatte. — Fünfmal hatte die französische Sambre- und Maasarmee mit Jourdan den Übergang über die Sambre versucht, viermal zurückgeschlagen, war es ihnen das fünftemal geglückt, vesten Fuß zu fassen, und damit Charleroi, das Ziel aller ihrer Anstrengungen, zu gewinnen. Am 29. Juni hatte die blutige Schlacht bei Fleurus stattgefunden, in welcher zwar beide Theile den Sieg für sich in Anspruch nahmen, in deren Folge die Alliirten jedoch die Vereinigung der französischen Armeen unter Jourdan und Pichegru nicht mehr verhindern konnte und wodurch Belgien bis an das Meer für die Alliirten verloren gieng.

Jenes Freudenfeuer der Franzosen am 1. Juli war gleichsam die Ankündigung ihres Angriffes, welcher am folgenden Tage auf der ganzen Linie der Rhein- und Moselarmee statt hatte. — Noch einmal vermochte die deutsche Tapferkeit hier zu siegen. Dessaix war von den Östreichern unter Hotze, St. Cyr von Hohenlohe und Blücher, die Franzosen im Gebürge durch die preußischen Generale Kleist und Courbiere zurückgeworfen worden. — Aber der Feldmarschall Möllendorf, nicht geneigt die Vortheile weiter zu verfolgen, begnügte sich seine Armee bei Kaiserslautern zusammen zu ziehen. So ließ man dem Feind wieder Zeit zu neuen Vorbereitungen.

Ähnlich wie im vorigen Jahr, wenn gleich nicht so ununterbrochen, setzten die Franzosen jetzt ihre Angriffe auf die Linie der Alliirten fort. — Am 5. Juli hatten sie eine Rheininsel bei Altenheim und Goldscheuer mit 200 Mann besetzt. Der Befehlshaber des schwäbischen Kontingents, Feldzeugmeister Stein, ließ sie durch 150 Mann vom Regiment Wolfegg auf Schiffen angreifen und vertreiben. — Den steten Verhandlungen zwischen Möllendorf und dem Herzog Albrecht über den Schutz des immer mehr bedrohten Trier, machte ein allgemeiner Angriff der feindlichen Rhein- und Moselarmee am 12. und 13. Juli diesmal wieder ein Ende. Es gelang den Franzosen jetzt, die preußischen Gebürgsposten auf dem Schänzel, dem Saukopf, Johanniskreuz und Trippstadt nach hartnäckigstem Widerstand zu schlagen. Gegen die Rheinarmee unter den Divisionsgeneralen Dessaix und St. Cyr hatte die kaiserliche Armee vesten Stand gehalten; auch Hohenlohe mit seinem Korps hatte die feindlichen Angriffe zurückgewiesen, doch der Rückzug Möllendorfs auf Kirchheim-Poland und hinter die Eisbach nöthigte auch die Kaiserlichen zurückzugehen. Sie zogen sich bei Lußheim und Mannheim über den Rhein, den General Kospoth mit einem Nachtrab von 5 Bataillonen und 8 Schwadronen in einem Lager vor der Rheinschanze bei Mann-

heim lassend. Die Tage des 12. und 13. hatten den Kaiserlichen an 700 Mann gekostet. Französische Berichte schätzen den Verlust der Preußen auf 4000 Mann. Indessen hatten die Feinde ihren Sieg keineswegs wohlfeil erkauft; Geschütz und namhafte Gefangene blieben in deutschen Händen. — Alle Hoffnung der Verbündeten ruhte jetzt noch darauf, daß die Kaiserlichen die Maas mit Venloo und Maastricht halten könnten. Möllendorf und der Herzog Albrecht sollten Trier schützen, und das Mögliche für die Versorgung von Luxemburg, Koblenz, Mainz und Mannheim vollziehen. Allein über die Art des Zusammenwirkens konnte man sich nicht einigen, eine kostbare Zeit ging abermal thatlos dahin, während der Feind an der Mosel und dem Rhein immer stärkere Streitkräfte ansammeln konnte. So ging endlich am 8. August Trier verloren. Auch von Luxemburg, dem deutschen Gibraltar, waren die Östreicher abgedrängt worden, und hatten kaum in der Nacht noch 3 Bataillone zur Verstärkung der Garnison in den Platz werfen können. Jetzt sollte von allen Seiten das Mögliche geschehen zur Wiedereinnahme von Trier: Herzog Albrecht hielt wohlkombinirte Manöver hiezu für geeigneter, als offenes Drauflosgehen. Feldmarschall Möllendorf erklärte sich bereit mit einem Drittheil seiner Armee mitzuwirken, denn die ganze Streitmacht hier zu verwenden, könne er, ohne besondere Genehmigung des Königs, sich nicht erlauben, namentlich wegen den Schwierigkeiten der Verpflegung; doch auf die Drohung Herzog Albrechts, er werde sofort allein den Angriff wagen, willigte Möllendorf am 3. September in die Unternehmung. — Mitte September hatte die kombinirte Vorwärtsbewegung Statt. Aber schon auf dem vierten Marsch, noch einen vom Ziel, langte Befehl an zur Umkehr, denn die Kaiserlichen hatten bei Lüttich einen neuen Unfall erlitten und konnten zu dem Unternehmen nun nicht mehr, wie verabredet, mitwirken. Doch dem Erbprinzen von Hohenlohe war es beschieden, in diesen Tagen wenigstens die deutsche Waffenehre zu retten. Sein Korps, durch Abtheilungen von der Armee des Herzogs Albrecht ansehnlich verstärkt, sollte während des Marsches auf Trier die französische Rheinarmee durch Scheinangriffe beschäftigen. Der Erbprinz, auf Kaiserslautern zu manövrirend, war bereits am 17. mit dem Feind handgemein worden; er hatte zwar vorschriftmäßig nur Rekognoscirungen angeordnet, doch Befehl gegeben, etwaige Blößen des Feindes zu benützen, denn er wußte, daß er solche finden würde wenn er sie suche. Am 20. September, als der Erbprinz seine Schaaren eben auf den Höhen vor Neukirch aufgestellt, zeigte sich plötzlich der Feind in vollem Anmarsch; es kam zum scharfen Gefecht, in Folge dessen, am Abend des Tages, die Stellung der Franzosen ganz in den Händen der Alliirten, und jene in traurigem Zustand auf Pirmasenz zurückgeworfen waren. Über 1000 feindliche Todte und Verwundete lagen auf dem Schlachtfeld, 3000 Gefangene, 3 Fahnen und 4 Geschütze waren ihnen abgenommen worden. Den Alliirten hatte der Sieg

an 400 Mann gekostet; es war das erstemal und in jenen Zeiten auch das letzte Mal, daß Östreicher, Preußen und deutsche Reichstruppen brüderlich vereint, unter dem gleichen Feldherrn siegreich kämpften, und dies mag uns immerhin einer der Lichtblicke aus jenen trüben Zeiten deutscher Geschichte seyn, wenn auch der Sieg selbst militärisch wenig Folgen hatte und haben konnte. Damit aber dem Lichte der Schatten nicht mangle, soll hier nicht verschwiegen werden, wie Hohenlohe's unverhoffter Sieg in den Hauptquatieren mancherlei Scheelsucht erweckte, und daß man hier Aeußerungen hören konnte, wie die: Der Sieg sey unnütz gewesen, denn er habe ja das preussische Interesse nicht gefördert!

Fast ohne eine günstige Unterbrechung entwickelte sich jetzt das Geschick des Feldzugs; nicht der Kaiser, nicht die Feldherren vermochten es mehr aufzuhalten. Bereits war Maastricht von den Feinden umschlossen; Clerfait hatte sich mit dem österreichischen Hauptheer an die Rur gezogen, und entwarf hier Pläne zum Wiedergewinnen des Verlorenen. Mit Möllendorf und dem Herzog von Teschen ward eine allgemeine Angriffsbewegung verabredet; doch bevor sie zur Ausführung kam, hatte auch die Stellung an der Rur verlassen werden müssen, und so sah man an den ersten Tagen des Oktobers das kaiserliche Heer über die Schiffbrücke zu Köln marschiren, ganz Niederland und Holland dem Feind preisgebend. Bald darauf rückte Möllendorf mit der ganzen preußischen Streitmacht gegen den Rhein, um den Strom zu überschreiten, was vom 21. bis 23. geschah. Die feindliche Moselarmee marschirte jetzt auf Bonn und Koblenz, welche Städte von den Österreichern gleichfalls geräumt wurden.

So konzentrirte sich denn die Kriegsschaubühne am Rhein gänzlich vor der Rheinschanze bei Mannheim und vor Mainz, den einzigen Punkten am linken Rheinufer, welche, von Hüningen bis Wesel, in einer Ausdehnung von 131 Stunden noch in den Händen der Deutschen geblieben.*) Sie ihnen gleichfalls zu entreißen, war jetzt das eifrige Bestreben der Feinde. Vor Mainz befehligte Kleber, vor der Rheinschanze Michaud, dem die beiden Volksrepräsentanten Ferrand und Merlin (von Thionville) beigegeben waren. Bereits am 18. Oktober hatten die Franzosen eine Zirkumvallationslinie begonnen, die sich über Mundenheim und Oggersheim halbmondförmig gegen den Friesenheimer Wald zog, und welche gegen Mitte September vollendet wurde; die Werke des Feindes waren sowohl zum Beschießen der Rheinschanze, wie der Stadt Mannheim angelegt. In der Nacht des 15. November begann das Feuer gegen beide Orte. Uebrigens that die Besatzung der

*) Selbst den Rheinfels hatte ein alter schwachsinniger Kommandant, im Verein mit einem feigen Offizierskorps, dem Feind auf die erste Aufforderung übergeben. Der zur Hülfe herbeieilende Landgraf von Hessen konnte nur noch die Schuldigen vor ein Kriegsgericht stellen, das ihnen auch den verdienten Lohn zuerkannte.

Rheinschanze ihre Schuldigkeit, so daß die Belagerungs-Arbeiten nur langsam vorrückten. Da jedoch die Vertheidung von Mannheim und Mainz jetzt den Kaiserlichen allein oblag und sie sich zur nachhaltigen Vertheidigung beider zu schwach fühlten, ward in Folge eines Kriegsrathes beschlossen, dem Feind das linke Rheinufer zu überlassen, unter der Bedingung, daß er die Stadt Mannheim nicht beschieße. — Der Kommandant des 15,000 Mann starken Belagerungskorps hatte schon am 22. Dezember, als ein eingetretener starker Eisgang die Verbindung der beiden Stromufer unterbrach, den Kommandanten der Rheinschanze General Derroy zur Uebergabe aufgefordert.*) Man wies ihn ab. Des andern Tags wiederholte Aufforderung zur Uebergabe mit dem Versprechen die Stadt schonen zu wollen — zum zweitenmal abgewiesen. — In der Nacht des 22. eröffneten jetzt die Franzosen aus 8 Batterien ein Feuer auf die Rheinschanze und die Stadt, welches bis um 4 Uhr des andern Tags dauerte. In Folge einer jetzt gemachten dritten Aufforderung, wie nach dem obengenannten kriegsräthlichen Beschluß, ward nun eine Kapitulation abgeschlossen, vermöge derer man des folgenden Tags die Rheinschanze mit allem was sich darin befinden werde, den Franzosen übergeben wolle, wogegen diese sich verbindlich machten, während des Krieges die Stadt nicht von der linken Rheinseite zu beschießen. In der Nacht vor der Ausführung dieses Vertrags ward indeß die Rheinschanze bis auf einige eiserne Kanonen völlig geräumt; und die Feinde hatten nur leere Räume zu besetzen. Durch die Art und Weise dieser Uebergabe konnte man allerdings die militärische Ehre als gerettet ansehen; allein die Bedeutung Mannheims als deutsche Veste war zerstört; daß aber die damalige kurpfälzische Regiernng keine größeren Anstrengungen zur Rettung des Schlüssels ihrer Residenz machte, bleibt eine Handlungsweise, deren Jämmerlichkeit kaum noch überboten werden dürfte durch die Jahrs darauf erfolgte Uebergabe der Stadt selbst. Gegen Mainz hatte Kleber, von dem Tage seines Eintreffens an, wiederholte offene Anfälle versucht, dabei aber lediglich die Ueberzeugung gewonnen, daß diese wohl versehene und besetzte Veste nur durch Belagerungsarbeiten nach den Regeln der Kunst eingenommen werden könne.

Gleichwie an der Nord- und Ostgränze, war auch in den Alpen und den Pyrenäen der Sieg den republikanischen Fahnen gefolgt. Die Franzosen hatten Nizza und Savoyen besezt, waren in Katalonien eingedrungen,

*) „Ihr seid verloren," lautete das pausbackige Schreiben, welches ein Trompeter abgab, „ohne Hilfe und ohne Hoffnung auf Hilfe. Vor euch 40,000 Republikaner, entschlossen, alles zu wagen um euch zu bezwingen; 150 Feuerschlünde, die Feuer und Tod auf euch speien werden. Hinter euch der Rhein, auf den ihr sonst so pochtet, und der euch jetzt nur Abgründe darbeut, euch zu verschlingen. Aber in unserm Gefolge sind Edelmuth und Größe. Wählet, der Augenblick drängt; ihr habt 3 Stunden Bedenkzeit, diese vorüber, und nur Tod ist euer Loos."

hatten St. Sebastian erobert und einen großen Theil der Provinz Guipuzcoa besetzt. Nur zur See unterlagen die Republikaner, und Korsika entschlüpfte ihren Händen. Die Insel übergab sich an England.

Doch diese gewaltigen Ereignisse waren es nicht allein, welche das Erstaunen die Zeitgenossen zu einem Grad spannten, daß unser Posselt, der deutsche Tacitus des Revolutionszeitalters, sich berechtigt glaubte, das Jahr 1794 nicht nur das merkwürdigste des Jahrhunderts, sondern der ganzen Weltgeschichte zu nennen. Denn die Revolution selber hatte mit dem 28. Juli ihr zweites Stadium durchlaufen. — Mit dem Fall jenes Advokaten von Arras, welcher, weder großer Staatsmann, noch Redner, noch Soldat, es dennoch verstanden hatte, durch eine furchtbare Zähigkeit des Karakters die ganze Gewalt der Revolution zu erfassen und, während vierzehn Monaten über ein Volk, das sich im Namen der Freiheit erhoben, eine Tyranney zu üben, wie kein Nero, Attila oder Dschengischan je zuvor, — durch den Fall jenes Mannes, war jetzt die Herrschaft des Schreckens selber enthauptet. „Mäßigung" hieß fortan der Wahlspruch des neuen Regimentes. Doch, das ist nicht zu verkennen, jener Schrecken hat Frankreich die Selbstständigkeit gerettet, und wahrscheinlich der Welt die Freiheit; während die neue „Mäßigung" jetzt ihre Heere über die Gränzen trieb, zur Eroberung und Unterdrückung von fast halb Europa; damit die tiefe Schmach die Völker endlich aufrüttle zur Erhebung. — Aber noch dunkel sind uns die Absichten der Vorsehung, welche dem, was sich also zwischen dem Rhein und den Pyrenäen entwickelte, die warnenden Begebenheiten an die Seite setzte, deren Schauplatz in eben jenem Jahr das Land zwischen den Karpathen und dem Dniepr gewesen. Hier hatte sich nochmals das Volk der Polen erhoben, das Recht seines politischen Daseyns zu erkämpfen. Aber die Führer trugen Selbstsucht in den Herzen, Partheyungen zerrissen das Volk, es unterlag der Gewalt und List seiner verbündeten Feinde; **Finis Poloniae:** rief der verwundete Kosziusko auf dem Schlachtfeld von Maciejowicz. Ohne Einsprache sahen die Völker Europa's zu, wie Eines der ihrigen also gestrichen ward aus der Liste der vorhandenen, selbst die Franzosen, denen Polens Kampf so sichtbare Erleichterungen bereitet hatte, sie fanden kein Wort für ihre „natürlichen Verbündeten". — Rußland und Oesterreich hatten die Beute getheilt, sie boten Preußen einen Antheil, es durch die Annahme in die Mitschuld zu ziehen. Der moskowitische Koloß hatte einen guten Schritt westwärts gemacht, und — Suwarov in Warschau, Jourdan in Köln sind die Wahrzeichen des Jahrs 1794.

Die republikanischen Heere auf dem rechten Rheinufer.

1795.

> Stoß in's Horn, Herold des Krieges: zu den Waffen! zu den Waffen!
>
> Wiener Poet.

Abermals erging der Ruf des Kaisers an das Reich: zu den Waffen, zu den Waffen! und wahrlich es war hoch an der Zeit, Ehre und Daseyn stand auf dem Spiel; denn nicht mehr darum handelte es sich, die Revolution zu bekämpfen, das heißt, dem französischen Volk wieder das Regiment der Abbés und Marquis aufzudrängen, daran dachten höchstens noch die Ausgewanderten, aber die Rollen hatten gewechselt: die Heere der verhaßten Republik standen, angriffsbereit, nicht mehr an den deutschen Gränzen, sondern überall auf deutschem Reichsboden, und nur für den Augenblick noch wälzte der Rheinstrom die trennenden Wogen zwischen uns und den Feinden. Daß die deutschen Provinzen des linken Rheinufers, daß ganz Belgien als erobertes Land zu Frankreich geschlagen werden mußten, hatten die Machthaber in Paris schon ausgesprochen. Mit dem ersten Monate des neuen Jahres war Pichegru Herr von Holland geworden, das englische Hilfsheer hatte sich wieder nach seiner Insel geflüchtet und der Statthalter war mit ihm nach England geschifft. Seine Würde war am 24. Februar für abgeschafft erklärt worden, und die holländische Republik, in Freundschaftsbündniß mit Frankreich, fortan nichts weiter als ein Anhängsel dieses Landes. So drohend dem deutschen Reich gegenüber stand jenes vereinzelte, von den Regierungen Europa's in den Bann gesprochene Frankreich, das unter dem Namen republikanischer Regierung eine Willkührgewalt duldete, wie vielleicht noch nie ein Volk zuvor, und an dessen Herzen unheilbarer Bürgerkrieg fraß.

So wie der Krieg einen andern Zweck, eine andere Richtung genommen, hatte sich auch der Geist und das Wesen der Soldaten geändert: dahin war der hohe Zorn, die aufbrausende Entrüstung des Jahres 1792. Vergeblich mochte man nach jenen sogenannten republikanischen Tugenden forschen, nach jener altrömischen sittlichen Strenge, welche so viel im Mund geführt ward. Wo französische Heerhaufen hingekommen waren, hatten die Kommissäre gebrandschatzt, die Kommandanten erpreßt, die abgerissenen und abgehungerten Soldaten genommen oder geraubt was ihnen anstund. — Wie bedenklich jedoch, wie bedrohlich die Anzeichen, der Kaiser kannte die Sprache nicht mehr, die man zum Volke reden muß, die deutschen Fürsten verstanden sie noch weniger, sie kannten nicht einmal ihre wahren Interessen, und es bedurfte noch dreizehnjähriger Drangsal, der ganzen Erniedrigung fremder Gewaltherrschaft, ihnen beides wieder auf kurze Zeit klar zu machen.

Preußen sagte sich jetzt offen los von der Koalition und zog seine Truppen zurück. Muß solche Handlungsweise in den Tagen allgemeiner Gefahr an sich schon tadelnswerth erscheinen, so bleibt die Art der Ausführung immerhin einer jener Momente, an welche der Vaterlandsfreund nur mit tiefster Trauer zurückdenken kann. Bereits seit vorigem Jahr waren Verständnisse eingefädelt zwischen dem Berliner Kabinet und dem Pariser Wohlfahrtsausschuß. Nach der Darstellung des preußischen Gesandschaftsrathes Schöll (Histoire des traités de paix) hatte sich ein Einwohner von Kreuznach mit Vorwissen der preußischen Generale an der Schweizergränze niedergelassen und sich mit einem Agenten der französischen Regierung, einen Herrn Bacher in Basel in's Vernehmen gesetzt.

Bacher korrespondirte unmittelbar mit den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses. Zu Anfang Novembers mußte durch die Verhandlungen jener beiden Agenten bereits eine gewisse Grundlage gewonnen worden seyn, denn man sah nun den Adjutanten des Feldmarschalls Möllendorf, einen Herrn von Meyerink, aus dem Hauptquartier zu Herrn Barthelemy, dem französischen Gesandten bei der Eidgenossenschaft, nach Baden i. d. S. abgehen, angeblich in Aufträgen „zur Auswechslung der Gefangenen.“ Mit Anfang Jänners traten hierauf Barthelemy und der frühere preußische Gesandte zu Paris, Baron Goltz, amtlich in Basel zusammen, woselbst dann unterm 5. April 1795 jener berüchtigte Basler Friede unterzeichnet wurde, der das deutsche Reich mitten durch in zwei Stücke riß. — Preußen versprach nach jenem Friedensschluß keinerlei Hilfe mehr zum Krieg gegen die Republik zu leisten, — es trat seine Besitzungen auf der linken Rheinseite an die Republik ab — das ganze Land nördlich vom Main, nämlich der westphälische, der ober-, der niedersächsische und der fränkische Kreis, so wie diejenigen Theile der zwei rheinischen Kreise nördlich vom Main, ward als neutrales Land erklärt, und Preußen verpflichtete sich, diese Neutralität aufrecht zu erhalten. — Es

wurden vier Straßen bestimmt, welche über Frankfurt auf das rechte Mainufer führen, auf denen der Übergang sowohl den Reichstruppen so wie den französischen gestattet seyn sollte. Endlich machte der König sich anheischig, die andern deutschen Reichsstände zum Beitritt einzuladen, und die Republik erklärte sich bereit, die „guten Dienste“ Preußens in diesem Betreff anzunehmen.

So weit war es also in Deutschland gekommen! Preußen, dessen Armee nirgends geschlagen worden, dessen Kraft nirgends gebrochen, entschließt sich zu einem Sonderfrieden, wobei es die schönsten Ländertheile dem Feind hingibt. Während des noch dauernden Reichskrieges ladet es die Stände ein, ihrer beschwornen Pflicht zum Trutz an jenem Sonderfrieden Theil zu nehmen. Mehrere folgen ihm auch, voran der Landgraf von Hessenkassel, bisher einer der starresten Gegner Frankreichs. — Und dann jene „Demarkationslinie“, jener Strich mitten über Deutschland, welchen zu übertreten den Reichsheeren nicht erlaubt seyn sollte. Wahrlich, so hoch ernst der Gegenstand, man wird unwillkührlich erinnert an das bekannte Duell zwischen einem Magern und einem Dicken, wobei, als der Letztere diese Ungleichheit der Personen hervorhob, der Erstere den Vorschlag that, man solle auf dem Leib des Dicken durch einen Kreidestrich einen Streifen abgränzen in der Breite seines mageren Leibes und alle Streiche, welche außerhalb dieses Striches träfen, sollten nicht gelten. Wähnte Preußen wirklich als Großmacht noch zu gelten, wenn das übrige Deutschland ruinirt, dem Feinde unterworfen wäre? War die konfessionelle Spaltung in Deutschland nicht tief genug, mußte jetzt noch eine politische dazu kommen? Im Übrigen muß man, um billig zu seyn, nicht vergessen, daß damals kein Kabinet in Europa eine gesunde offene, rein auf das Wohl und die Würde des Volkes gerichtete Politik befolgte, daß Hinterhalte und Doppelzüngigkeit lediglich geübt wurden, und daß das Berliner Kabinet wohl mit gutem Grund ein schon früher bestandenes, nur geheimer gehaltenes Verhandeln zwischen den östreichischen Ministern und den Machthabern in Frankreich muthmaßen mußte. Verhandlungen, die sich auf den so oft schon angeregten Vertausch Baierns bezogen haben sollen *).

Wie sehr Preußens Bemühungen zu seperaten Friedensschlüssen den Reichstag in Bewegung setzten, läßt sich begreifen. Wohl erklärte der Kaiser solches Verfahren für verfassungswidrig, aber er hatte keine Gewalt es zu hindern, noch viel weniger es zu bestrafen. Indeß die zwei oberen Reichskollegien erklärten sich für eine Annahme der preußischen Vermittlung. Das Städtekollegium aber wollte nur von einem durch den Kaiser eingeleiteten allgemeinen Frieden wissen. Zu Unterhandlungen scheint auch Östreich jetzt geneigt

*) Einer jener Minister, der Baron Thugut war es, welcher bei der Nachricht von dem Fall Robespierres ausrief: Ah quel malheur pour nous, que Monsieur Robespierre soit mort.

gewesen zu seyn, oder stellte sich wenigstens so, doch wollte man angeblich den Erfolg abwarten eines neuen Einfalles der französischen Emigranten, welcher in England vorbereitet worden war. Das traurige Ende dieses Einfalles, die Katastrophe von Quiberon, ist bekannt. Nun wurde durch den Fürsten Kolloredo, in seiner Eigenschaft als Reichskanzler, die Vermittlung des Königs von Dänemark in Anspruch genommen, worauf einzugehen der Wohlfahrtsausschuß auch geneigt erschien, ohne jedoch die erste Grundbedingung, einen vorläufigen Waffenstillstand, zugeben zu wollen. Offenbar war es mit dem Frieden den Hauptbetheiligten kein rechter Ernst, und dem Kaiser mußte auch klar werden, daß man in Paris nur wieder die alte Politik Ludwig XIV befolge, nämlich immer mit dem einzelnen deutschen Staate zu verhandeln und auf solche Weise den Kaiser selbst zu vereinzeln. Wie weit dies übrigens gelungen sey, hat die Folge gezeigt; und nur von London und Petersburg aus flossen der östreichischen Regierung noch Geldunterstützungen zu.

Während solchem Getriebe erschien, aller Welt unerwartet, in Basel ein spanischer Gesandte. Die jüngere Linie der Bourbone, welche jenseits der Pyrenäen regierte, hatte sich entschlossen, die Waffen niederzulegen gegen die Republik, der die ältere Bruderfamilie bereits zum Opfer gefallen war. Man weiß, daß sie sich durch diesen ersten Schritt den Verlust des eigenen Thrones bereitet hat.

Wo aber niedrige Gesinnung und Feigheit sich überall zum Verhandeln mit dem Feinde beidrängen, ist es da zu verwundern, wenn bald auch der Verrath als Dritter im Bunde erscheint! Anders als Verrath wird man z. B. die Handlungsweise der pfalzbaierischen Regierung kaum bezeichnen können. Nicht nur hatte diese Regierung das Landes-Kontingent in solcher Verfassung gelassen, daß es vor Mitte des Jahres unfähig zum Ausmarsch war, denn böse Fieber herrschten unter der Mannschaft, es fehlte den Soldaten an Kleidung, auch die Löhnung hielt man ihnen bevor; mehr noch, selbst die nothwendigste Munition fehlte, was sich bei der Übergabe von Mannheim herausstellte. Dasselbe Ministerium aber, das sich so Unverantwortliches zu Schulden kommen ließ, stand bis Mitte Sommers mit Pichegru, welcher jetzt die französische Rheinarmee befehligte, in geheimer Verbindung wegen jener Übergabe und separatem Frieden. Man hoffte in der Republik eine Stütze zu finden gegen die befürchteten Projekte Östreichs auf Baiern. Der Minister, ein Herr von Oberndorf, welcher das saubere Geschäft leitete, von den östereichischen Generalen darüber zu Rede gezogen, hatte die Stirne, bis zum letzten Augenblick Alles in Abrede zu stellen. Derselbe Pichegru aber stand zur selben Zeit mit Condé und Wurmser in geheimem Verkehr, um sein Vaterland dafür wieder an diese zu verrathen.

Um dieselbe Zeit bereitete sich auch der Herzog von Würtemberg,

während er persönlich in Kehl befehligte, zum Abfall von der Sache des Reiches. Auch dieser Anschlag wurde in Basel eingeleitet, und später durch den würtembergischen Minister Abel in Mannheim, mit den französischen Konventsdeputirten, zum Abschluß gebracht; aber der Herzog mußte das Unheil erfahren, daß der Pariser Konvent die Übereinkunft nicht anerkannte.

Es ist hier der Ort anzuführen, wie Markgraf Karl Friedrich von Baden stets einer der vordersten unter den deutschen Fürsten gewesen, welche bereitwilligst ihrer Reichs- und Heerpflicht Genüge thaten *).

Zur Zeit dieser verschiedenen Vorgänge, also acht Monate des Jahres 1795 hindurch, hatte der Rhein die schlagfertigen Heere geschieden, und der Strom sah auf beiden Ufern nur ununterbrochenes Hin- und Herschieben von Kriegshaufen, als Vorbereitung zum beginnenden Kampf. Jenseits des Rheines hatte Luxemburg nach achtmonatlicher Belagerung sich ergeben müssen, und vor Mainz waren mehrere scharfe, doch nichts entscheidende Gefechte vorgefallen. Gegen Ende August sah man, daß die Franzosen bei Mannheim, und am ganzen Unterrhein, Anstalten zum Übergang des Flußes machten, so wie ihrer Seits die Kaiserlichen am Oberrhein zu einem Einfall in's Elsaß sich anstellten.

Des Kaisers und Reiches Streitmacht war in zwei Heere getheilt worden. Die Haupt- und Reichsarmee, unter dem Befehl von Clerfayt, der jetzt zum Feldmarschall ernannt worden war, lagerte längs des Rheinstromes von Kehl bis Duisburg, das Hauptquartier war in Schwetzingen. Die Armee des Oberrheines, jetzt wieder unter Wurmser's Kommando, hatte den Strom besetzt von Kehl aufwärts bis Basel. Die Stärke beider Armeen war:

	Bat.	Komp.	Schwadr.	Mann.
Haupt- und Reichsarmee mit dem schwäbischen Kontignent	94	110	137	90,600
Oberrheinarmee mit den Condéern	55	59	134	75,000
Gesammtmacht	129	169	272	165,600

Unser schwäbisches Kreiskontingent nämlich, 11 Bataillone, später 14, und 1300 Reiter stark, obgleich es während des Feldzugs den Rhein bei Kehl besetzt hielt, ward der Armee Clerfayts zugezählt, um wenigstens noch den Schein einer Reichsarmee zu retten. Die Gesammtheit der Reichstruppen betrug, nach dem Abmarsch der Hessen-Kassler, 50 Bataillone, 19 Kompagnien und 47 Schwadronen.

Weit besser als das Reich hatten die Franzosen ihre Zeit zu nützen verstanden. Mit Ende August waren 100 Millionen holländischer Kriegssteuern in die Kassen der Republik geflossen, die Emigranten auf Quiberon waren zertreten, die Armeen hatten, in Folge der mancherlei Friedensschlüsse,

*) Zahlreiche aktenmäßige Belege hiefür liefern allein schon die Relationen in den verschiedenen Heften der östreichischen militärischen Zeitschrift.

ansehnlich verstärkt werden können, endlich hatte eine gesegnetere Ernte die Speicher der Landleute auf dem rechten Rheinufer gefüllt, und die einfallende Armee konnte auf Lebensmittel im Feindesland zählen.

Bei Duisburg, bei Urdingen, Düsseldorf, bis herab bei Neuwied, waren die französischen Anstalten zum Rheinübergang bemerkbar. Hier stand die Sambre- und Maas-Armee unter Jourdan's Befehl, 97,000 Mann stark. Von Mainz an aufwärts war die französische Rheinarmee unter Pichegru postirt, in einer Gesammtstärke von 85 bis 90,000 Mann.

Am Abend des 5. September war Jourdan in Krefeld angelangt, und hatte der Armee bekannt gemacht, daß sie in der kommenden Nacht den Fluß überschreiten werden. Clerfayt's Vertheidigungsplan stützte sich zum Theil darauf, daß sein äußerster rechter Flügel, der sich an die preußische Demarkationslinie lehnte, nicht umgangen werden könnte, allein gerade auf dieser äußersten Rechten geschah der erste Übergang des Feindes, trotz der Protestation des dort kommandirenden preußischen Offiziers, und somit war die erste offensive Kriegshandlung ein Hohn auf die Satzungen des vor sechs Monaten abgeschlossenen Basler Friedens.

Bei Urdingen sollte der feindliche Hauptübergang stattfinden, er konnte jedoch erst erzwungen werden nach dem Zurückweichen des rechten Flügels. Als Graf Erbach, welcher diesen befehligte, auf seinem Rückzug bei Grafenberg ankam, traf er schon auf französische Kolonnen, welche von Düsseldorf ausströmten. Auch hier war ein Übergang gelungen, und der dort befindliche pfälzische Minister Hompesch hatte sogleich kapitulirt: 2000 Pfälzer waren aus der Stadt gerückt ohne sich gewehrt zu haben, und die Feinde fanden in dem Platz 353 Stück Geschütz nebst 10,000 Gewehren. — Die Korps der kaiserlichen Armee mußte sich jetzt, stets fechtend, an die Wipper zurückziehen, dann an die Sieg und an die Lahn. Am 15. September überschritt Jourdan's rechter Flügel den Rhein bei Neuwied und jetzt stand die ganze Sambre- und Maas-Armee mit 70,000 Mann an der Lahn, indem sie sich bis Wetzlar ausdehnte. Gräulich hauseten die französischen Soldaten, wo sie es ungestraft durften, und sie legten dadurch den Grund zu jener Erbitterung des Landvolkes, die ihnen im folgenden Jahr eine blutige Vergeltung bereitet hat.

Clerfayt, welcher dem Feinde bis daher nur 34,000 Mann entgegensetzen konnte, zog nun bei Höchst auf das linke Ufer des Mainstromes, gleichfalls mit Verletzung der preußischen Neutralitätsgränze, die nun auch nicht mehr beachtet wurde. Jourdan schloß jetzt Mainz auch auf der rechten Rheinseite ein. Unterdessen war Pichegru vor Mannheim erschienen und hatte die Stadt zur Übergabe aufgefordert mit der Drohung, sie sonst zu bombardieren, der Kapitulation vom vorigen Jahr zum Trutz. Diese Übergabe fand jetzt statt: der Minister Oberndorf, der Gouverneur Belderbusch

und der Kommandant Deroy kapitulirten am 20. September für sich und die 10,000 Mann starke Besatzung, welche freien Abzug erhielt *).

Bis hieher waren die Franzosen gekommen, als das Kriegsglück umschlug. Wurmser, welcher unabhängig von Clerfayt befehligte (und dieser stete Mangel an Einheit ist eine der Eigenthümlichkeiten östreichischer Kriegführung), war rheinabwärts gerückt und stand in Verbindung mit Clerfayt durch das Korps von Quosdanovich bei Heidelberg. Auf den Gewinnn dieser Stadt, um von da auf Heilbronn vorzudringen, ging nun Pichegru's Bemühen. War Heidelberg verloren, so konnten die kaiserlichen Heere nur noch hoffen über Aschaffenburg in Verbindung zu bleiben. Alles drängte darum am Ausgang des Neckarthales zu einer Schlacht, welche auch, nach wiederholten Gefechten, am 22. und 23. September an der Bergstraße, jetzt am 24. vor Heidelberg auf beiden Seiten des Neckars statt hatte, und welche unter dem Namen der Schlacht von Handschuchsheim bekannt ist. Ein Reiterangriff von dem Dorfe Neuenheim aus, auf den französischen rechten Flügel, hatte die Schlacht zu Gunsten der Kaiserlichen gewendet. Die Franzosen wurden nach Mannheim zurückgeworfen, zwei ihrer Divisionen auseinandergesprengt, und der Befehlshaber der einen, General Dufour, durch zwei Säbelhiebe verwundet, gefangen genommen. Über 1000 Franzosen waren geblieben oder verwundet, 500 mit 8 Geschützen gefangen. Die Östreicher geben ihren Verlust auf 200 Mann an. Eine kaiserliche Heeresabtheilung unter Feldmarschallieutenant Zehnter stand während dieses Kampfes unthätig bei Heppenheim, etwa 5 Stunden Wegs vom Schlachtfeld. Die kaiserlichen Generale beriethen nun, in Folge erhaltener Befehle aus Wien, neue Angriffspläne; die französischen aber blieben unthätig, und beschränkten sich auf eine engere Einschließung von Mainz, so wie auf Übergangsdemonstrationen bei Kehl und Hüningen. — Jetzt wendete auch der Kurfürst von Sachsen sich von der Reichssache, und gerade im kritischen Augenblick verließ sein Kontingent, 7000 Mann stark, Clerfayt's Heer.

Von diesem Augenblick an war die würtembergische Besatzung von Kehl, und mit ihr das ganze schwäbische Kontingent Gegenstand eines, allerdings entschuldbaren, Argwohnes für die kaiserlichen Feldherren; denn wessen durfte man sich damals in Deutschland nicht versehen?

Zwischen Clerfayt und Jourdan sollte es allem Anscheine nach, sofort bei Höchst und Nidda zur Schlacht kommen, und am 12. Oktober hatte bei dem letztgenannten Dorfe ein einleitendes Gefecht statt, da aber Clerfayt bereits des Gegners linke Flanke zu umfassen gewußt hatte,

*) Den Franzosen ward unter andern übergeben: 164 Belagerungsstücke, 107 Feldstücke, 130 Mörser, 80 Haubitzen, eine Masse andere Waffen, aber ein kaum nennenswerther Vorrath von Munition und Proviant.

beschloß dieser anstatt der Schlacht, den Rückzug. Das Blokadekorps vor Kastel zog in derselben Nacht noch ab, und Jourdan's Retirade ging jetzt durch das ausgeraubte Land fast auf derselben Straße, die er gekommen war. Die Belagerung von Ehrenbreitstein ward aufgehoben, bei Neuwied ging ein Theil der Franzosen über den Rhein. Jourdan überschritt den Strom bei Köln, und sein linker Flügel setzte sich wieder bei Düsseldorf fest. Auf diesem Rückzug verloren die Franzosen über 1000 Gefangene, 8 Geschütze nebst vielen Wagen, einzelne Versprengte und Nachzügler wurden überall von den Bauern erschlagen. Clerfayt selbst war bei Limburg an der Lahn stehen geblieben, und hatte nur einzelne Korps dem Feind nachgesendet.

Inzwischen war am 18. Oktober durch Wurmser ein Angriff auf das Zentrum der französischen Rheinarmee unter Pichegru erfolgt, die verschiedenen Lager der Franzosen vor Mannheim erobert und diese Vestung bis zum 27. gänzlich eingeschlossen worden. Diese Vorgänge und Clerfayt's scheinbare Anstalten zum Bezug von Winterquartieren im Darmstädtischen hatten das Augenmerk der Franzosen von ihm fast abgelenkt, und der kaiserliche General vollführte jetzt das mit Recht gepriesene Manöver gegen Mainz, indem er durch eine plötzliche Linksschwenkung auf den belagerten Platz zumarschirte und diesen auch erreichte, ehe der weit zurückgedrängte Gegner die Absicht ahnete und dem Blokadekorps zu Hilfe ziehen konnte. Am 27. Oktober, mit dem beiden Treffen der Hauptarmee war Clerfayt bei Wickert eingetroffen, und hatte sich noch am Abend im Geheim nach Mainz begeben, das Reservekorps langte des andern Tags bei Wiesbaden an, wo Clerfayt in der Nacht des 28. seine Anordnungen traf zum Sturm der französischen Linien vor Mainz, und damit zum Entsatz der seit einem Jahr belagerten Veste. Jene Linien waren bereits eben so lang angelegt und von den Franzosen fortwährend verstärkt worden; sie zogen sich bei einer Ausdehnung von über vier Stunden, in Gestalt eines unregelmäßigen Viereckes auf den Höhen vor der Stadt hin, bei Laubenheim und Mombach den Rhein berührend. Vier Divisionen der Rheinarmee, etwa 28,000 Mann, und 200 Positionsgeschütze vertheidigten dieselben. Clerfayt's Anordnuug beruhte auf der Wahrnehmung, daß der Thalgrund bei Weißenau und Laubenheim von den Feinden nur schwach besetzt sey; hieher richtete er daher seinen Hauptangriff, während Scheinangriffe auf Mombach und Gossenheim des Feindes Aufmerksamkeit vorzüglich erregen sollten. In der Nacht vom 28. auf den 29. Oktober rückten die Truppen in tiefster Stille in die Stadt, und die verschiedenen Sturm- und Angriffskolonnen bildeten sich. In der Frühe, halb sechs Uhr, ertönte das Zeichen zum Angriff. Der überraschte Feind suchte sich zu sammeln und leistete muthvollen Widerstand; bis Mittag währte die Schlacht, dann aber waren die kaiserlichen, mainzischen und fränkischen Reichstruppen Sieger auf allen Punkten, und Clerfayt konnte

sein Heer zur Verfolgung des fliehenden Feindes ordnen. Die Franzosen wichen über die Selz und Pfrimm zurück bis Alzey und Kirchheim-Bolanden, indem sie ihre Munitionswagen in die Luft sprengten. Alle Waffen, darunter 138 Feuerschlünde und Vorräthe, welche die Feinde zur Bezwingung der mächtigsten Veste des deutschen Reiches aufgehäuft hatten, waren die Beute des Siegers. Der Verlust des Feindes ist nicht bekannt, Gefangene verloren sie über 1600 Mann, aber auch mehr denn 1400 von den Unsrigen waren dahin.

Ein günstiger Ausgang des Feldzugs hing nun zunächst ab von dem Wiedergewinn Mannheims, und dieser selbst von der sofortigen Vertreibung des Feindes vom linken Rheinufer. Zu diesem Zweck hatte Wurmser eine Abtheilung seines Heeres von 14 Bataillonen und 40 Schwadronen unter General Latour am 8. November bei Gernsheim über den Rhein rücken lassen, um Clerfayt's Armee, deren Hauptmacht bei Bechtheim stand, zu verstärken. Am 10. führte der Feldmarschall seine Truppen wider die feindliche Stellung an der Pfrimm. Sie wurde erstürmt und Pichegru ließ in der Nacht noch einen allgemeinen Rückzug antreten. Latour folgte dem Feind auf der Ferse und eroberte des andern Tags Frankenthal. Seinen Vorstellungen gelang es, dem Feldmarschall am 14. wieder zu einem Generalangriff zu vermögen, denn Clerfayt zeigte sich in diesen Tagen unentschlossen, wahrscheinlich aus einer Anwandlung von Eifersucht gegen Wurmser. Die Franzosen wurden jetzt bei Oggersheim abermals geschlagen, und wichen hinter den Rehbach und hinter die Queich zurück. Auf dem rechten Flügel rückte der Sieger bis Homburg und Zweibrücken. Nun fand auch die Belagerung von Mannheim ihr Ziel; Wurmser nahm die Veste am 11. November durch Kapitulation. In der Stadt fand man den Minister Oberndorf und einen Mr. de Salabert, zweibrück'schen Minister, welche beide der kaiserliche Feldherr als Verräther am Vaterland festnehmen ließ. Während Wurmser sich mit Pichegru bei Kaiserslautern und Trippstadt schlug, drängte Clerfayt die Sambre- und Maasarmee über Kreuznach zurück. Nun, am Ende des Jahres, bot Clerfayt den Franzosen einen Waffenstillstand an, welcher von diesen auch angenommen wurde, und dessen Bestätigung kaiserlicher Seits am 31. Dezember eintraf. In Folge dessen behielten die Truppen ihre innehabenden Stellungen.

Clerfayt, als Befreier Deutschlands gepriesen, obschon man den Waffenstillstand nicht gern sah, ging nach Wien, wo man ihm, nach festlichem Empfang, das goldene Vließ und — hintenach seine Entlassung überreichte.

Daß im Kriegsrath zu Wien zeitweise auch andere als vaterländische Interessen ihre Vertretung gefunden, ist nicht unbekannt. — Wurmser hatte den Marschallsstab, Latour die Feldzeugmeisterwürde erhalten.

Dies das Ende des vierten Feldzugs am Rhein. An allen andern Gränzen waren die Waffen Frankreichs glücklich, nur auf den Meeren unter-

lagen sie fast immer dem englischen Dreizack. Aber die Unfälle hatten keine größere Bedeutung, denn der Krieg ward, laut ausgesprochener Maßen, nicht mehr geführt um das Daseyn der Republik, um ihre völkerrechtliche Anerkennung, sondern nur noch um die Bedingungen des Friedens. Auch die Verfassung des Staates, die Form der Regierung, hatte sich geändert: ein Direktorium sollte fortan an der Spitze der Republik stehen.

1796.

Entsprechend dem seitherigen Verlauf des Krieges hatten die Verhältnisse sich wieder gestaltet beim Beginn dieses unvergeßlichen fünften Feldzugs: Verhandlungen zwischen den Kabinetten der „großen Mächte“, Rathschlagen des Reichstags über Kriegsleistungen, weit in die Zeit hinein, wo bereits der Geschützdonner rollte, und das Blut der Gefallenen den Erdboden tränkte. — Diesmal war es an dem König von England gewesen, einmal in der Rolle des Vermittlers aufzutreten, angeblich weil jetzt in Frankreich eine regelmäßige Regierung eingesetzt worden, mit welcher sich nach völkerrechtlichen Grundsätzen verhandeln lasse. Seiner brittischen Majestät Gesandter in der Schweiz richtete auch wirklich zu Anfang März eine Friedensanfrage unmittelbar nach Paris, doch die fünf Direktoren von Frankreich fanden die Propositionen viel zu unklar und in's Weite führend, als daß sie aufrichtig gemeint seyn könnten. Sicherlich aber wären jene Herren, berauscht von Siegesund Eroberungsgedanken, eben so wenig geneigt gewesen auf die offensten, unzweideutigsten Vorschläge einzugehen. Der Wunsch nach Frieden war auf beiden Seiten gleich wenig aufrichtig. Es mag hier noch erinnert werden, wie England im vorigen Sommer, als die neue batavische Republik zu einem Bündniß mit Frankreich gezwungen war, diesem seitherigen eifrigen Alliirten den Krieg erklärt hatte. Dies war unterm 15. September geschehen, allein bereits am 26. August hatten die Engländer den Holländern ihre Kolonie auf Ceylon hinweg genommen, und am 16. September, dem Tag nach der Kriegserklärung, das Kap der

lagen sie fast immer dem englischen [illegible]. Aber die Ansicht [illegible] größere Bedeutung, denn der Krieg ward, [illegible] ausgesprochener [illegible] mehr geführt um das Daseyn der Republik, um ihre völkerrechtliche [illegible] nung, sondern nur noch um die Bedingungen des Friedens. [illegible] Verfassung des Staates, die Form der Regierung, hatte sich [illegible] Direktorium sollte fortan an der Spitze der Republik stehen.

1796.

Entsprechend dem seitherigen Verlauf [illegible] Verhältnisse sich wieder gestaltet beim [illegible] geslichen fünften Feldzugs: Verhandlungen [illegible] Kabinetten der „großen Mächte", [illegible] tags über Kriegsleistungen, [illegible] [illegible] wenig aufrichtig. Es mag hier noch erinnert [illegible] England im vorigen Sommer, als die neue [illegible] publik zu einem Bündniß mit Frankreich [illegible] diesem seitherigen eifrigen Alliirten den Krieg [illegible] Dies war unterm 15. September geschehen, [illegible] am 26. August hatten die Engländer den Holländern [illegible] Kolonie auf Ceylon hinweg genommen, und am 16. September, dem Tag nach der Kriegserklärung, das Kap der



Füsilier-Bataillon

Durlach. 1796.

Straßburg, gedruckt bei G. Silbermann.

guten Hoffnung. — Zur Fortsetzung des Kriegs kam jetzt zwischen England und Östreich ein Subsidienvertrag zu Stande wonach erstere Macht an letztere 1,200,000 Pfund Sterling bezahlte. Auch ein neues Korps Hessendarmstädter war in englischem Sold genommen worden*).

Auf Andringen Östreichs hatte der Reichstag die Aufstellung des fünffachen Kontingentes und die Zahlung von 100 Römermonaten dekretirt, was freilich nur von jenen Ständen geleistet ward, welche den guten Willen dazu hatten, oder nicht den Muth der offenen Weigerung. Überhaupt ließ sich das allmählige Gebahren der Reichsstände, mit ihrer stillen Friedenssehnsucht und ihrer Kraftlosigkeit ihn zu erkämpfen, nicht übel mit dem Gesundheitszustand eines Mannes vergleichen, von dem man sagt: er könne nicht leben und nicht sterben. An Aufmunterung hatte es selbst die Kaiserin der Russen nicht fehlen lassen, da aber all ihr Handeln sich auf die Absendung einiger Kriegsschiffe in die Ostsee beschränkte, vermochte dies den löblichen Reichsständen nur wenig Trost zu gewähren.

Unterm 21. Februar hatte der Kaiser mittelst Kommissionsdekretes dem Reichstag zu wissen gethan, daß er, an die Stelle des abberufenen Feldmarschalls Clerfayt, seinen Bruder, den Erzherzog Karl zum Oberbefehlshaber des östreichischen Heeres ernannt, und demselben auch, vermöge einer Vollmacht vom Jahr 1793, vorläufig das Kommando der Reichsarmee übertragen habe. Die Reichsstände waren höflich genug, diese Ernennung nicht nur zu bestätigen, sondern dem Erzherzog auch die Würde eines Reichsfeldmarschalles zu verleihen. Doch behielt der Reichstag „die Komplettirung und Ausgleichung der Reichsgeneralität an beiden Religionstheilen einer besondern Berathung vor.“ Ob auch die Kanonen nach beiden Religionstheilen ausgeglichen werden sollten, ist nicht gesagt. So erhielt also der jetzt 25jährige Erzherzog den Oberbefehl, allerdings nur der Armee des Niederrheins, denn am Oberrhein sollte Feldmarschall Wurmser unabhängig kommandiren. — Der Schauplatz und die Mittel zur Thätigkeit waren somit dem jungen Helden gegeben, aber er sollte bald erfahren, was es heißt, einen Reichskrieg führen und Instruktionen erhalten vom kaiserlichen Hofkriegsrath, einer Stelle, auf deren Fahne „Schlendrian“ geschrieben stand, nach dem Worte von Clausewitz.

Auch der Erzherzog sollte erfahren, daß am Wiener Hof selbst ein kaiserlicher Prinz oft nicht durchzudringen vermag gegen gewisse Einflüsse und das Gewebe jener Kreaturenpartei, die man, nach spanischen Zuständen, eine Hofkamarilla zu nennen pflegt. Es begreift sich, daß da, wo man so Viel verhandelte, auch Manches verschachert worden. Das Bild Ludwigs

*) Es sollte 2284 Mann stark seyn. Nach dem Vertrag von 1793 standen bereits 3000 Darmstädter in englischem Sold und 4500 Mann im Sold des deutschen Reiches.

von Baden, der an denselben Verhältnissen zu Grund gegangen, mag dem Erzherzog oftmal vor die Seele getreten seyn.

Auch bei der französischen Rheinarmee hatte ein Wechsel im Kommando stattgefunden. Pichegru, von der republikanischen Wirthschaft übersättigt, war zurückgetreten, und an seine Stelle der General Moreau ernannt worden, welcher bisher eine Division am Niederrhein befehligt hatte.

Doch das Bedeutsamste war die Ernennung des sechsundzwanzigjährigen Generals Bonaparte zum Oberbefehlshaber der Armee in Italien. Man weiß, daß Bonaparte seine Ernennnng zunächst den Diensten verdankte, welche er dem Konvent bei dem Pariser Straßenaufstand des 13. Vendemiaire geleistet.

Am 5. April war der Erzherzog von Wien abgegangen und am 11. in seinem Hauptquartier zu Mainz angelangt. — Die Streitkräfte, welche er am Rhein vorfand, betrugen im Ganzen:

Kaiserliches- und Reichsheer.

	Bat.	Schwad. oder	Infanterie.	Reiter.	Zusammen.
Armee des Niederrheines	101.	139.	71,076.	20,702.	91,778.
„ „ Oberrheines	78.	134.	60,836.	21,940	82,776.
				Summe	174,554.

Französisches Heer.

	Infanterie.	Reiter.	Zusammen.
Sambre- und Maasarmee	65,000.	10,000.	75,000.
Rhein- und Moselarmee	71,581.	6,515.	78,096.
		Summe	153,096.

Dies Zahlenverhältniß, welches eine namhafte Übermacht an Reiterei auf deutscher Seite aufweist, sollte jedoch bald, in Folge der italienischen Ereignisse, geändert werden.

Auf beiden Seiten war es im Plan, den Krieg angriffsweise zu führen. Vergeblich waren des Erzherzogs Gegenvorstellungen, die sich auf die Stellung der Armeen gründeten. Der französische rechte Flügel, welcher sich an die neutrale Schweiz lehnte, war von Basel bis Landau durch starke Vestungen und rückwärts liegende Gebirgsforts geschützt; hinter der Mitte und dem linken Flügel lagen Luxemburg, Thionville, Saarlouis und Metz. Die Sambre- und Maasarmee, deren linker Flügel in Düsseldorf einen sichern Übergangspunkt über den Rhein besaß, und das vorliegende Land bis zur Wipper inne hielt, hatte auf der linken Rheinseite ihre Stellung von Köln aus längs der Nahe bis St. Wendel genommen, den Rücken gedeckt durch Jülich, Maastricht, Venlo und den übrigen holländischen Vesten.

Aber ein ganz verschiedenes Bild zeigte die deutsche Gränze. Hier war nur die Mitte stark durch Philippsburg, Mannheim, Mainz und Ehrenbreitstein. Der rechte Flügel am Niederrhein dagegen formirte einen stützlosen Hacken; deßgleichen war am Oberrhein, weder längs des

Stromes, noch auf den Höhen des Schwarzwaldes, irgend eine haltbare Veste. — Das wohl Vorherzusehende, daß die Feinde versuchen würden, diese Stellung auf den beiden Flügeln zu durchbrechen, namentlich wenn das Kriegsglück ihnen, wie bisher in Italien, treu blieb, hat der Erfolg alsobald gerechtfertigt. Im Kabinet des Kaisers aber bestand man auf angriffsweisem Vorgehen gegen das Elsaß, einer Belagerung von Landau und Straßburg, nachdem vorerst die Franzosen über die Mosel und die Vogesen gedrängt seyn würden.

Dieser Vorschrift zu Folge hatte der Erzherzog seine Hauptmacht, dem feindlichen Zentrum gegenüber, an der Nahe versammelt und sein Hauptquartier zu Baumholder genommen. Ein Korps von 14,000 Mann, unter dem Feldmarschall-Leutenant Prinzen von Würtemberg, stand an der Sieg und eine starke Besatzung in Ehrenbreitstein.

Mit dem Anfang des Monat Juni wollte der kaiserliche Feldherr die Kriegshandlungen beginnen; er ließ deßhalb, da eine zehntägige Kündigungsfrist bedungen war, am 21. Mai den Absagebrief an den feindlichen Vorpostenkommandanten übergeben. Aber gerade am 31. Mai liefen bei Wurmser Befehle aus Wien ein, welche den ganzen Plan umwarfen. Von der Armee des Oberrheines sollten auf der Stelle 25,000 Mann durch Tyrol nach Italien entsendet werden, und 14 Tage später ward Wurmser selbst abberufen, jenseits der Alpen den Oberbefehl zu übernehmen.

Hier hatte der General Bonaparte mit raschen Schlägen seinen Siegeslauf begonnen, mit dem Blicke des Genies Schwächen und Blößen des Gegners erkannt, seine einzelnen Heerhaufen mit stets überlegener Macht angefallen und geschlagen. Am 30. März an die Spitze einer Armee von nur 50,000 Mann getreten, welche Mangel litt an fast Allem und Jeglichem, hatte er, gleich Hanibal, seinen Soldaten die blühenden Ebenen der Lombardei gewiesen, als den Preis des Sieges. Die kaiserliche Armee von 36,000 Streitern befehligte Beaulieu, ein greiser Mann, der das Land nicht kannte. Die verbündete piemontesische Armee zählte im Ganzen 35,000 Mann. Ihr größerer Theil stand der 25,000 Mann starken französischen Alpenarmee unter Kellerman entgegen. Beaulieu hatte bei Eröffnung des Feldzugs an den Var vordringen wollen, und am 9. April den General Cervoni bei Voltri geschlagen, aber seine Flanke im Gebirge nicht hinreichend gedeckt. Bonaparte, dies erfassend, hatte am 12. den General Argenteau bei Montenotte geschlagen, und am 14. bei Dego, des andern Tags an derselben Stelle den herbeieilenden Bukassovich. Nun zwischen das östreichische Heer und die Piemontesen eingedrungen, hatte Bonaparte sich mit seiner ganzen Macht auf letztere geworfen, sie am 17. bei Ceva, am 22. bei Mondovi geschlagen, auf Turin zurückgeworfen, und gezwungen einen Waffenstillstand nachzusuchen, dem auch am 15. Mai der Friede

mit Frankreich folgte. Jetzt wieder gegen die Östreicher gewendet hatte er den Tessin, am 10. Mai bei Lodi die Adda überschritten, die östreichische Armee gesprengt, und sie theils nach Mantua, theils über den Mincio in die Gebirgspässe von Tyrol geworfen. Dies waren die Vorgänge in Italien.

Mit dem Tag des 1. Juni nun begannen die Franzosen den Angriff auf ihrem äußersten linken Flügel am Rhein. Kleber war aus Düsseldorf aufgebrochen und hatte den Prinzen von Würtemberg bis an die Lahn zurückgedrängt, welche dieser General noch in der Gegend von Limburg besetzt hielt. Unterdessen war auch die französische Division Grenier bei Neuwied über den Rhein gerückt; zwei andere Divisionen (Championet und Bernadotte) marschirten auf Koblenz. In Folge dieser Vorgänge hatte der Erzherzog sich bemüssigt gesehen, schnell die Nahe zu verlassen und sich rechts zu ziehen. Bei Mainz überschritt er gleichfalls den Rhein, das verschanzte Lager bei Hechtsheim (unweit Mainz) ließ er durch ein Korps von 12,000 Mann unter General Mercandin besetzen, beorderte einige Bataillone an den Oberrhein, und die Truppen aus der Gegend von Kaiserslautern nach Mannheim zur Verstärkung des dortigen Lagers.

An Wurmser's Stelle hatte Latour das Kommando am Oberrhein erhalten, welcher jedoch, auf sein eigenes Ansuchen, dem Erzherzog untergeordnet bleiben sollte. Somit war denn eine Einheit des Oberbefehls hergestellt, und es die Aufgabe des Generalissimus, die bedenkliche Lage zu verbessern, in welche man durch den unseligen Eroberungsplan gerathen war.

Das Land zwischen Sieg und Lahn gab jetzt wieder den Schauplatz ernster Ereignisse. Mit 32 Bataillonen und 81 Schwadronen marschirte der Erzherzog in zwei Kolonnen über Homburg und Butzbach gegen Wetzlar, wo Jourdan eben im Begriff stand, die Lahn zu überschreiten. Es erfolgte das hartnäckige Treffen bei Wetzlar. Die Franzosen wurden geschlagen, nachdem Karl persönlich seine Soldaten zu wiederholten Malen in's Feuer geführt hatte. Rühmlichen Antheil an diesem Ehrentag erwarben sich die Sachsen, namentlich ihre Reiterei. In Folge des Treffens zog Jourdan gegen Neuwied und über den Rhein. Ein zweites Treffen fand am 19. statt bei Uckerath und Kirchriep, wo die Division Kleber durch das Korps von Kray geschlagen ward, so daß jetzt auch der französische linke Flügel in seine anfängliche Stellung bei Düsseldorf zurückweichen mußte.

Nachdem der Erzherzog das Drohendste auf dieser Seite also abgewendet, schickte er sich an, dem höchst gefährdeten Oberrhein zu Hilfe zu ziehen, wo die Ereignisse indessen ihm zuvorkamen.

Zur richtigen Würdigung dieser und der folgenden Ereignisse, muß man den Umstand nicht außer Acht lassen, daß bereits seit dem vorigen Feldzug bei den französischen Heeren das verderbliche „Requisitionssystem" in Aufnahme gekommen war, eine Art der Kriegführung, welche darin bestand, die Ernäh-

rung der Armee nicht durch Magazine, sondern ganz auf Kosten des jeweils besetzten Landes zu bewerkstelligen. Nun sind allerdings in jedem Kriege Fouragirungen und Requisitionen vorgekommen und werden vorkommen. Dies aber zur Regel machen, heißt den Soldaten zum Plündern und Marodiren anweisen, etwas, dem einsichtsvolle Feldherren stets mit aller Entschiedenheit entgegen getreten sind. Welch gräuliche Unordnung aber eine solche Verpflegsweise auf einem Rückzug herbeiführen müsse, ist leicht zu ermessen.

Moreau's Rheinübergang bei Kehl.

Folgendes war, nach dem Abgang Wurmsers, die Aufstellung des deutschen Heeres am Oberrhein: Im Breisgau, unter Feldmarschall-Lieutenant Fröhlich, ein östreichisches Korps von 10,000 Mann, ihm beigeordnet die Condéer, etwa 5000 Mann. Diese Truppen hielten das Rheinufer besetzt von Basel bis Ichenheim (4 Stunden oberhalb Kehl). Auf der Strecke von Ichenheim bis an die Rench stand das schwäbische Kontingent, von da abwärts bis unter Landau ein östreichisches Korps von 9000 Mann, bei Mannheim der Rest der oberrheinischen Armee mit etwa 10,000 Mann. Die Hälfte der sämmtlichen Truppen am Rhein war zum täglichen Dienst aufgeboten; ein Viertheil hielt durch eine Vorpostenkette das Ufer und einen Theil der Rheininseln besetzt, das zweite Viertel stand als Pikete von 12 bis 30 Mann, oder als größere Unterstützungsposten in zweiter Linie, und in dritter kantonirte oder lagerte die andere Hälfte.

Die Verhältnisse des Kehler „Kordons", wie man diese schnurförmige Aufstellung der Truppen nannte, müssen hier näher angegeben werden.

Ausrückender Stand des schwäbischen Korps.

Kommandeur: Feldzeugmeister v. Stain.

I. Brigade
Generalmajor v. Zaiger.

Grenadierbataillon	Naglovich	357	Mann.
I. Bataillon	Würtemberg	517	"
II. "	"	486	"
I. "	Fürstenberg	627	"
II. "	"	571	"
"	Irmtraut	519	"
		3077	Mann.

II. Brigade
Generalmajor v. Mylius.

Grenadierbataillon	Bauer	484	Mann.
I. Bataillon	Baden	484	"
II. "	"	434	"
"	Auer	437	"
I. "	Wolfegg	530	"
II. "	"	590	"
		2959	Mann.

Reiterbrigade.
Generalmajor v. Stader.

Kürassierregiment Zollern	554	Pferde.
Dragonerreg. Erbprinz v. Würtemberg	640	"
	1194	Pferde.
Gesammtsumme	7230	Mann.

Artillerie.

	12 Pfr.,	6 Pfr.,	3 Pfr.,	Haubitzen
Bataillonsgeschütz	—	14	10	—
Reservegeschütz	4	—	—	4
Würtemb. Artill. im Sold des Kreises	7	5	—	—

40 Kanonen, 4 unbespannte Haubitzen.

Die Rheinstrecke, welche diese Truppen zu besetzen hatten, war an 8 Stunden lang. 3 Bataillone und 4 Schwadronen standen täglich auf Vorposten. 3 Bataillone bildeten Hauptunterstützungsposten bei Ichenheim, Kehl und Diersheim, wo die Beschaffenheit des Stromes Übergangsversuche am ersten vermuthen ließ. In verschiedenen Batterien am Rheinufer, namentlich bei Kehl, standen 18 Geschütze, in letzter Stadt noch 2 als Rückhalt.

In der Gegend von Kehl und aufwärts bis Hüningen ist der Rhein mit zahllosen buschigten Inseln bedeckt, zwischen denen der Thalweg stets wechselnd sich hinwälzt. An den Seiten des Stromes stehen zahlreiche Altwasser, und seine Ufer, so wie die einmündenden Bäche und Gräben sind mit hohen Dämmen eingefaßt. Übrigens ist der Boden bei Kehl ebenes Fruchtfeld, hie und da von nassem Wiesengeländ unterbrochen. Stadt und Dorf Kehl liegen auf einer Art Landzunge, gebildet einerseits durch den Rhein, andererseits durch den Zusammenfluß der Schutter und Kinzig hart unterhalb des Dorfes. Die alte Veste Kehl war auf der engsten Stelle dieser Zunge erbaut *). Von ihr standen noch die Wälle ohne Brustwehren, und mit verschütteten Gräben. Das Städtlein, aus einer einzigen Gasse bestehend, war ursprünglich in einem Hornwerk erbaut, von dem man neuerdings einige Wallstücke zu Schanzen hergerichtet hatte. Der Kirchhof, auf einem alten Vestungswerk, war in eine Redoute umgewandelt; etwas oberhalb, zwischen dem Dorf und dem Rhein, stand eine zweite Redoute, die neue Schanze, gleich der ersten zur Aufnahme von etwa 200 Mann geeignet. An den Rheindämmen waren einige Batterien errichtet, welche jedoch nur eine Frontalvertheidigung gewährten. Nur die Kirchhofredoute bestrich den Strom auf eine Viertelstunde Länge. Jenseits der Kinzigbrücke hatte man eine bollwerksähnliche Schanze erbaut für beiläufig 600 Mann, zu dem alleinigen Zweck, den Rückzug des etwa aus Kehl zurückweichenden Korps zu decken. — Eine treffliche Gelegenheit, ihre Schiffe zu sammeln und alle Vorbereitungen zu einem Übergang unbemerkt in's Werk richten zu können, bot den Franzosen der Rheinarm, welcher eine kleine halbe Stunde oberhalb Kehl sich vom Hauptstrom trennt, an der Zitadelle von Strasburg vorüberfließt und sich in der Nähe der Ruprechtsau wieder mit jenem vereint. Diese beiden Endpunkte dieses sogenannten „kleinen Rheines" waren darum von deutscher Seite scharf im Auge zu behalten. Ähnlich verhielt sich's mit der Ausmündung der Ill, dem badischen Dorf Diersheim gegenüber. Während so die Örtlichkeit das Unternehmen der Feinde vielfach begünstigte, konnten sie von der Höhe des Münsterthurmes leicht alle diesseitigen Gegenanstalten erkennen.

Durch die Unfälle seines Collegen an der Lahn und auf dem Westerwald war für Moreau jetzt der unaufschiebliche Zeitpunkt zum Handeln

*) Nach Vauban's zweitem System.

gekommen. Mit bedachtester Umsicht hatte er alle Anordnungen und Vorbereitungen getroffen, und die Nacht vom 23. auf den 24. Juni zur Ausführung seines Übergangs über den Rhein bestimmt. Bis dahin stand seine Hauptmacht am Rehbach (bei Speier), aber bis gegen Besançon hin hatte er Scheinanstalten zur Aufnahme von Truppen treffen lassen. Am 20. unternahm er einen nachdrücklichen Angriff auf die Kaiserlichen bei Mannheim, und drängte sie in die Verschanzungen des Brückenkopfs zurück. An demselben Tag ward bei Hüningen der Oberrhein allarmirt. Noch am Morgen des 23. zeigte der General sich mit seinem Stabe in Neustadt. Zugleich aber hatten seine Kolonnen Befehl erhalten, in Eilmärschen auf Strasburg zu rücken, wo am Abend schon eine ansehnliche Macht versammelt war, während Latour eines neuen Angriffs gewärtig immer noch in Mannheim lag. — Das Jahr zuvor hatte Jourdan bei Überdingen seine Gegner durch das entgegengesetzte Mittel getäuscht: seine Anstalten waren dort mit so viel Umständlichkeit und auffallenden Lärm getroffen worden, daß die kaiserlichen Generale das lediglich für Schein halten mußten.

Moreau hatte zwei Haupt- und drei Scheinübergänge angeordnet: den ersten bei Kehl an der Einmündung des kleinen Rheines, wozu 39 Fahrzeuge mit 3540 Köpfen Bemannung, 60 Pontons zu einer Schiffbrücke und 5 Schiffe zu einer fliegenden Brücke bestimmt waren. Den zweiten bei Diersheim durch 2800 Mann in 30 Fahrzeugen, einer Fähre für Geschütz und 2 Schiffen zu einer fliegenden Brücke. Zu dem dritten Angriff bei Meissenheim, etwas oberhalb Ichenheim, waren 500 Mann in 10 Fahrzeugen beordert, endlich zu zwei Zwischenangriffen bei Goldscheuer und Leutesheim, jedesmal 160 Mann in 5 Schiffen.

Am 24. Juni, wenige Stunden nach Mitternacht, begann das Manöver. Die ersten Schüsse fielen auf den Flügeln des Kehler Kordons und bald darauf rollte das Feuer auf allen Hauptpunkten der langen Zeile von Hüningen bis Schröck. Bei Ichenheim waren die Feinde auf einer Rheininsel gelandet, welche ein Steg mit dem diesseitigen Ufer verband. Der Kommandant des dortigen Pikets, Leutenant Arnold von Fürstenberg Musketier, drang sogleich über den Steg, warf die Feinde wieder in ihre Schiffe und nahm ihnen 70 Gefangene ab. Bei Goldscheuer, Leutesheim und Diersheim wurden die Schiffe durch Geschützfeuer abgetrieben. Hier überall scheiterten die Übergänge.

Anders aber bei Kehl. Dem feindlichen Angriffspunkt bei der Einmündung des Rheinarmes gegenüber, auf dem „Bärengrund“, stand als äußerster Posten das vom Jahr 1793 her sogenannte Durlacher Piket *),

*) Das badische Bataillon Durlach hatte diesen Posten längere Zeit besetzt. Der Name aber ist, unter ganz veränderten Bodenverhältnissen, bis heute geblieben.



Vertheidigung der Neuen Schanze bei Kehl, am 24. Juni 1796.

Straßburg, gedruckt bei G. Silbermann

Verlag der Herder'schen Buchhandlung in Karlsruhe.

eine Abtheilung von 17 Mann. Der Hauptarm des Flusses war hier so schmal, daß das Piket, als Schiffe bemerkt wurden, nur einmal Feuern konnte und zurückgehen mußte, den gleich darauf hatte da und dort schon eines der Fahrzeuge seine Bemannung an's Land gesetzt; andere Schiffe ließen sich durch die Strömung weiter hinab treiben und kamen so der ersten Uferbatterie in Flanke und Rücken. Drei Geschütze waren auf diese Weise bald genommen, wurden von den Feinden umgekehrt und Feuer auf unsere Linie gegeben. Die erste feindliche Masse, welche sich formirt hatte, stürmte nun die neue Schanze, welche auch verloren ging. Die einzelnen Abtheilungen der Besatzung in und um Kehl, im Ganzen zwei Bataillone, zogen sich sofort an den Ausgang des Dorfes Kehl, in die Kirchhofschanze und das Hornwerk, um von hier aus durch heftiges Feuern und einzelne Ausfälle das weitere Vordringen der Franzosen aufzuhalten. Jetzt, etwa um 5 Uhr in der Frühe, trafen die ersten Befehle aus dem Hauptquartier ein, 3 Kompagnien des Bataillons Raglovich nebst freiwilligen Plänklern sollten die neue Schanze wieder nehmen, unterdessen würden zwei Unterstützungskolonnen aus den Dörfern Neumühl und Sundheim herbeieilen. Oberstleutenant Raglovich ordnete alsobald seine Grenadiere, drang durch das Dorf Kehl vor, brach dann rechts heraus und erstürmte die neue Schanze im ersten Anlauf. Aus dem Lager bei Willstätt war endlich ein Bataillon Wolfegg mit 2 Geschützen angelangt. Es brach aus dem Städtchen, entwickelte sich in Linie, gab sein Feuer ab und drängte so, abwechselnd feuernd und mit dem Bajonet, die feindlichen Plänklerhaufen bis über die Kirchhofschanze zurück, weiter aber vermochte es nicht zu kommen, denn dem Feuer der feindlichen Tirailleurmasse von vorn ausgesetzt, und bald auch dem bestreichenden Feuern der jenseitigen Batterien, war bereits ein Drittheil der Mannschaft gesunken, und über die Hälfte der Offiziere (neun von fünfzehn), ein Geschütz war demontirt, alle Kanoniere verwundet, ein Offizier todt, der zweite verwundet. — Das Bataillon mußte zurückweichen. Von den übrigen Truppen des Lagers hatten sich inzwischen 2 Bataillone, 1 Schwadron und 2 Geschütze am rechten Kinzigufer hinter Kehl als Reserve aufgestellt; eine andere Kolonne aus den 2 Bataillonen Baden, dem Grenadierbataillon Bauer und 2 Schwadronen Kürassiere, unter Anführung des Obersten Sandberg, freiwillige Plänkler an der Spitze, hatte indeß den feindlichen Tirailleurhaufen aus Sundheim vertrieben, dann sich diesseits des Dorfes wieder in Linie entwickelt und war mit klingendem Spiel (Trommeln und Pfeifen) und unter abwechselndem Feuern bis an die Rheindämme, in der Nähe des Durlacher Pikets, vorgedrungen, erwartend, daß die über Neumühl marschirte Kolonne jetzt aus Kehl herausbrechen und sich mit ihm vereinigen werde. Aber das Schicksal des einen Bataillons, welches hiezu verwendet worden, haben wir schon erzählt. Jene Kolonne linker Hand, welche ihre Flanke von dem einen



Vertheidigung der Neuen Schanze bei Kehl, am 24. Juni 1796.



Vertheidigung der Neuen Schanze bei Kehl, am 24. Juni 1796.

Straßburg, gedruckt bei G. Silbermann.
Verlag der Herder'schen Buchhandlung in Karlsruhe.

neuen Plänklerschwarm bedroht sah, wich nun etwas gegen Sundheim zurück, herstellte sich jedoch wieder und trieb die Franzosen zum zweitenmal bis an den Strom und hinter die Dämme. Nun sollten die Kürassiere einhauen, um der stets bedrohten linken Flanke Luft zu machen. Die Reiter trabten vor, bis an einen Wassergraben, prallten hier an, um bald darauf umzukehren. Das war für die Franzosen eine Ermuthigung zu neuem Angriff. Anstatt der ersehnten Hilfe vom rechten Flügel drängten jetzt französische Haufen das Dorf Kehl herauf, so daß die drei Bataillone von allen Seiten gefaßt waren; da murmelte der alte Oberst etwas, was nicht wie ein Kompliment auf das Oberkommando klang, und befahl den Rückmarsch. — Die tapfern Grenadiere Raglovich's in der neuen Schanze hatten unterdeß seit mehreren Stunden das Anstürmen der Feinde abgeschlagen, endlich aber ihre Munition verschossen und mußten so einem neuen Sturm unterliegen. Was von der Besatzung nicht geblieben war wurde gefangen. Mit der neuen Schanze war alsobald das ganze Dorf Kehl in Feindes Hand gerathen, der, jetzt stets anwachsend, seine ganze Anstrengung nur gegen das Städtlein und die Kirchhofschanze richtete. Hier waren die meisten Geschütze zerschossen, die Bedienung getödtet und nun, nach sechsstündigem Kampf, es war gegen 10 Uhr, traf Befehl des Oberkommandos ein zur Räumung des Platzes.

Die sechs Bataillone, nebst der Artillerie, welche im Gefecht waren, im Ganzen 3250 Mann, hatten 27 Offiziere und 693 Soldaten verloren, und, mit Einschluß der demontirten Geschütze, 14 Stücke und 22 Munitionskarren in den Schanzen zurückgelassen. Das Korps nahm eine feste Stellung auf seinem alten Lagerplatz bei Willstätt, um die Truppen des äußersten Flügels bei Ichenheim und Diersheim an sich zu ziehen. Bei Neumühl war unterdessen eine Batterie aufgefahren worden, welche das Ausströmen der Feinde aus Kehl verhinderte. Das Dorf blieb von den schwäbischen Vorposten besetzt, das Hauptkorps aber zog sich gegen Offenburg zurück, wo es bei Bühl an der Kinzig eine seiner Stärke entsprechende Aufstellung nahm; das Lagergepäcke war vorschriftgemäß schon am Morgen in das Kinzigthal zurückgesendet worden. Die Vorhut stand von nun an bei Willstätt, und die äußersten Posten bei Kork und Neumühl. Am Abend war noch eine Abtheilung des Giulay'schen Freikorps, 7 Kompagnien, welche zufällig von Rastatt nach Freiburg marschirten, zu dem schwäbischen Korps gestoßen. Das Condé'sche Korps hatte sich gegen Dinglingen und Niederschopfheim gezogen, um über Offenburg mit den Schwaben in Verbindung zu treten. Die östreichischen Korps unterhalb Freistett hatten hinter der Rench Stellung genommen, ihr Vortrab bei Bischoffsheim, und waren über Urloffen und Appenweier mit der Stellung von Bühl in Berührung. Also verlief der 25., während dessen die Franzosen eng und ängstlich um Kehl geschaart blieben, die Vollendung der Schiffbrücke und den

völligen Übergang ihres bereits auf 30,000 Mann angewachsenen Heeres abzuwarten.

Es ist eine ziemlich allgemeine Ansicht, dem „Kordonsystem" die Unfälle des Jahres 1796, so wie der vorhergegangenen Feldzüge zuzuschreiben; doch jedes Ding hat, wie man sagt, seine zwei Seiten, und die vorstehende Schilderung zeigt, wie leicht Moreau's ganzes Unternehmen scheitern konnte, trotz der so unzulänglichen Gegenanstalten, denn ein einziges Bataillon mehr zu Kehl hätte anfänglich den Ausschlag geben können. Östreichische Darstellungen sagen zwar, daß nach einer durch Latour bei dem Erzherzog eingeholten Instruktion, „welche aber zu spät eintraf," in Mannheim nur die nothwendigsten Truppen bleiben, bei Offenburg ein Reservekorps zusammengezogen, und insbesondere Kehl als wichtigster Punkt am Oberrhein nicht vernachlässigt werden sollte. Dies heißt mit andern Worten doch nichts Anderes, als daß man nach den Ereignissen erst eingesehen, was man vorher hätte thun sollen. Den Kordon durch einzelne Reservekorps, namentlich bei Offenburg, zu kräftigen, das lag in der Hand des kaiserlichen Feldherrn, und es gab kaum etwas Natürlicheres. Den „wichtigsten Punkt am Oberrhein" aber wenigstens gegen den ersten Anlauf sicher zu stellen, wie es hundertjährige Überlieferungen gelehrt, das hätte die dringende Aufgabe der schwäbischen Stände seyn sollen, wären diese Zwerge von „Landesherren" nicht aller Vaterlandsliebe und aller Einsicht baar gewesen. — Eine Armuth an Heerführertalent hat sich überall auch bei den nachfolgenden Ereignissen geoffenbart, welche den Ruin von Süddeutschland herbeigeführt, bis endlich dem Genius des Erzherzogs seine Sendung klar ward und der aufleuchtende Geist des Feldherrn die Armee beseelte.

Im schwäbischen Hauptquartier hatte man, wie es scheint durch die Unthätigkeit der Franzosen ermuthigt, den Plan gefaßt, Kehl durch Überrumpelung wieder zu gewinnen. In der Nacht vom 25. auf den 26. Juni waren zu diesem Zweck wieder, nebst dem Vortrab, fünf Bataillone, 7 Kompagnien Giulay und 6 Schwadronen in drei Kolonnen formirt worden. Um halb 1 Uhr hatten die Truppen den Marsch angetreten. Nach zweistündigem Weg aber hörten sie bereits Kleingewehrfeuer, und fanden bei Wilstätt die Vorposten mit dem Feind in scharfem Geplänkel. Das französische Heer war nämlich um dieselbe Zeit in sechs Kolonnen aufgebrochen, um seine Stellung mehr auszudehnen.

Somit war die Überrumpelung verfehlt, doch wurden die Franzosen in der Front wieder über Kork hinaus zurückgedrängt. Unsere Truppen hatten in dem Gefecht 70 Mann nebst einer Anzahl Gefangener verloren. Feldzeugmeister Stain zog indeß sein Korps ganz in die Stellung von Bühl an der Kinzig zurück, der rechte Flügel war bei Urloffen mit dem Korps von Sztarray an der Rench in Verbindung. Von da aus

zog die schwäbische Linie über Appenweier, Bohlsbach, Bühl nach Offenburg, wo es an der Kinzigbrücke mit der Vorhut der Condéer zusammenstieß, welche unter dem Herzog von Enghien bei Schutterwald und dem Gotteswaldhof standen. Die schwäbische Vorhut hielt Griesheim besetzt. Unter Feldzeugmeister Stain waren nun vereint:

7	Kompagnien Giulay	800	Mann,
4	„ Wenkheim	500	„
10	Bataillone Schwaben, noch	5000	„
2	Schwadronen Anspach	200	„
8	„ Schwaben	1000	„
	Zusammen	7500	Mann.

Die Condé'sche Vorhut bei Offenburg zählte etwa 2000 Mann. In der Frühe des 27. verdrängte der Feind die Vorhut aus Griesenheim und setzte sich daselbst fest. Gegen 8 Uhr begann das Geschützfeuer auf der ganzen Linie und dauerte bis am Mittag. Auf den Flügeln währte das Plänklerfeuer bis zum Abend. Da warf sich der Feind mit Macht auf das Condé'sche Korps, vertrieb es von der Kinzigbrücke und und drang im Anstürmen bis an die Stadt Offenburg. Eine andere feindliche Kolonne war von Sand und Neusand gegen Urloffen vorgegangen, hatte die Östreicher hier zurückgeworfen und somit die Verbindung zwischen Stain und Sztarray gebrochen. Das schwäbische Korps, obgleich es noch keinen Boden verloren und nur unbedeutenden Verlust gehabt, war dennoch in der mißlichsten Lage, weil der Feind ihm bereits auf beiden Flanken stand. Die Schlachtlinie wurde deßhalb besetzt behalten bis zur Nacht, wo um 10 Uhr, in tiefster Stille, der Rückzug in's Kinzigthal angetreten ward, während das zweite Treffen eine Zeitlang als Nachhut noch in seiner Stellung verblieb. Nach einem höchst beschwerlichen Nachtmarsch, dessen Wirrniß noch dadurch vermehrt worden war, daß einige Condé'sche Bataillone in die Kolonnen geriethen, erreichte das Korps mit Tagesanbruch Bieberach im Kinzigthal und Zell am Harmersbach. Die Condéer waren bei Haslach angelangt. Glücklicherweise hatte der Feind den Rückzug nicht bedrängt, denn die Soldaten wären kaum mehr zum Widerstand fähig gewesen: es waren jetzt vier Tage und Nächte, seit sie die Waffen nicht mehr aus den Händen gelegt, und der aufreibende Nachtmarsch hatte während des heftigsten Unwetters gemacht werden müssen.

Am 28. hatte Moreau sich mit seinen überlegenen Kräften gegen das Sztarray'sche Korps gewendet, dessen Stellung bei Renchen, Wagshurst und Memprechtshofen genommen, und dasselbe um so leichter geschlagen, als in der Nacht vorher schon eine französische Abtheilung nach Oberkirch in die linke Flanke der Östreicher gedrungen war. Sztarray's Truppen konnten sich erst bei Bühl (jetzt der Stadt) und Stollhofen wieder festsetzen. Das Schlimmste aber war, daß der kaiserliche General keine Truppen

in das Rendthal geworfen hatte, so daß der kürzeste Weg nach dem Kniebis und Freudenstadt den Franzosen jetzt offen stand.

Latour, welcher bereits am 26. mit 6 Bataillonen und 22 Schwadronen von Mannheim in Muggensturm eingetroffen, war dort ruhig stehen geblieben, Verstärkungen vom Unterrhein her zu erwarten, und hatte seinen Unterfeldherrn bei Renchen dem Schicksal überlassen.

Bei dem schwäbischen Korps war indessen der alte Feldzeugmeister Stain wegen „Krankheit" abgegangen und der Landgraf von Fürstenberg hatte den Oberbefehl angetreten. Die Truppen standen von Lahr, welches die Condéer besetzt hielten, postenweise auf dem Schönberg, bei Bieberach und im Nordracher Thal; französische Vorposten bei Gengenbach.

Am 29. Abends erfuhr man den Unfall der Kaiserlichen an der Rench, zugleich mit der Nachricht, daß die Franzosen bereits bis Oppenau vordrängten.

Moreau war nämlich bis zum 1. Juli unschlüssig geblieben und hatte sogar sein Zentrum bis Appenweiher zurückgezogen, um vor weiterem Vorgehen sich der Gebirgspasse des Schwarzwaldes zu bemeistern. Die Division St. Cyr war hiezu beordert, und dieser General hatte seine Truppen in dem Renchthal aufwärts geführt. — Fürstenberg, um wo möglich den Franzosen zuvorzukommen und den wichtigen Kniebisübergang zu erhalten, beorderte am 30. drei Bataillone Würtemberger, 2 Schwadronen und 4 Stücke auf den Roßbühl; mit dem Hauptkorps aber ging er am 1. Juli auf Hausach zurück, indem er zur Verbindung mit dem Posten auf dem Roßbühl 200 Mann in's Schappacher Thal beorderte. In der Nacht vom 1. auf den 2. waren die würtembergischen Bataillone nach beschwerlichem Marsche bei abscheulichem Wetter auf den unwirthlichen Höhen des Kniebis und Roßbühls angelangt. Das Hauptkorps blieb beim Zollhause stehen, 4 Kompagnien waren auf die letztgenannte Gebirgshöhe vorgeschoben. Am 2. Juli Abend, zur Zeit als eben 4 andere Kompagnien zur Ablösung aufmarschirt waren, wurde der Posten von 3 Bataillonen und einer Schwadron Franzosen auf der Straße von Oppenau her angegriffen. Der Posten wehrte sich eine Stunde lang, dann aber war er umgangen und die Franzosen hatten bereits die im Rücken liegende „Schwedenschanze" erstürmt. Der Posten am Zollhaus und der „Alexanderschanze" (eine Stunde vom Roßbühl), als er das Feuern hörte, rückte zur Unterstützung heran, suchte die Schwedenschanze wieder zu nehmen, doch vergeblich. Die Linie war gesprengt, und die Soldaten zogen sich fechtend, nur von der Nacht begünstigt, wieder auf das Zollhaus zurück, wo sie bis zum andern Tag blieben um dann wieder in's Schappachthal hinabzusteigen. Inzwischen waren von Latour 500 Jäger nach Freudenstadt und von da auf den Kniebis gesendet worden; sie kamen eine Nacht zu spät an, wurden am 4. angegriffen und in's Murg- und Nagoldthal zersprengt. Den Franzosen stand jetzt das Schwabenland offen,

und der Herzog von Würtemberg, welcher drei Tage zuvor noch eine Abtheilung seiner „Haustruppen" nach Freudenstadt gesendet hatte, welche indessen an keinem Gefecht Antheil nahmen, rief diese nun schnell nach Hause.

Zu derselben Zeit war es auch an der Murg zum Treffen gekommen. Nach einigem Geplänkel bei Bühl und Stollhofen hatte das Sztaray'sche Korps sich mit dem Latour'schen vereinigt und von Gernsbach an bis über Niederbühl, Rastatt, Ottersdorf seine Stellung vor der Murg genommen. Am 4. stand der französische linke Flügel und die Reserve bei Iffezheim und Haueneberstein, eine Division rückte nach Baden, um von hier über Gernsbach die linke Flanke der Östreicher zu gewinnen. Am folgenden Tag begann das Treffen, dessen Ausgang bei den überlegenen Streitkräften des Feindes kaum zweifelhaft seyn konnte. Doch die Östreicher hatten sich, namentlich bei Rastatt und Niederbühl, tapfer gewehrt, und erst gegen Abend traten sie, unter dem Schutz ihrer Reiterei, den Rückzug über die Murg an.

Dem Ende des Treffens hatte Erzherzog Karl noch persönlich anwohnen können. Die Kunde von Moreau's Rheinübergang war in seinem Hauptquartier zu Wallmeroth an ihn gelangt. Er hatte sofort 15 Bataillone und 20 Schwadronen nach dem Oberrhein geführt und war mit diesen Truppen am 5. Juli bei Ettlingen, mit dem Vortrab bei Durmersheim, dritthalb Stunden vom Schlachtfeld eingetroffen.

Den Verhältnissen nach mußte eine neue Schlacht im Interesse der beiden Feldherren liegen; der Erzherzog hatte den 10. Juli dazu bestimmt, Moreau aber den 9.

St. Cyr ward angewiesen, alle verfügbaren Truppen bei Gernsbach zu vereinen, sie gegen den kaiserlichen linken Flügel im Gebirge zu verwenden und wo möglich die Straße nach Pforzheim zu gewinnen, wohin der Erzherzog das mit ihm angekommene sächsische Korps beordert hatte, um von da gegen Calw zu manöveriren. St. Cyr, von dem Marsch der Sachsen unterrichtet, hatte gleich am 9. eine starke Abtheilung nach Wildbad entsendet; den Rest seines Korps führte er gegen Rothensohl in der Tiefe des Albthales und am Fuße des Dobel, von wo aus der Erzherzog seinerseits nach Gernsbach vorzudringen beabsichtigt hatte. Desair, der Befehlshaber des linken Flügels, sollte ein Korps bei Ödigheim an den Federbach aufstellen, seine Hauptmacht aber mit der Reservekavallerie auf der Bergstraße gegen Malsch führen. So trennte sich die Schlachthandlung in zwei gesonderte Szenen, den Kampf im Gebirge und den in der Rheinebene. Hier befehligte der Erzherzog in Person. Die Schlacht drehte sich hauptsächlich um den Besitz von Malsch, welcher Ort von den Östreichern erobert wurde, wieder verloren ging und so zum zweiten und zum drittenmal erstürmt, bis endlich die Franzosen zurückwichen, dann auch bei Bietigheim geschlagen, und nach Rastatt zurückgedrängt wurden. Aber, sagt der Erzherzog selbst

in den „Grundzügen der Strategie", was halfen die glücklichen Fortschritte der Östreicher in dem Rheinthal, da die Franzosen auf dem entscheidenden Punkte (bei Rothensohl) gesiegt hatten, Herren von dem ganzen Gebirge waren und schon in der Nähe von Pforzheim standen! Trotz der hohen Auctorität drängt sich hier dennoch die Bemerkung auf, daß, mit Versetzung der beiden Worte Rheinthal und Gebirg, der Ausspruch eben so gut Moreau in den Mund gelegt werden könnte. Auch das ist eine eigene Erscheinung der Schlacht von Malsch, daß die zahlreiche und treffliche Reiterei der Östreicher nichts Nennenswerthes geleistet. Erst in der Nacht hatte der Erzherzog die Nachricht von der Niederlage seines linken Flügels vernommen und entschloß sich sofort zum Rückzug nach Pforzheim. Hier ist es in den Tagen vom 11. bis 13. Juli, wie er selbst sagt, wo ihm seine Aufgabe ganz klar geworden, „dem Feind das Vorrücken Schritt für Schritt streitig zu machen, ohne sich zu einer Schlacht zwingen zu lassen, dagegen die erste Gelegenheit zu ergreifen, seine in zwei Armeen getheilte Truppen zu vereinen und sich dann mit Überlegenheit, oder wenigstens mit verhältnißmäßigen Kräften auf eines der beiden feindlichen Heere zu werfen." — Aus Pforzheim zog der Erzherzog, von Moreau stets gefolgt und stets fechtend, über Stuttgart nach Gmünd, und von da nach Bopfingen, Nördlingen, bis an die Donau. Vom Neckar ab war Moreau dem zurückweichenden Gegner nur behutsam nachgerückt, als ahne er eine unvorherzusehende Wendung.

Letzte Gefechte des schwäbischen Korps.

Nachdem die Gebirgskette des Schwarzwaldes über den Kniebis durchbrochen, mußte die Stellung eines Korps im Kinzig- und Gutachthal zwecklos und gefährlich erscheinen. Fürstenberg beabsichtigte daher, seine Truppen bei Rottweil an den Neckar zu ziehen und über Villingen mit Condé und dem vorderöstreichischen Korps in Verbindung zu bleiben, das von Lörrach an abwärts bis Kenzingen stand. Die Nachricht von der Ankunft des Erzherzogs verursachte eine Abänderung des Planes, und das Korps blieb in einer langen Linie von Sulgau, Schiltach, Hausach bis in's Prechthal stehen und hatte die Aufgabe, sich herumzuschießen mit den französischen Streifparthien, welche auf Requisitionen auszogen. Nach des Erzherzogs Rückzug ward auch der schwäbische Gebirgskordon etwas weiter gegen Horb hingeschoben. Am 14. Juli erfolgte wieder ein Vorwärtsgehen der ganzen feindlichen Linie, wodurch die Schwaben in eine Stellung am Neckar bei Horb, Sulz, Oberndorf zurückgedrängt wurden.

Der Angriff am 14. war ein allgemeiner, auf der ganzen Linie bis an den Oberrhein. Es war nämlich auch der rechte Flügel der Franzosen

unter Ferino, welcher bisher unthätig geblieben, jetzt zum Angriff geschritten. Bereits acht Tage vorher hatten bei Herbolzheim, Wagenstatt, Tutschfelden und Bleichheim Vorpostengefechte stattgefunden, an denen sich der aufgebotene vorderöstreichische Landsturm, namentlich die Freiburger Freiwilligen, rühmlichst betheiligten *). Bei dem Angriff am 14. hatte der Landsturm anfangs brav ausgehalten, allein nachdem die Franzosen Herren der Gebirgspässe geworden, und der General Fröhlich mit den kaiserlichen Truppen nach Villingen gezogen, das Aufgebot seinem Schicksal überlassend, blieb diesen wenig anders übrig, als ihre Posten behutsam einzuziehen und in der Nacht die Heimath zu suchen **).

Das schwäbische Korps hatte sich nach Hechingen und Rottenburg gezogen, den Neckar eine Strecke mit Vorposten besetzend. In der Nacht vom 18. auf den 19. Juli drängten die Feinde wieder auf den Vorposten bei Haigerloch und Rottenburg und warfen die ersteren nach Ragendingen zurück, während die letztern ihre Stellung behaupteten. Dies war das letzte Gefecht des schwäbischen Korps gegen die Franzosen.

Der schwäbische Sonderfriede.

Den Feind, den Franzosen im Land stehen haben, und dennoch sich nicht für besiegt halten, die äussersten Mittel aufbieten zur Fortsetzung des Kriegs, vertrauen auf den Kaiser und die ganze Nation, die sich einmüthig erheben werde das Vaterland wieder zu befreien, das war mehr als man im Jahr 1796 deutschen Reichsständen zumuthen durfte. Und in der That, woher sollte ihnen solcher Muth, solches Festvertrauen kommen? Es bedarf, diesen Zweifel zu rechtfertigen, wahrlich keiner erneuten Aufzählung alter Sünden bis zum Basler Sonderfrieden, denn die Gesammtdarstellnng in diesen Blättern hat den ganzen Jammer deutscher Zustände oft genug zum Gegenstand haben müssen. Damit aber soll keineswegs auch die Hast gerechtfertigt werden, mit welcher namentlich der Herzog von Würtemberg die Gelegenheit ergriff, sich endlich einmal von der Sache des Kaisers und Reiches lossagen zu können, denn bereits am 16. uud 17. Juli, während der deutsche Reichsfeldherr sich an der Würm, bei Eßlingen und Kannstadt schlug, hatten die Bevollmächtigten des Herzogs, die Herren von Mandelslohe und Kerner, zu Baden einen Waffenstillstand unterhandelt, vermöge dessen der Herzog

*) Eine ausführliche Darstellung dieser interessanten Begebenheiten findet man in dem Werke von Bader: „Die breisgauischen Stände.“

**) Diesem Korps waren später als Anerkennung von dem Kaiser die Privilegien der Wiener Schützen und eine goldene Medaille an seine Fahne verliehen worden.

sein Kontingent vom Reichsheer zurückzuziehen versprach, und sich anheischig machte, 4 Millionen Livres baar zu bezahlen, unabhängig von einer Masse erst weiter festzusetzender Lieferungen. — Daß der Herzog selbst, wie am Rhein alle Fürsten und Prälaten, Äbte und Abtissinnen, Alles was unmittelbarer Reichsstand gewesen, bereits bei Annährung der Franzosen die Heimath verlassen und in rückwärtigen, noch nicht beunruhigten Gegenden eine Zuflucht gesucht habe, wird man begreiflich finden.

Nach dem Vorgange Würtembergs war für Baden keine Wahl. Im Auftrag des Markgrafen ward durch den Herrn von Reitzenstein, welcher dem General Moreau nach Stuttgart gefolgt war, daselbst unterm 25. Juli eine ähnliche Übereinkunft wie mit Würtemberg geschlossen. Der Markgraf zahlte 2,000,000 Livres baar, und lieferte 1000 Pferde, 500 Ochsen, 25,000 Zentner Getreide, 12,000 Malter Hafer, 25,000 Paar Schuhe 2c.

Endlich ward am 27. durch die Herren von Lasollaye und Mandelslohe, als Bevollmächtigten der schwäbischen Kreisstände *), gleichfalls zu Stuttgart ein Waffenstillstand geschlossen. Außer bedeutenden Naturallieferungen**) bezahlten diese Stände 12 Millionen Livres, und die Prälaten des Kreises noch dazu 7 Millionen.

Bei Gelegenheit dieser Handlungen und Verhandlungen hat man immer hervorgehoben, wie die Reichsstände, welche seit Beginn des Feldzugs durch keinerlei Mittel zu bewegen waren, von den verwilligten 100 Römermonaten mehr als etwa den fünften Theil, im Betrag von kaum 600,000 Gulden, in die Reichskriegskasse abzuliefern, jetzt, wo es die Erhaltung ihres staatlichen Daseyns galt, bereitwilligst so unendlich höhere Summen dem Reichsfeinde bezahlten. Allerdings läßt sich dagegen nichts erwidern, als daß diejenigen Stände, welche vom Kriegsunglück noch nicht betroffen gewesen, sich in keiner Weise patriotischer erwiesen hatten, und daß Jene, welche bisher ihre Schuldigkeit gethan, mit den Säumigen und Engherzigen leiden mußten. Wohl ist diesen eine Strafe auf dem Fuß nachgefolgt, denn kaum hatten sie durch die ungeheuren Opfer aus dem Sacke ihrer „Unterthanen" das Daseyn vermeintlich sich erhalten, als das Schreckbild einer schwäbischen Republik sie dennoch zu verschlingen drohte. — Es ist dies eine jener geschichtlichen Thatsachen, welche die Zeit noch nicht recht klar gemacht hat.

Gewiß ist nur, daß, als Moreau sich in Schwaben festgesetzt hatte, bald eine Anzahl Männer, deren Gesinnungen nicht zweifelhaft seyn kann, sobald man weiß, daß Posselt, unser für Recht und Freiheit glühender

*) Ein Kreistag war zu diesem Zwecke in Ulm, später, bei Annäherung der Franzosen, in Augsburg gehalten worden.

**) 8000 Pferde, dazu noch 400 Reitpferde, 5000 Stück Rindvieh, 15,000 Zentner Getreide, 100,000 Malter Hafer, 150,000 Zentner Heu, 25,000 Paar Schuhe.



Kreis-Dragoner-Regiment Erbprinz von Würtemberg.

1790.

Straßburg, gedruckt bei G. Silbermann. Verlag der Herder'schen Buchhandlung in Karlsruhe.

Annalenschreiber an ihrer Spitze gestanden, daß solche Männer mit dem französischen Feldherrn in Verkehr traten, um diesen Theil von Süddeutschland in eine Republik umzugestalten, ein Beginnen, was übrigens mit Moreau's Sturz keine Folgen mehr hatte*). Obgleich es nun anerkannte Politik des Direktoriums war, Frankreich mit einem Gürtel kleinerer Republiken zu umgeben, und darum jenes Vorhaben einer Republik Schwaben mehr fremdem, als heimischem Interesse diente, muß man das Beginnen der schwäbischen Männer doch nicht ungerecht, etwa von unserm Standpunkt im Jahr 1848 beurtheilen. Für sie gab es handgreiflich kein anderes Mittel, einen erträglichen bürgerlichen und politischen Zustand in Deutschland herzustellen, denn von einer Reform des deutschen Reiches, welchem Oesterreich und Preußen ihre Sonder- und Familieninteressen unterordnen würden, davon konnten die Patrioten des Jahres 1796 doch nicht träumen.

Zu erwarten war es übrigens wohl, daß das Beispiel von unmännlicher Zaghaftigkeit, welches die schwäbischen Stände gegeben, nicht ohne Nachfolge bleiben, so wie der verhängnißvolle Ruf „die Franzosen kommen," durch die Kriegsläufe tiefer in's Reich hinein erschallen würde. — Am ersten sollte der Kurfürst von Sachsen diese Voraussicht bewahrheiten; sein Kontingent, unter Generalleutenant Lindt, erhielt Befehl, das Heer des Erzherzogs zu verlassen, als dieser, während seines Rückzugs nach der Donau, eine Stellung bei Böhmenkirch genommen hatte, um hier die Räumung der Magazine zwischen Ulm und Günzburg zu decken. Am Reichstage hörte man sofort den kursächsischen Gesandten am lautesten einstimmen in den Chor der friedeseufzenden Bevollmächtigten, und unter dem Schild des Kurfürsten kam auch am 13. August ein Neutralitätsvertrag des obersächsischen Kreises mit den Franzosen zu Stand.

Daß dem Waffenstillstand der schwäbischen Stände ohne Schwierigkeit der endgiltige Friede folgen werde, konnte vorhergesehen werden. Für Würtemberg war er zu Paris unterm 6. August durch die Herren v. Wöllwarth und Abel abgeschlossen worden. Der Herzog hatte sich in dem Vertrag verbindlich gemacht, das Münpelgardische und überhaupt alle seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer an Frankreich abzutreten; auf dem Friedenskongreß mit dem deutschen Reich für Abtretung des ganzen linken Rheinufers zu stimmen; wogegen er durch eingezogene geistliche Besitzungen entschädigt werden sollte. In geheimen Artikeln aber war der Herzog auch darauf eingegangen, in allen künftigen Kriegen zwischen Frankreich und dem deutschen Reich den Franzosen überall in den herzoglichen Landen ungehinderte Bewegung zu gestatten; in all diesen Kriegen neutral zu bleiben und

*) Eine vollständige Korrespondenz Posselts mit Moreau soll noch vorhanden seyn, und müßte auf dies immerhin eigenthümliche Verhältniß helles Licht werfen.

weder sein Kontingent zu stellen, noch irgend andere Beihilfe zu leisten.

In solchen geheimen Artikeln mit einer feindlichen Macht machte also einer der ersten Reichsfürsten förmliche Zusage, seine Reichspflichten für die Zukunft nicht mehr erfüllen zu wollen.

Zwischen dem Markgrafen von Baden und dem französischen Direktorium war der Friede am 22. August unterzeichnet worden. Auch hier ist Abtretung aller badischen Besitzthümer auf dem linken Rheinufer und im Luxemburgischen zugesagt, die Schleifung von Philippsburg und selbst die Abtretung der Reichsveste Kehl, deren Schirm dem Markgrafen obgelegen; endlich die Abtretung von 80 Morgen Landes gegenüber von Hüningen. — Daß auch hierdurch den Pflichten gegen das Reich zu nahe getreten worden, ist sicher nicht zu läugnen. Doch betraf es nur ein Paar Spannen Landes (Kehl war bereits in Feindes Hand) und über so etwas glaubte man sich in jenen Zeiten wegsetzen zu dürfen; hat doch der Kaiser selbst das Jahr darauf in dem Friedensschluß von Campo Formio in ganz anderm Maaße Reichslande und Reichsgut dem Feind überlassen. Daß aber in dem badischen Vertrag die Bedingungen von Neutralität ꝛc. nicht vorkommen, wie in dem Würtembergischen, muß man, um nach allen Seiten gerecht zu bleiben, dem Markgrafen Karl Friedrich zur Ehre anerkennen, denn daß dieselben Zumuthungen auch an ihn gestellt worden waren, darf sicher angenommen werden. Wie männlicher Karakterstärke selbst die Achtung des Feindes und oft unmittelbarer Lohn nicht entgehen, zeigen die geheimen Artikel des Vertrages vom 22. August, worin als Entschädigung dem Markgrafen fast alle später angefallenen Landestheile bereits in Aussicht gestellt sind, also ein verhältnißmäßig weit größerer Ersatz, als er dem Herzog von Würtemberg bewilliget worden.

In die Reihe der bisherigen Ereignisse gehören auch die fränkischen Vorgänge. Zufolge des Einrückens der französischen Sambre- und Maasarmee nach Franken und in die Oberpfalz (Begebenheiten, auf deren Zusammenhang wir weiter unten zurückkommen), hatten auch die fränkischen Stände Abgeordnete nach Würzburg an den General Ernouf gesendet, zum Abschluß eines Waffenstillstandes, der sie 8 Millionen, 20,000 Reit- und Wagenpferde ꝛc. kostete. (7. August.) Ausgenommen von der Kriegssteuer blieben das Anspachische, Bayreuthische und Schmalkaldische, weil diese Landschaften schon dem Basler Sonderfrieden beigetreten waren. Dieser Ausnahme verlangte nun Nürnberg gleichfalls theilhaftig zu werden, aus dem Grunde, weil das ganze Gebiet dieser Stadt im Jahr 1791 mit dem Anspachischen von Preußen in Besitz genommen worden sey. Wer aber Einsprache erhob gegen dieses Ansinnen, welches, dem Wortlaut der Übereinkunft nach, wohl gerechtfertigt erschien, waren nicht etwa die französischen Kommissäre, sondern der preußische

Gesandte! Aus der Verlegenheit zu kommen hielt es Jourdan für das Kürzeste, der Stadt insbesondere 3 Millionen Kriegsschatzung aufzuerlegen, und seinen Soldaten noch zu erlauben, sich's in Nürnberg nur bequem zu machen. Die Nürnberger wendeten sich nun unmittelbar nach Paris, wo es ihnen auch wirklich gelang, von jener Schatzung eine Million herunter zu markten, doch bevor auf dem Rückweg ihre Abgesandten die Heimath erreichen konnten, hatte der Erzherzog und die fränkischen Bauern bereits mit Jourdan und seinen Soldaten die ganze Rechnung ausgeglichen.

Noch ist die Aufzählung deutschen Jammers aus jenem einen Jahr nicht zu Ende, denn auch des Reichstages zu Regensburg muß hier gedacht werden, und seiner fürstlichen und ständischen Abgeordneten, wie sie aus Franzosenfurcht das aktenmäßige Gleichgewicht verlieren, und neutral bleiben wollen in dem Kampf des zusamenbrechenden römischen Reiches mit der neuerstandenen französischen Republik! — Die Ängstigung der Regensburger Herren zu beschwichtigen, die noch wankenden Stände durch Anrufung ihres Patriotismus wo möglich zu halten, zu den bereits Abgefallenen mit ihrem oft ungebührlichen Ansinnen in der sittlichen Entrüstung eines deutschen Mannes und Soldaten zu sprechen, das waren die Nebengeschäfte Erzherzog Karls in den Augenblicken, welche ungetheilt der Abwehr des übermächtigen Feindes, der Sorge für sein zusammengeschmolzenes Heer hätten angehören sollen.

Auflösung des schwäbischen Korps.

Von dem Reichskrieg hatten die deutschen Kreise und Fürsten sich nach einander losgesagt, und fristeten nun ihr Daseyn unter dem Schutz der Fremdherrschaft. Dem schwäbischen Truppenkörper war damit das Urtheil gesprochen, das Geschick mußte ihn zunächst erreichen. Noch in jener Nacht des 18. Juli hatte das herzoglich würtembergische Kontingent, etwa noch 1100 Mann, darunter 200 Reiter, den Befehl zum Heimmarsch erhalten, auch die öftreichischen Abtheilungen zogen dem Heere des Erzherzogs zu, und das ganze unter Fürstenberg vereinte Korps zählte jetzt noch 8 lichte Bataillone, 6 zu Schanden gerittene Schwadronen und 22 Geschütze, im Ganzen beiläufig noch 3500 Mann. Der General wollte sich nun gleichfalls mit dem kaiserlichen Hauptheer vereinen, zu Gamerdingen aber erhielt er den Befehl der Stände aus Augsburg, mit dem französischen Befehlshaber sogleich wegen einer Waffenruhe in Unterhandlung zu treten, inzwischen aber nach der Reichsstadt Biberach zu marschiren, dort weiterer Befehle gewärtig zu seyn. Dies geschah, und Fürstenberg sendete Ordonanzen mit der Nachricht der abgeschlossenen Unterhandlung in das Hauptquartier des Erzherzogs, so wie

an das vorderöstreichische Korps. Die schwäbischen Truppen selbst erreichten am 21. Riedlingen und am 22. Biberach, wo die Infanterie ein Lager bezog, die Reiterei aber in den umliegenden Dörfern kantonirte. Die erwarteten Befehle aus Augsburg blieben aus, aber am 29. Juli sah das lagernde Korps sich mit Tagesanbruch von östreichischen Truppen umstellt, und von ihrem in Biberach gleichfalls umzingelten Hauptquartier getrennt. Feldmarschall-Leutenant Fröhlich begehrte dort, im Namen des Reichs-Feldmarschalles, Ablegung der Waffen. Nach einigen Umständlichkeiten und nach einer während denselben zu Stande gekommenen Kapitulation geschah dies auch. Vermöge des Übereinkommens sollten die Offiziere all ihre Waffen behalten, die Soldaten die Seitenwehr, und die Reiter auch ihre Pferde. Alle übrige Ausrüstung, bis auf das Lazarethgeräthe, ward dem Korps abgenommen. Die Soldaten der rückwärts liegenden Stände konnten nun unverweilt nach Hause ziehen, den andern verweigerte man den Durchgang durch die deutschen Vorposten. Sie blieben darum bis zum 9. August in der Gegend um Augsburg liegen, dann aber nahm man den Soldaten noch Pferde und Säbel und ließ sie also ziehen. Den Ingrimm im Herzen, wurden einzelne Offiziere, welche durch das Condé'sche Korps passirten, von diesem noch ausgeplündert: „Man muß," sagte einer jener Offiziere, „als ehreliebender Soldat und als schwäbischer Patriot diese und noch mehrere nachfolgende Vorgänge um so mehr mit dem Gefühl des tiefsten Schmerzes ansehen, als man leider die Quelle davon im Vaterland selbst zu suchen hat." Allerdings wird nicht leicht Jemand, der es kennt, was ein Soldatenherz bewegt, jenen Männern die Theilnahme versagen, welchen, nach vierjährigem Krieg, zuletzt noch nach 26tägigem Schlagen, solche Begegnung zu Theil werden mußte. Auch das ist richtig, daß jene braven Soldaten jetzt zu büßen hatten, nicht für die Sünden ihres Vaterlandes, nein für das Philisterthum kleiner und kleinlicher Reichsstände, diesen Überresten altdeutscher Volksunmittelbarkeit, welche sich jetzt „Landesherren" nannten, aber nicht einmal fühlten, wie nur durch einen aufrichtigen Anschluß an das „Reich" ihr eigen Heil gewahrt seyn könne, wie sie stets die Beute fremden Eigennutzes seyn und bleiben mußten, so wie sie die vaterländische Pflicht, den vaterländischen Stolz der Wehrbereitschaft beeinträchtigen, oder gar, nach ihrer beliebten Weise, bei schon ausgebrochenem Kampf an dem Heer, seinem Bedarf und Unterhalt knausern würden.

Was aber die begangene Ungerechtigkeit noch verschärft, ist, daß sie im Namen des Erzherzogs verübt worden. Es läßt sich dies nur erklären durch die eigenthümlichen Verhältnisse der Kreiskontingente, namentlich des schwäbischen. Im Anfang des Jahrhunderts hatte Markgraf Ludwig, nach unsäglicher Mühe, Ordnung und Anstand in das Kriegswesen gebracht. Die Rahmen der Kompagnien waren stets gebildet, das Vorrücken der Offiziere

geordnet, Waffen und Kleidungen hinreichend vorhanden. Mit dem Tode jenes Reichs- und Kreisfeldmarschalles aber begann der alte Schlendrian wieder einzureißen, und zeigte sich wieder in schönster Blüthe nach dem siebenjährigen Kriege.

Beim Ausbruch der Revolutionskriege hatte fast Alles neu gemacht werden müssen; wie früher sendeten die Stände ihre Kontingente: hier eine Abtissin zwei Mann und einen Korporal, dort ein Reichsstädtlein einen Fähndrich u. s. w., — Leute, wie man sie gerade fand. Ja man war sogar zu einer veralteten Regimentsabtheilung wieder zurückgekehrt, konnte es aber anfänglich nicht dahin bringen, daß auch die Uniformen geändert, oder wenigstens umgetauscht würden. Das Aussehen des Kontingentes, sein Eindruck auf das Auge eines altgeschulten Exerziermeisters läßt sich leicht ermessen. Andererseits waren die schwäbischen Soldaten gut gekleidet und wohl verpflegt; noch vorhandene Montirungsstücke haben den Vergleich nicht zu scheuen mit dem besten der neueren Zeit, und so erschien denn der schwäbische Grenadier oder Dragoner als behäbiger Mann gegen den knapp gehaltenen preußischen oder hessischen Gardisten. Daß sich auf diese Weise dem vornehmen Herabsehen der Letztern einiger Neid beimengte, eine gewisse, selbst nach oben wirkende Schelsucht, ist begreiflich. So wurden die Ausdrücke „schwäbischer Kragen", „Kostbeutel", „preußische Kalfakter"*) die Lästermünze, mit der man sich gegenseitig bezahlte, während Alle darin einig waren, den französischen Infanteristen mit dem Ehrentitel „Grundel" zu bewirthen. Daß übrigens bereits seit Ende des Feldzuges von 1794 der schwäbische Soldat sich so kriegstüchtig erwies, als einer seiner deutschen Kameraden, haben wir bereits mehrfach anzuführen Gelegenheit gehabt. Nur der Zustand, der gesellschaftliche Geist in dem schwäbischen Offizierskorps, war nicht von der Art, und konnte bei seiner fremdartigen Zusammensetzung nicht so seyn, wie bei den lang bestehenden Körperschaften der größeren Heere.

Diese Verhältnisse nun, deren Einwirkung sich auch der Erzherzog und seine Umgebung nicht ganz zu entziehen vermochte, lassen es erklären, wenn auch keineswegs entschuldigen, daß die allerdings von der Nothwendigkeit gebotene Maaßregel der Entwaffnung des schwäbischen Korps nicht mit jener Rücksicht auf die betroffenen Personen ausgeführt worden ist, die man jedenfalls hätte erwarten dürfen.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung über die neueren Geschichtserzählungen des Feldzuges von 1796. Man vergleiche die Darstellung der Ereignisse vom 1. Juni und Juli jenes Jahres, so weit sie das schwäbische und mit ihm das badische Korps betreffen, z. B. in der „Geschichte der Kriege in Europa seit 1792", oder in irgend einem ähnlichen Werke mit der sachgetreuen

*) Kalfaktern nannte man das gezwungene geheime Rapportieren der preußischen Unteroffiziere.

Erzählung in diesen Blättern, und man wird staunen über die „Ungenauigkeit", um keinen andern Ausdruck zu brauchen, womit dort überall die Thatsachen erzählt werden. Ja es ist nicht nur eine Ungenauigkeit im Erzählen, das Meiste wird wie absichtlich entweder verschwiegen oder verstümmelt, oder gar entstellt, und es hat sich auf diese Weise eine feststehende Ansicht in der neueren militärischen Literatur über den geringen Werth der schwäbischen Kreistruppen in jenem Feldzuge gebildet. Was der Verfasser dieser Blätter überall bestätigt gefunden, das ist die Tüchtigkeit seiner Landsleute als Soldaten. Zu keiner Zeit hat der alte Muth, die alte Manneskraft dies Volk verlassen. Solche angestammte Tüchtigkeit allein hat Volk und Land bisher erhalten unter den schwersten Heimsuchungen; sie wird ihm, mit Gottes Hilfe, auch noch eine verdiente Zukunft sichern.

Ausgang des Feldzugs.

Wir haben den Erzherzog verlassen auf seinem Rückzug gegen die Donau, mit einer Armee, welche nach dem Abgang der Sachsen und Schwaben nur noch 25,000 Mann zählte (15,000 Infanteristen und 10,000 Reiter). Das Heer war in den ersten Tagen des August an dem Strome angelangt und hatte mit dem Hauptheil eine Stellung bei Medingen genommen, während der rechte Flügel sich bis Nördlingen hin dehnte, und der linke (das vorderöstreichische Korps unter Fröhlich) bei Günzburg stand. Eine Abtheilung dieses letztern Korps hatte das Vorarlbergische besetzt.

Gegen die feindliche Sambre- und Maasarmee waren 30,000 Mann, wovon fast die Hälfte Reiter, unter Wartensleben und Wernek zurückgeblieben, welche das Land zwischen Sieg und Lahn inne hielten. Sogleich nach Moreau's Rheinübergang war auch an Jourdan von Paris aus der Befehl zum neuen Angriff ergangen, und es war auch diesem Feldherrn gelungen, am 3. Mai den Rhein bei Neuwied zu überschreiten, während zu gleicher Zeit die Östreicher an der Sieg durch Kleber sich angegriffen sahen. Am 4. hatte Lefevbre eine östreichische Abtheilung bis Dillenburg zurückgeworfen; am 7. durchbrachen die Franzosen Wartensleben's Lager bei Neukirchen und drängten die Östreicher auf das linke Lahnufer, das sie sofort selbst gewannen. In Folge eines übelverstandenen Befehles des Erzherzogs hatte Wartensleben bei Friedberg noch einmal das Glück der Waffen versucht, war aber geschlagen und hinter Frankfurt auf das linke Mainufer geworfen worden, von wo er den General Wernek nach Aschaffenburg entsendete zur Deckung der Straße nach Würzburg. So war denn am 12. Juli fast die Gesammtmacht Jourdan's, an 60,000 Mann, am rechten Ufer des Main aufgestellt, zur selben Zeit, als der Erzherzog bei Pforzheim stand, und durch fliegende Korps mit Wartensleben und den

Vesten Philippsburg, Mannheim, Mainz in Verbindung blieb. — Frankfurt kapitulirte am 16. Juli nach ausgehaltenem Bombardement. Es war dabei eine 48stündige Waffenruhe bedungen worden, während welcher der Feind das rechte Ufer des Main und der Kinzig nicht überschreiten durfte. Diese Frist nun hatte Wartensleben zu benützen verstanden und vor Ablauf derselben mit seiner gesammten Macht Würzburg erreicht. Doch auch hier hielt der kaiserliche Unterfeldherr nur bis zum 24., um seinen weiteren Rückzug nach Bamberg und hinter die Rednitz fortzusetzen.

In seiner Stellung bei Medingen hatte der Erzherzog auf Nachrichten geharrt von den Kriegshandlungen Wartenslebens, dem er dringend aufgegeben, während seines Rückmarsches sich der Donau zu nahen. Zu großer Beunruhigung mußte der Erzherzog vernehmen, daß Wartensleben auch seine Stellung bei Forchheim an der Rednitz in der Nacht vom 7. August verlassen, sich aber nicht über Nürnberg gegen die Donau gewendet, vielmehr nach Amberg (welches er am 12. August erreichte), um durch die Oberpfalz die böhmische Gränze zu gewinnen, welche er bereits für höchst gefährdet hielt.

Nun war für den Erzherzog wieder der Augenblick gekommen, der die rasche Thatkraft, den scharfen Blick der Feldherren im vollesten Anspruch nahm, der Augenblick, den bisher gehegten Plan in's Werk zu setzen.

Durch einige frische Truppen aus den „Erbstaaten" verstärkt, vollführte er auf den 11. einen Angriff auf Moreau. Die Schlacht von Neresheim und Heidenheim blieb unentschieden; doch gewann der Erzherzog so viel Luft, daß er am 12. und 13. seine Armee nach Donauwörth, und dort auf das rechte Ufer des Stromes führen konnte, wo er, gegenüber jener Stadt, bei Nordheim lagerte. Die Condéer und ein Korps unter Latour hatten hinter dem Lech bei Rain Posten gefaßt. Fröhlich war an der Iller und im Vorarlberg stehen geblieben. Moreau, welcher den Marsch des Erzherzogs nicht verfolgt hatte, nahm nun eine Aufstellung bei Donauwörth, so daß nur der Strom wieder die zwei feindlichen Heere trennte auf jenem klassischen Boden, der seit Jahrhunderten schon so viele Kriegsgewitter sich entladen sah, und deren wohl noch manches sehen wird.

Durch den Uebergang auf das rechte Stromufer hatte der Erzherzog sich in allen Fällen die Verbindung mit Italien sichern wollen, während eine Vereinigung mit Wartensleben, dieser Zielpunkt seines Strebens, dennoch zu erreichen stund. Er erreichte ihn wirklich, begünstigt durch Moreau's Unthätigkeit nach der Schlacht von Neresheim und durch Jourdan's Marsch im Pegnitzthal, wo er das Korps von Wartensleben über Hersbruck gegen Amberg hintrieb, während er von Lauf aus den General Bernadotte über Altdorf auf der Straße von Neumarkt entsendet hatte, so daß die beiden feindlichen Heere, anstatt sich zu vereinigen, nach verschiedenen Richtungen zogen.

Durch neue Verstärkungen aus dem Innern von Oestreich war das Heer des Erzherzogs wieder auf 28,000 Mann angewachsen. Er hatte an Wartensleben Befehl ergeheu lassen, seine Stellung bei Amberg zu behaupten, oder doch, wenn er hinter die Naab zurückgehen müsse, jedenfalls die Verbindung mit Regensburg im Auge zu behalten. Die Dinge waren auch also gekommen, und das Wartensleben'sche Korps, am 17. bei Amberg geschlagen, hatte für mehrere Tage hinter der Naab eine sichere Stellung gefunden. Rasch führte jetzt der Erzherzog sein Heer stromabwärts, überschritt die Donau zum zweitenmal in zwei Kolonnen, bei Neuburg und Ingolstadt, gewann gegen den 20. August das Altmühlthal bei Dietfurt und Beilngries, somit die Regensburger Straße, und warf sich auf Bernadotte, welcher bei diesem unerwarteten Erscheinen eines starken östreichischen Korps sich zu Deining, in der Nähe von Neumarkt, aufgestellt hatte. Das französische Korps ward am 22. und 23. geschlagen und Bernadotte zog sich in Folge dieser Gefechte bei Lauf wieder über die Pegniz. Alsobald gab nun der Erzherzog an Wartesleben Nachricht von seinen Erfolgen und befahl ihm, am 24. die Armee Jourdan's anzugreifen, wie groß auch der Unterschied der Kräfte seyn möge, er selbst werde den Feind in seiner Flanke und im Rücken fassen. Vor Amberg, unter dem Donner des Geschützes, vereinigten sich wirklich die beiden östreichschen Heere, so daß der Erzherzog jetzt 60,000 Mann unter seinem unmittelbaren Befehl hatte. Jourdan mußte den Kaiserlichen das Schlachtfeld überlassen, trotz heftigster Gegenwehr: er zog Nachts nach Sulzbach zurück. An demselben Tag hatte Hotze die Division Bernadotte wieder bei Lauf angegriffen und nach Forchheim zurückgeworfen; Fürst Lichtenstein war als Sieger in Nürnberg eingerückt. Der Erzherzog entsendete sofort den General Nauendorf mit einem Korps über Neumarkt an die Donau, um hier mit Latour in Verbindung zu bleiben, welcher zur Beobachtung Moreau's noch am Lech stund. Mit dem Reste des Heeres folgte der kaiserliche Feldherr jetzt den Franzosen auf dem Fuße, sie stets durch vorgeschobene Abtheilungen im Athem haltend, und stets auf ihre rechte Flanke und Verbindungslinie drängend. Des Erzherzogs Absicht hierbei war, den Feind körperlich wie geistig abzuspannen und so eine Schlacht von gewichtigerer Entscheidung vorzubereiten, als der Sieg von Amberg gewesen.

Eine treffliche wie unerwartete Hülfe war dem Fürsten geworden durch den Aufstand der fränkischen Bauern, welche, längst des Ingrimms voll, auf solche Gelegenheit lauerten, um Rache zu üben an den seitherigen Drängern. Zur Wiedervergeltung ließen die Franzosen die Dörfer, durch welche sie zogen, in Flammen aufgehen, aber sie steigerten dadurch die Flamme des Hasses nur noch zur wüthenden Lohe. Rasch wuchs der Aufstand selbst im Rücken des Feindes, Tag und Nacht ertönten die Schläge der

Sturmglocken, gemeindeweis zog das Landvolk aus zur Jagd auf Nachzügler, auf Patrouillen, auf Transporte von Wagen, Pferden, Geschirr und Lebensmitteln: verloren war, wer in ihre Hände fiel, und unbeschreiblich der Schreck im französischen Heere vor diesen wüthenden Deutschen. Zu Hunderten sah man versprengte Franzosen sich in den Wäldern verstecken, um irgend eine östreichische Streifwacht abzuwarten, an welche sie sich mindestens ohne Lebensgefahr ergeben konnten.

Jourdan's Rückzug ging über Forchheim, wo Bernadotte seiner harrte. Am 31. August gelangte die Sambre- und Maasarmee bis Schweinfurt. Von Bamberg an hatte der Erzherzog sie auf dem rechten Mainufer nur durch ein schwaches Korps verfolgen lassen, während er mit dem Grostheil der Armee die Straße von Würzburg einschlug. Karl machte später sich selber den Vorwurf, diese Verfolgung des Feindes nicht mit noch größerem Nachdruck vollführt zu haben. General Hotze überschritt den Main bei Kitzingen und betrat am 1. September Würzburg, dessen französische Besatzung sich sofort in die Zitadelle einschloß. Jourdan, in der Befürchtung von der Frankfurter Straße abgeschnitten zu werden, hatte eiligst Schweinfurt verlassen und den Marsch nach Würzburg angetreten. Hier, oder schärfer genommen, nordostwärts der Stadt, auf den Höhen von Seligenstadt, Körnach, Lengfeld, war es, wo der Erzherzog am 3. die bekannte Schlacht lieferte. Der junge Held, zur Seite den greisen Wartensleben, war an der Spitze einer Reiterdivision bei Schwarzach durch den Main gesetzt und hatte die Schaar im gefahrvollen Augenblick persönlich dem Feind entgegen und zum Sieg geführt. Am Abend des 4. war Karl mit seinem Heer als Befreier von Franken durch Würzburg gezogen, dessen Zitadelle bereits am Morgen gefallen. Noch am Abend des 3. hatte Jourdan bei Arnstein hinter der Wern auf der Straße von Schweinfurt nach Gemünden Schutz gesucht, war dann nach Hammelburg hinter die Saale gezogen, und hatte endlich auf fortwährend bedrängtem Rückzug bei Wezlar die Lahn wieder erreicht. Denn wüthender noch als in Oberfranken, waren die Bauern des Spessart hinter den fliehenden Franzosen her, welche darum auch fast alles Geschütz und Schießbedarf auf der Flucht zurücklassen mußten. — Nur mit zwei schwachen Korps hatte der Erzherzog von Würzburg aus den Feind verfolgen lassen, während er mit der Hauptmasse auf der Straße von Aschaffenburg vorging, woselbst er am 8. eintraf. Denselben Tag waren die Truppen der Vorhut in Frankfurt eingerückt und starke Reiterabtheilungen durch den Odenwald an die Bergstraße entsendet worden, um überall dem Feind Abbruch zu thun und den Aufstand des Landvolkes zu fördern. Mit dem Fall von Frankfurt war auch die Blockade von Kastel verbunden, welche der General Marceau befehligte. Dieser entsendete einen kleinen Theil seiner Truppen an den General Hatry,

dem Befehlshaber des Einschließungskorps von Mainz; mit dem Ueberreste, wozu noch das Belagerungskorps von Ehrenbreitenstein gestoßen, gelang es ihm, die Lahn zu gewinnen, und diese Truppen der Armee von Jourdan zuzuführen.

Durch solche Verstärkung war die Sambre- und Maasarmee wieder auf die bedeutende Stärke von 54,000 Mann angewachsen, so daß der Erzherzog es versuchte, diesen Gegner erst durch Manövriren über den Rhein zurückzudrängen, um dann wieder mit freier Hand sich gegen Moreau wenden zu können. Der kühne Plan gelang wirklich dadurch, daß Feldmarschalllieutenant Kray den Feind bei Wezlar und Gießen durch Scheinangriffe festhielt, während der Erzherzog selbst den Uebergang über die Lahn bei Limburg erzwang, und so die Franzosen zum Rückzug an die Sieg nöthigte.

Am 16. September hatten die Franzosen unter Marceau aus Limburg weichen müssen. Dieser 27jährige, von Freund und Feind geachtete General, war am 19. bei Höchstenbach auf den Tod verwundet, von einigen Begleitern nach Hachenburg gebracht worden, wo er in östreichische Gefangenschaft fiel. Noch auf dem Sterbelager hatte ihn der Erzherzog aufgesucht und dann seine Leiche mit allen kriegerischen Ehren den Waffenbrüdern nach Koblenz zurückgesendet. — Die ganze französische Armee war hierauf an die Sieg marschirt, und Bernouville, welcher jetzt, an Jourdan's Stelle, den Oberbefehl übernommen, führte sie auf das linke Ufer des Rheins. Ein Waffenstillstand, vermöge dessen die Franzosen den Brückenkopf von Neuwied und das ganze rechte Rheinufer bis Müllheim geräumt, verschaffte einem Theil der ermüdeten Heere die ersehnte Ruhe der Winterquartiere.

Bei Donauwörth haben wir die Rhein- und Moselarmee unter Moreau zurückgelassen, und ihr gegenüber am andern Stromufer den Feldzeugmeister Latour. Eine Vereinigung der beiden französischen Armeen an der Donau scheint nicht in dem Plan ihrer Feldherren gelegen, vielmehr die Absicht des einen, ein Marsch durch Franken nach Böhmen gewesen zu seyn, während der andere auf Wien rücken würde, um sich dort mit der Armee Bonaparte's in Italien zu vereinen. Daß solches Unternehmen die Gegenplane des Erzherzogs nur begünstigen und ihm den Sieg sichern mußte, liegt ganz klar vor. Von Latour hatte der Oberfeldherr mit den Worten Abschied genommen: „Widerstehen Sie nach bester Kraft dem Andrange Moreau's; wenn er Sie aber auch bis vor Wien drängt, so thut es nichts, wenn ich nur Jourdan schlage." Am 19. August hatte Moreau sein Heer bei Lauingen, Dillingen und Höchstädt auf die rechte Donauseite geführt und dadurch den Marsch des Erzherzogs gegen Jourdan noch begünstigt, von welchem er ohne Nachricht gewesen. Am 24. erzwangen die

Franzosen den Uebergang des Lech bei Augsburg und konnten auch bei Friedberg einen Sieg über Latour feiern. Dieser General hatte sofort an der Isar Stellung genommen in großer Ausdehnung zwischen Landshut und München, dessen Zugänge die Baiern gegen Franzosen wie Oestreicher vertheidigten. Unterrichtet von dem Marsche Nauendorf's, welchen der Erzherzog, wie bereits erzählt, über Neumarkt an die Donau gesendet hatte, rückte nun Latour selbst an den Strom und lieferte am 1. September dem General Dessaix ein Gefecht bei Geisenfeld an der Ilm, wo er abermals geschlagen ward, und sich nach Pfaffenhofen zurückzog. Bei der Annäherung Moreau's gegen München beeilte sich jetzt auch Baiern, von den Franzosen einen Waffenstillstand zu erhandeln*), von dessen Ratifikation der Kurfürst jedoch durch die unmittelbar darauf folgenden Ereignisse wieder enthoben ward.

Im Begriff, die Isar zu überschreiten, erhielt Moreau die Nachricht von dem Abmarsch des Erzherzogs nach Norden; er entschloß sich, sein Heer zwischen Friedberg nnd Neuburg zu sammeln, den General Dessaix aber auf der Straße über Eichstädt nach Nürnberg Jourdan zu Hilfe zu senden, welchen er noch an der Pegniz vermuthete, während dieser bereits die Lahn erreicht hatte. Moreau mit dem Grostheil des Heeres ging sofort auf das linke Donauufer, ein Korps in Neuburg lassend und ein zweites unter Ferino bei Friedberg am Lech. Dessaix, welcher bald die Unmöglichkeit eingesehen, den Erzherzog noch zu erreichen, war wieder bei Neuburg zu Moreau gestoßen. Dieser, stets noch auf eine Umkehr Jourdan's mit verstärkter Macht hoffend, ging nun abermals auf die rechte Stromseite über, seine Truppen stromaufwärts schiebend, ohne jedoch Ulm zu besetzen.

Wir müssen vor weiterem Verfolg, hier einiger Zwischenfälle erwähnen,

---

*) Baiern sollte 10 Millionen Franken bezahlen, mehrere tausend Pferde liefern, mehrere 100,000 Malter Früchte und Pferdefourage, 100,000 Paar Schuhe, 10,000 Paar Stiefeln, 30,000 Ellen feines Tuch ꝛc. Außerdem sollten 20 Gemälde der Münchener und Düsseldorfer Gallerieen nach Auswahl der Franzosen geliefert werden. Bonaparte hatte zu Anfang des gegenwärtigen Feldzugs, bei seinen Verträgen mit den italienischen Fürsten, das erste Beispiel solchen Raubes von Kunstschätzen gegeben, ein Beispiel, was seit den Zügen der römischen Imperatoren nicht wieder vorgekommen war, und welches unter gesitteten Nationen nicht hätte vorkommen sollen. Wenn die Anhäufung von fremden Kunstschätzen in den Museen von Paris jetzt anerkannter Maßen auf die Entwickelung der Kunst in Frankreich selbst keinerlei günstigen Einfluß geübt, so hat dies Zusammenschleppen nur die Eitelkeit der leicht erregbaren Nation gekitzelt, und alles Gefühl von Billigkeit in ihr erstickt. Ja das Beispiel hat unter den französischen Generalen jene Raubsucht erweckt, welche ihnen, wo sie hinkamen, die Verwünschungen der Unterdrückten zuziehen mußten, bis endlich 1814 einige Vergeltung geübt werden konnte.

vorerst der Ueberrumpelung von Kehl durch die Kaiserlichen unter General Petrasch. Die Garnison von Mannheim, verstärkt durch die Truppen, welche der Erzherzog vom Main aus an die Bergstraße entsendet hatte, war angewiesen worden, gegen das Murg- und Kinzigthal hin Abtheilungen zu beordern, die Franzosen hier in ihrem Rücken zu beunruhigen. Petrasch befehligte diese Kolonnen; er faßte dabei den kühnen Entschluß, sich der Veste Kehl durch einen Handstreich zu bemeistern, ein Unternehmen, welches fast eben so unbegreiflich gelang, wie es am Ende wieder fehlschlug.

Die kaiserlichen Kolonnen hatten sich in der Nacht vom 16. auf den 17. September von Rastatt her Kehl genähert; die Vorhut, hinter den Rheindämmen hinschleichend, war fast ohne Schuß in den Platz gedrungen, hatte die Thore geöffnet, und beinahe die ganze Besatzung gefangen. Nun aber, statt das Werk zu vollenden, und vor Allem die Rheinbrücke zu zerstören, sah man, ein schlimmes Zeichen damaliger Kriegszucht, die Soldaten sich in die Häuser werfen, dem Wein, der Beute nach, so daß der Kommandant von Straßburg, General Schauenburg, Zeit erhielt, aus Arbeitern, Nationalgarden und Soldaten eine Kolonne zu bilden, mit Geschütz über die Brücke zu bringen, die Kaiserlichen in Kehl selbst gefangen zu nehmen oder zur Stadt hinauszuwerfen. Mit dem Reste des Korps war Petrasch wieder nach Bischoffsheim zurückgezogen, dann aber, eine Abtheilung vor Kehl lassend, in das Kinzigthal gerückt.

Auch am Rhein hatten die Landleute sich schnell wieder gegen die Franzosen erhoben, sobald nur öſtreichische oder Reichstruppen in der Nähe erschienen; denn nicht minder drangsalten, requirirten, plünderten Generäle, Kommissäre, Offiziere wie Gemeine von Moreau's Armee, als bei dem Heere Jourdan's. Zuerst bei uns waren die Bauern des diesseitigen Bisthums Speyer aufgestanden: vom 4. bis 9. September hatten sie, im Verein mit der Garnison von Philippsburg, den bei Bruchsal stehenden Franzosen geordnete, blutige Gefechte geliefert. Auf drohende Proklamationen des feindlichen Generals, auf das Niederbrennen von Dörfern antworteten sie mit förmlichen gedruckten Manifesten und dem Niederschießen von Gefangenen, zum unendlichen Schreck der stets abmahnenden fürstlichen Beamten, welche später nicht weniger verblüfft waren, als der Kaiser den Anführern der aufständischen Landleute goldene Denkmünzen verlieh *). Mit dem Vorrücken von Petrasch in's Gebürge entzündete sich auch hier der Aufstand und alle Päſſe waren bald durch die schußfertigen Thalbewohner besetzt. Wo es anging, hatten die Schützen ihre Stutzen zur Hand. Wehe jedem

*) Dergleichen erhielten der Pfarrer von Kronau, der Kaplan von Oberhausen, Wirth Schanzenbach von Langenbrücken, Gerichtsschreiber Molitor von Zeutern.

Einzelnen oder kleinem Trupp französischer Soldaten, sein Verderben war sicher, denn selbst die blanke Axt ward zur Kriegswaffe in der Hand des erzürnten Landmannes. So weit stieg die Kühnheit, daß 17 vom Schanzen bei Kehl heimkehrende Landleute im Kinzigthal einen französischen Geschützzug von 16 Stücken, welcher durch einen Offizier und 4 Chasseure zu Pferd geleitet wurden, anfielen und wegnahmen. Lorenz Schlägel aus Föhrenbach hatte den Anschlag gefaßt, sobald er der schwachen Bedeckung ansichtig geworden, und seine Begleiter auf der Stelle willig gefunden, die Reiter von den Pferden zu reißen.

In der Zwischenzeit hatte Feldmarschallleutnant Fröhlich eine Bewegung gegen die Iller gemacht, am 18. September Kempten genommen und des folgenden Tags Isny. Da verließ Moreau den Lech, kam am 22. an der Mindl an, am 23. an der Günz, am 27. hinter der Iller. Latour war ihm in all diesen Stellungen gefolgt, während Fröhlich am 22. die Franzosen aus Memmingen vertrieb, und Nauenburg, am rechten Donauufer aufwärts ziehend, ihnen gerade noch in der Besetzung von Ulm (24.) zuvorgekommen war.

Moreau's Lage erschien nach Allem dem hoch bedenklich: Latour mit 23,000 Mann hinter ihm, auf seiner linken Flanke das vorderöstreichische Korps von 11,000 Mann, und auf seiner rechten Nauendorf mit 9000; auf dem Kniebis und in dem Kinzigthal Petrasch mit 6000 Mann. Was den französischen Feldherrn rettete, waren, außer seiner Klugheit und Kaltblütigkeit, vorab die Fehler des Gegners; der große Fehler von Latour, nicht dahin zu streben, daß er mit dem Erzherzog in Verbindung kam, und im Verein mit Nauendorf und Petrasch dem Feinde den Weg durch's Höllen- und Kinzigthal sperrte, sodann der fast noch größere Fehler Latour's am 2. Oktober, mit untergeordneten Kräften in mißlicher Stellung eine Schlacht anzunehmen. Die Niederlage, welche der kaiserliche General an jenem 2. bei Biberach erlitt, hatte ihn zum Rückzug gegen die Donau gezwungen, und dem französischen gestattet, seinen Rückzug nach Freiburg durch den Engpaß des Höllenthals wenig beirrt zu bewerkstelligen; somit den Rhein zu gewinnen.

Als der Erzherzog in der letzten Hälfte des September zum zweiten Mal den Unterrhein verlassen, wo Werneck mit 23,000 Mann die Stellung von Uckerath bis Neuwied besetzt hielt, führte er nur 16,000 Mann, darunter 4000 Reiter, gegen Moreau. Nachdem er einige Unternehmungen gegen die Franzosen in der überrheinischen Pfalz angeordnet, war Karl am 20. von Schwetzingen über Karlsruhe, Offenburg nach Mahlberg abmarschirt, wo er am 16. Oktober ein Lager bezog, und wo endlich die Soldaten des allerdings tapfern aber nicht glücklichen Latour ihrem siegreichen Oberfeldherrn entgegenjubeln konnten. Bereits seit dem 11.

währten die Vorpostengefechte und beide Gegner hatten gleichzeitig den 19. als Schlachttag bezeichnet.

Die feindliche Schlachtlinie zog sich von Riegel, an der Nordostspitze des Kaiserstuhles, über Malterdingen, Emmendingen nach Waldkirch, von da nach Zähringen gegen Freiburg. Um den Besitz des vorspringenden Postens von Waldkirch drehte sich hauptsächlich der Kampf, obgleich die Schlacht gewöhnlich nach Emmendingen benannt wird. Am Abend war sie zu Gunsten der Kaiserlichen entschieden, entbrannte jedoch mit der Frühe des folgenden Tags nochmals, und wieder ohne günstigern Erfolg für die Feinde.

In der Nacht zum 21. fing Dessaix an, mit dem Korps des linken Flügels bei Breisach über den Rhein zu marschiren, um jenseits Kehl zu gewinnen und dem Erzherzog im Rücken zu handeln. Moreau mit dem Grostheil der Armee, und durch Ferino verstärkt, rückte hierauf nach Schliengen in eine sehr veste Stellung. Er wollte Zeit erlangen und den Gegner von der Kinzig ablenken. Der Erzherzog aber, nachdem er die Heeresabtheilung vor Kehl mit 6 Bataillonen und 2 Reiterregimentern verstärkt, dagegen das Korps von Fröhlich durch das Höllenthal an sich gezogen hatte, ging dem Gegner nun wieder rasch zu Leib. Am 24. Oktober fand die Schlacht von Schliengen statt, ein Kampf, welcher fast allein durch Infanterie ausgefochten worden, weil das abscheuliche Herbstwetter Grund und Boden fahrlos gemacht hatte. Bis zum Abend war der Kampf nur so weit entschieden, daß die Höhen bei Sizenkirch und Kandern den Kaiserlichen gehörten. Den letzteren Ort hatte der Erzherzog zum voraus als den Schlüssel der Stellung von Schliengen bezeichnet. Einen zweiten Schlachttag zu bestehen, hielt Moreau darum nicht mehr für rathsam. Er führte am 25. und in der Nacht zum 26. seine Armee bei Hüningen nach Frankreich zurück, Ferino mit dem Schutz des Brückenkopfs beauftragend. Moreau selbst mit zwei Divisionen und der Reserve rückte nach Straßburg, um von dort aus gemeinsam mit Dessaix Kehl zu vertheidigen. Der Erzherzog aber zog als Sieger und Befreier durch Freiburg, die vorder-östreichische Haupt- und Universitätsstadt. Der Erfolg hatte gezeigt, daß diese vordern Länder von dem Feind nicht schlimmer behandelt worden waren, als jene, deren Fürsten den Waffenstillstand erkauft. Jetzt, nachdem der Erzherzog den Feind vom deutschen Boden verjagt, zogen die geflüchteten Reichsstände wieder gemüthlich an ihre Sitze, ohne jedoch von der herben Lehre viel gelernt zu haben, und immer ohne Kraft zum gemeinsamen Wirken: tiefer einschneidend denn je, spaltete die preußische „Demarkationslinie" Deutschland stets noch in eine Nord- und Südhälfte.

Die Franzosen völlig vom rechten Rheinufer zu vertreiben, mußten ihnen nun noch Kehl und der Brückenkopf von Hüningen genommen werden.

Eine Belagerung von Kehl aber, dessen Verbindung mit der Muttervefte Straßburg nicht zu unterbrechen war, bei der vorgerückten Jahreszeit, erheischte offenbar unverhältnißmäßige Opfer. Während solcher Erwägungen ließ Moreau dem Erzherzog einen Waffenstillstand anbieten, vermöge dessen der Rhein die beiden Heere trennen sollte, mit Ausnahme jener Brückenköpfe Kehl und Hüningen. Kaum Etwas mochte dem Erzherzog erwünschter kommen, als solcher Antrag; denn wenn augenscheinlich die Zeit der Waffenruhe von den Feinden benützt werden würde zur möglichsten Verstärkung der zwei Waffenplätze, so mußte es doch im wohlverstandenen Interesse des Hauses Habsburg liegen, jetzt vor Allem Mantua zu retten, jene letzte Vormauer Oestreichs, in welcher sich der alte Held Wurmser verzweiflungsvoll vertheidigte, nachdem sein Heer in Einzelgefechten, bei Lonato, Castiglione, Bassano und Mantua aufgerieben worden, und somit die Südgränze des Reiches auf's Höchste gefährdet schien. Solcher Sachlage nach konnte der Erzherzog nicht zweifeln, daß der kaiserliche Hof auf die Anträge Moreau's eingehen werde, und in dieser Voraussicht hatte er bereits angefangen, sein Heer nach Tyrol in Bewegung zu setzen, als von Wien bestimmtester Befehl eintraf, die bereits im Marsch befindlichen Bataillone Augenblicks zurückzubeordern und Kehl, es koste was es wolle, zu erobern. So Verderbliches konnte in Wien aufgesetzt werden selbst gegen die dringendsten Vorstellungen des siegreichen Erzherzogs.

Dem Befehl sich fügend, führte dann der Oberfeldherr 24 Bataillone und 44 Schwadronen, im Ganzen 35,000 Mann, nebst dem nöthigen zahlreichen Geschütz, vor Kehl. Die Belagerung im Besondern befehligte Latour, während Dessair die Vertheidigung leitete.

Am 9. November hatte die Einschließung begonnen, und am 21. konnten mit der Eröffnung der Laufgräben die eigentlichen Belagerungsarbeiten angefangen werden. Es ist dies bei jeder Belagerung ein verhängnißvoller Augenblick: Moreau ließ ihn nicht unthätig vorübergehen. Gleich des andern Tags versuchte er einen mächtigen Ausfall mit 20,000 Mann in drei Kolonnen. Begünstigt durch einen dichten Nebel, vermochten die Franzosen bis Sundheim und in die dortigen Schanzen zu dringen. Es gelang den Öſtreichern, alsobald 10 neue Bataillone an den gefährlichen Punkt zu führen, und nach hartem Kampf den Feind wieder zurückzuwerfen. Den Erzherzog selbst sah man mitten im Feuer, das Pferd war ihm erschossen worden und zwei Grenadiere an seiner Seite gesunken. An 1500 Todte, Verwundete und Gefangene hatte der Sieg gekostet. Die Franzosen selbst gestanden, 3000 Mann verloren zu haben. Einen zweiten derartigen Ausfall mochte Moreau nicht mehr unternehmen, wohl aber hatten die Belagerer jegliche Nacht scharfe kleinere Anfälle abzuwehren, und jede Insel, jeder Fuß breit Erde mußte mit der blanken Waffe genommen werden;

dreimal in den Tagen vom 10. bis 20. Dezember, um nur ein Beispiel anzuführen, war das Posthaus im Dorf Kehl erstürmt, zweimal wieder verloren worden.

Eine Belagerung im Winter, wo der bald vom Regen erweichte, bald wieder gefrorne Boden den Schanzarbeiten fast unzubewältigende Hindernisse bereitet, wo eine abscheuliche Witterung den harten Dienst noch aufreibender macht, und die Seuche mehr noch wüthet als das feindliche Blei und Eisen: eine solche Belagerung fordert furchtbare Opfer, und bereits im Dezember sah man sich genöthigt, noch 13 Bataillone nebst einigen Schwadronn vom Niederrhein nach Kehl zu ziehen. Endlich am 8. Jänner hatten die Östreicher alle Vorwerke genommen, sich auf dem Glacis festgesetzt, und ihre Batterien konnten die Rheinbrücke bestreichen. Da war Dessaix am 9. Abends genöthigt, dem Gegner die Kapitulation anbieten, doch gelang es ihm, in der Nacht noch fast alles Geschütz und Munition über den Rhein zu schaffen. Des andern Tags übergab er die Veste, wenn man diesen Namen einem Trümmer- und Äschenhaufen noch beilegen wollte. Noch aber lebt das Andenken an die Schauer jener Belagerung bei den Bewohnern jener Rheingegend.

Der Brückenkopf von Hüningen war seit dem 27. Oktober durch den Feldmarschalleutenant Fürsten von Fürstenberg belagert. Nach heftigem Beschießen war in der Nacht auf den 1. Dezember ein Sturm unternommen worden, der zwar theilweise gelang, doch mit dem Rückzug der Angreifenden endigen mußte. Der feindliche Kommandant, General Abatucci, welcher den zurückweichenden Östreichern auf dem Fuße gefolgt, war dabei tödtlich verwundet worden. Erst am 2. Februar übergab General Dufour den Platz durch Kapitulation. Es war derselbe Tag, an welchem Mantua fiel.

Also endete der mit Recht bewunderte Feldzug von 1796, in welchem von zwei feindlichen Feldherren der eine durch seine Siege, der andere sogar durch seinen Rückzug sich unsterblichen Ruhm errang; der letzte Feldzug auch, in welchem ein Heer des römischen Reichs deutscher Nation aufgetreten.

dreimal in den Tagen vom 16. bis 20. Dezember, um nur [illegible] anzuführen, war das Posthaus im Dorf Kehl erstürmt, zweimal [illegible] loren worden.

Eine Belagerung im Winter, wo der bald vom Regen erweichte, [illegible] wieder gefrorne Boden [illegible] fast unüberwältigende [illegible] bereitet, wo eine [illegible] der harten Dienst noch [illegible] macht, und die [illegible] als das feindliche Blei [illegible] eine solche Belagerung [illegible], und bereits im [illegible] man sich [illegible] einigen Schwadrons [illegible] derrhein [illegible] am 8. Jänner hatte [illegible] welcher [illegible] dem Glacis [illegible] Batterien [illegible] Da war [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] lichen [illegible] [illegible], daß [illegible] einer Belagerung [illegible] seiner Rheinbrücke.

Der [illegible] war [illegible] vom [illegible] Feldmarschalllieutenant [illegible] von Württemberg [illegible]. [illegible] Beschießen war in der Nacht [illegible] Dezember ein [illegible] worden, der [illegible] mit dem Rückzug [illegible] endigen mußte. Der [illegible], General [illegible] den zurückweichenden [illegible] dem Fuße gefolgt, [illegible] vernagelt worden. [illegible] übergab General [illegible] Platz durch Kapitulation. Es war derselbe Tag, an welchem [illegible]

Also endete der mit [illegible] Feldzug von 1796 [illegible] von zwei feindlichen Feldherren [illegible] durch seine Siege, [illegible] durch seinen Rückzug sich [illegible] Ruhm errang; der letzte [illegible] in welchem ein Heer des römischen Reichs deutscher Nation [illegible]





Fürstlich fürstenbergische

Musketier und Grenadier.

1790. 1796.

Straßburg, gedruckt bei G. Silbermann

Verlag der Herder'schen Buchhandlung in Karlsruhe



1797.

Nicht anders, als bei den letzten Feldzügen, waren auch jetzt wieder die Verhältnisse, welche den Ausgang des vorigen, den Beginn des neuen begleitet haben: diplomatische, vorab Friedensunterhandlungen, über deren stets nichtigen Erfolg man sich dann etwa wundern könnte, wenn wenigstens von einer Seite guter Wille hätte vorausgesetzt werden dürfen. Allerdings, Seitens der deutschen Reichsstände war stets der beste Wille zum Frieden vorhanden, allein um diese Stände, um das deutsche Reich, handelte sich's überall nicht, sondern um Östreich, um Preußen, um Frankreich, England u. s. f. So denn auch jetzt wieder. Bereits im Sommer 1796 hatte Preußen und die niedersächsischen Stände mit Frankreich den Neutralitätsvertrag wieder erneuert, und die „Demarkationslinie" von Norddeutschland. In geheimen Artikeln hatte auch Preussen versprochen, dem Abtreten des ganzen linken Rheinufers an Frankreich nicht entgegenstehen zu wollen; allerdings gegen Entschädigung des eigenen Verlustes durch Einverleibung geistlicher Herrschaften in Deutschland. — Ein schlimmes Ereigniß für Oestreich war der Tod Katharinens II am 17. November 1796, in dem Augenblick, als die Kaiserin endlich entschlossen war, 60,000 Mann marschiren zu lassen, und das Geschäft eben durch einen englischen Unterhändler zum Abschluß kommen sollte. — In Spanien hatten die Minister des Königshauses mit der Republik, oder vielmehr mit den Mördern und Verfolgern der älteren Bourbonischen Linie, einen Schutz- und Trutz-Vertrag geschlossen, der im Wesentlichen auf den alten Familienpakt von 1761 hinauslief. Der Vertrag mußte unmittelbar eine Kriegserklärung Spaniens an England herbeiführen, dessen Ministerium sofort, aufrichtig oder nicht, durch Vermittlung des neutralen Dänemark, Friedensvorschläge in Paris machen ließ, um sich jedenfalls in den Augen des Parlamentes und der Nation damit rechtfertigen zu können, wenn zur wahrscheinlichen

Fortsetzung des Krieges neue Geldforderungen vorgebracht werden müßten. Das Ende der langen Unterhandlung war ein barsches Abbrechen von Seiten des französischen Direktoriums, indem man dem englischen Gesandten die Weisung zugehen ließ, binnen 48 Stunden Paris, und in kürzester Frist Frankreich zu verlassen.

Eine sofortige französische Unternehmung gegen Irland im Dezember 1796 war schmählich mißglückt, und England blieb, wie seither, Sieger auf allen Meeren und in allen Kolonien wider Frankreich, Spanien und Holland. Um jedoch die bemerkbar werdende Unzufriedenheit über den englischen Handel in etwas zu beschwichtigen, ließ das Direktorium jetzt seinerseits Friedensvorschläge nach Wien gelangen und zwar durch das Organ von Zwanziger, einem der fränkischen Abgeordneten in Paris. Zu Wien aber war man damals berauscht von dem Erfolg in Deutschland, und blödsichtig genug, auf die Erhaltung Mantuas zu zählen — jegliches Eingehen auf die französischen Vorschläge ward abgelehnt. Unterdessen aber hatten die Machthaber in Paris es wohl benützt, daß die kaiserliche Armee bei Kehl und Hüningen festgehalten war; man zog starke Abtheilungen der Rhein-, sowie der Sambre- und Maasarmee über die Alpen nach Italien, dort Bonaparte's Heereskraft auf 80,000 Mann zu bringen, somit dem jungen Adler Raum zu schaffen für seinen Siegesflug. Eine östreichische Heeresabtheilung von 30,000 Mann unter Alvinzy hatte zwar Anfangs November über Bonaparte Vortheile errungen, bei Bassano und Caldiero; eben so war ein Heer von 20,000 Mann unter Davidovich siegreich über die Franzosen unter Berthier bei Pietra und Rivoli, allein anstatt sich nun zu vereinen, waren diese Heerkörper einzeln geschlagen und nach Tyrol zurückgeworfen worden. Mit neuen Verstärkungen hatte Alvinzy im Januar 1797 eine abermalige Anstrengung zur Befreiung von Mantua gemacht, war bis Rivoli vorgedrungen, hier aber durch Bonaparte und Massena vollständig geschlagen worden. Nachdem noch am 16. Jänner der General Porvera mit 10,000 Mann bei Roverbello gefangen genommen worden, hatte dies endlich den Fall von Mantua und den Verlust der Lombardei entschieden! Am 2. Februar übergab Wurmser den Platz an den General Serrurier unter bereitwilligst zugestandener Wahrung aller Waffenehre.

Verzweifelnd über das Mißgeschick seiner italienischen Heere, hatte nun der Wiener Hof den Erzherzog Karl vom Rhein ab und nach Italien berufen. Der Feldherr, welcher den Oberbefehl an Latour übergeben, war am 3. Februar von Lörrach über Kempten nach Udine geeilt, wo er ein Heer fand von noch 18,000 heruntergekommenen zuchtlosen und entmuthigten Soldaten. Allerdings versprach man in Wien dem Erzherzog 90,000 Mann neuer Truppen. Aber vor April konnten diese nicht in Italien eintreffen, während Bonaparte seine Verstärkungen bereits erhalten und am

10. März seine Bewegungen wieder begonnen hatte. Es blieb somit dem östreichischen Heerführer keine Wahl, als zurückzuweichen. Bonaparte rückte über den Isonzo und nahm Triest; die kaiserliche Armee zog über Laibach nach Villach. Am 25. hatte Massena sich des Postens von Tarvis bemächtigt, welcher von dem General Gontreuil und dem Erzherzog heldenmüthig vertheidigt worden war, während die Generale Bajalich und Ocskay, welche zu Hülfe eilen sollten, sich gefangen ergaben. Nochmals wurde die Nachhut der Kaiserlichen bei Neumarkt und Ungermarkt geschlagen (2. und 3. April); Bonaparte besetzte Murau und Judenburg in der Absicht, hier seine Divisionen zu vereinigen und auf Wien zu marschiren. Des Erzherzogs Plan aber ging dahin, seine in Masse herbeieilenden Verstärkungen vor Wien zu sammeln und eine Hauptschlacht vor den Thoren der Residenz zu liefern.

In dieser, anscheinend so glänzenden Lage, war es, als Bonaparte Friedensvorschläge machen ließ, und unterm 31. März aus Klagenfurt jenen bekannten, und von Wohldienern vielgepriesenen Brief an den Erzherzog Karl schrieb, worin er ihn beschwor, der Wohlthäter des Menschengeschlechtes zu werden, indem er ihm den Frieden gäbe, und der wahre Retter Deutschlands. „Glauben Sie nicht, mein Herr Obergeneral", schließt der Brief, „daß ich meine, Sie vermöchten es nicht, durch die Gewalt der Waffen zu retten; aber wenn Ihnen auch das Kriegsglück günstig wäre, Deutschland würde nichts desto weniger verheert werden. Was mich anbelangt, Herr Obergeneral, wenn die Eröffnung, die ich Ihnen hier zu machen die Ehre habe, auch nur einem einzigen Menschen das Leben rettete, so würde ich auf eine dadurch verdiente Bürgerkrone weit stolzer seyn, als auf den traurigen Ruhm, welchen kriegerische Erfolge haben können." Begreiflich konnte die Antwort des Erzherzogs nur lauten, daß ihm auf dem Posten, wohin ihn Pflicht und Ehre berufen, die Wohlfahrt der Völker gewiß gleich sehr am Herzen läge, daß aber über Krieg und Frieden nicht er, sondern der Kaiser zu entscheiden habe. Doch der Rath des Erzherzogs war keineswegs, jetzt Frieden zu schließen, denn wenn Bonaparte auch im Herzen Östreichs stand, so stand er allein da; in seinem Rücken loderte bereits mächtig der Aufstand: Venedig und Tyrol hatten sich erhoben, eine Menge Franzosen waren erwürgt oder gefangen worden; die ungarische „Insurrektion" war aufgeboten, aus allen Theilen der Monarchie eilten Verstärkungen zum Heer des Erzherzogs und unter der Bevölkerung von Wien herrschte nichts weniger als Furcht, vielmehr höchste Begeisterung für die Sache des Vaterlandes.

Mit einem Wort, der Schritt Bonapartes war das Ergebniß klugster Berechnung, und er erreichte sein Ziel; denn am kaiserlichen Hof waren Kriegsgelüste nun verschwunden, und während das Volk nach Waffen schrie, hielten die geheimen Räthe für gut, jetzt das Glück der Unterhandlung

zu versuchen. Graf Vincent ward mit dem „Ultimatum" des Wiener Hofes in das französische Hauptquartier gesendet*) und am 18. April, Morgens 2 Uhr, unterzeichnete man in einem Landhause bei Leoben die „Präliminarien" des Friedens.

Sechs bis sieben Jahre waren diese Präliminarien oder Grundlagen ein Geheimniß, von welchem wenig lautbar geworden, denn nur einen Artikel hatte man veröffentlicht, den Artikel, nach welchem der Friede zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche durch einen besonderen Kongreß geschlossen werden sollte, auf der Grundlage der „Integrität", das ist des Gesammtbestandes von Deutschland. Wie man ein halbes Jahr später diese Integrität zu verstehen beliebte, ist auf dem Kongreß zu Rastatt klar geworden.

An demselben Tage, als man zu Leoben die Friedensgrundlagen unterzeichnete, hatten am Rhein die Feindseligkeiten wieder begonnen und konnten somit kein wichtiges Ergebniß mehr liefern. — Die französische Armee des Niederrheines, immer noch Sambre- und Maasarmee genannt, bei welcher Hoche den Befehl übernommen, ging am 18. bei Neuwied über den Rhein und drängte die Kaiserlichen unter Werneck und Kray bis Frankfurt, wo am 22. die Kunde vom Waffenstillstand eintraf, als es eben bei Bergen zur geregelten Schlacht kommen sollte.

Am Oberrhein standen die zwei feindlichen Heere schon Ende März schlagfertig, doch mangelte es Moreau noch am nöthigen Brückengeräth. Die Östreicher unter Latour standen im Lager von Breisach bis Mannheim, wo das Hauptquartier sich befand; sie zählten im Ganzen 40,000 Mann. Am 20. April vollführte Moreau seinen Übergang bei Willstätt und Diersheim, etwas unterhalb Kehl mit 60,000 Mann, und in ziemlich gleicher Weise wie das vorige Mal. Sztarray, welcher in Kehl befehligte, konnte seine Truppen noch während des Übergangs bei Diersheim sammeln, um die Franzosen anzugreifen, welche Anfangs auch geworfen wurden, dann aber doch Herrn des Bodens blieben. Selbst Kehl fiel alsobald wieder in ihre Gewalt.

Moreau hatte sofort sein Heer in vier Kolonnen getheilt, deren eine bei Bischoffsheim blieb, die andere in's Renchthal, die dritte in's Kinzigthal und die vierte gegen Ettenheim rückte. Bereits am 22. war es bei Stollhofen zu einem Gefecht mit Latour gekommen, als auch hier die Kunde vom Waffenstillstand weiteren Kampf aufhören machte. Besondere Übereinkommnisse unter den Generalen regelten die Bedingungen der Waffenruhe.

*) Es befand sich zu Goess, in dem Schlosse des Bischofs von Leoben.

Schluß.

(1708—1800.)

> Kann's doch nach deutschem Rechte wohl geschehen,
> Daß, wer dem Kaiser heut' den Bügel hält,
> Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
>
> Herzog Ernst.



Daß wir jetzt gerne zum Ziel unserer Schilderungen eilen, daß wir bei dem noch zu berührenden Zeitpunkt nicht länger uns aufhalten werden, als zur Vollständigkeit des Bildes nothwendig, halte man uns zu gut. Denn von Kriegsthaten unseres badischen, überhaupt des süddeutschen Volksstammes haben wir, seit dem Sonderfrieden der schwäbischen Reichsstände wenig mehr zu berichten, und wer möchte länger verweilen, als erforderlich, bei den traurigen Zuständen, welche das Zusammensinken des deutschen Reiches begleitet haben.

Vom 18. April bis zum 17. Oktober haben die Geburtswehen des Friedens gedauert, welcher zwischen Östreich und Frankreich, beziehungsweise zwischen der Wiener Diplomatie und dem General Bonaparte zu Udine verhandelt, und an jenem 17. Oktober zu Campo Formio unterzeichnet worden. (Durch die Ereignisse des 18. Fructidor, 4. September, war Bonaparte und seine Partei in Frankreich bereits zur Herrschaft gekommen und Moreau vom Oberbefehl abberufen worden.) Dennoch war jener Friede nur eine

Fehlgeburt, welcher zunächst das bekannte unwürdige Schauspiel diplomatischer Erbschleicherei zu Rastatt folgte, und zuletzt noch einmal der Rückgriff zur Entscheidung durch die Waffen.

Während der Verhandlungen zu Udine hatte man Italien einen neuen Zuschnitt gegeben, theils schon thatsächlich, theils im Plan. Aus den oberitalienischen Ländern war eine cisalpinische Republik unter französischer Schutzherrlichkeit gegründet worden. Vertragsmäßig sollte Östreich für die dazu abgetretene Lombardei das Venetianische, Istrien und Dalmatien erhalten, der Herzog von Modena das Breisgau. — Ein Kongreß sollte nach Rastatt berufen werden, dort den Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reich zu Stande zu bringen.

Welches aber die Grundlagen dieses Friedens seyn sollten, darüber war Östreich mit dem Reichsfeinde bereits in den geheimen Artikeln des Vertrags von Campo Formio übereingekommen. Frankreich würde alle deutschen Lande jenseits des Rheines erhalten, die Veste Mainz mit eingeschlossen. Sollten die deutschen Fürsten ob solchem Ansinnen noch einmal Widerstand versuchen, dann würde Östreich zu einer Reichsarmee nur sein Kontingent stellen. Für die Niederlande, welche gleichfalls bei Frankreich verblieben, sollte Östreich das Salzburgische und einen Theil von Baiern, das stete Ziel seines Strebens, erhalten. Das ganze Abkommen war getroffen worden zwischen Frankreich und Östreich mit sorgfältigstem Beiseitehalten jeder andern Macht, namentlich Preußens, dem man jetzt, auf den Trumpf des Basler Friedens, mit der Farbe offenbarer Geringschätzigkeit bekennen zu dürfen glaubte. Aber selbst zwischen den zwei verhandelnden Parteien war das Spiel nicht ehrlich gewesen, denn die Ausführung des Vertrags mußte ein völliges Durcheinander in Deutschland, einen offenen Bruch zwischen Östreich und Preußen herbeiführen: sie war nur möglich bei völlig einstimmigem Zusammengehen zwischen Östreich und Frankreich, während das Direktorium dieses Landes auf dem Kongreß zu Rastatt bewies, daß ihm niemals Anderes im Sinn gelegen, als ein Ausbeuten des Vertrags zum eigenen Vortheil.

Obwohl die östreichische Diplomatie diesen bösen Sinn der Franzosen bald wahrnehmen mußte, machte man doch immer noch gläubige Miene. Die gegenseitige Ausfolgung der Eroberungen und des Raubes sollte nun durch eine besondere Kommission geregelt werden. So sahen denn unsere Landsleute zum ersten Mal den bereits so gefürchteten jungen Helden aus Italien. Bonaparte war, angeblich als erster Bevollmächtigter auf dem zu eröffnenden Kongreß nach Rastatt gereist, wohin auch die kaiserlichen Generale, Latour und Meervaldt, sowie Graf Kobenzl, gekommen waren, um hier in geheimem Übereinkommen die Räumung oder Auslieferung von Mannheim, Philippsburg, Ehrenbreitstein, Ulm, Ingolstadt,

Würzburg und Mainz, sowie von Verona und Venedig des Näheren zu verabreden. Es geschah durch Übereinkunft vom 1. Dezember. Unmittelbar nach der Unterzeichnung wurden die Ratifikationen des Vertrags von Campo Formio ausgewechselt, und noch in selber Nacht ging der General Bonaparte nach Paris zurück.

Am 9. Dezember ward der Kongreß von Rastatt eröffnet, welcher während fünfzehn Monden Europa das Schauspiel der glänzendsten Versammlung von Staatsmännern darbot seit dem Utrechter Frieden, eine Versammlung aber, von der Selbstsucht und Arglist berufen, von der Schwäche oder Eifersucht beschickt, und durch den Meuchelmord beendet. Wenn bittere Enttäuschungen das erste Wahrnehmen so mancher Gesandten seyn mußte, und ein verständigendes Abkommen von Tag zu Tag zweifelhafter werden mußte, so ist doch in Rastatt die unglückliche Grundlage zu dem späteren Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche gelegt, das letzte Band der alten Reichsverfassung durchschnitten worden, welche man bisher als den Angelpunkt des europäischen Gleichgewichts betrachtet hatte.

Nachfolgend die Hauptmomente des Kongresses. Durch kaiserliches Dekret vom 1. November 1797 war der Reichstag von der Vornahme der Friedensverhandlungen zu Rastatt in Kenntniß gesetzt worden. Alle Welt lebte noch der beseligenden Meinung, daß die Satzungen von Leoben, und damit der „Gesammtbestand" des Reiches, die Grundlage jener Verhandlungen seyn würden. Doch die Artikel von Campo Formio waren dem Reichstag nicht mitgetheilt worden, denn der Vertrag vom 18. April wurde im Namen des Kaisers geschlossen, jener vom 17. Oktober aber im Namen des Königs von Ungarn und Böhmen, welcher gegen das deutsche Reich keine Verpflichtung kannte. Trotz des bedenklichen Geheimnisses hatte man den Kongreß mit allgemeinem Beifall begrüßt, und guter Hoffnungen voll waren die Gesandten in die alte markgräfliche Residenz eingezogen.

Auf dem Kongreß waren durch Subdelegirte (so hießen die Bevollmächtigten der Reichsstände) unmittelbar vertreten: Kurmainz durch den Kanzler Albini, welcher den Vorsitz führte; ferner Kursachsen, Östreich, Baiern, Würzburg, Bremen (Braunschweig), Hessen-Darmstadt, Baden, Augsburg und Frankfurt. Französische Gesandte waren: der General Bonaparte und zwei ehemalige Konventler, Treilhard und Bonnier. Beigegeben war der Gesandtschaft der französische Konsul zu Elbing, Herr Rosenstiel, damit doch Jemand derselben deutsch verstehe und etwas von der deutschen Reichsverfassung; als kaiserlicher Kommissarius amtete Graf Metternich, als Gesandter des Königs von Ungarn und Böhmen Graf Kobenzl. Nach dem Geschäftsgang am Kongresse konnte es wohl kommen, und kam wirklich, daß einer der drei Wiener Bevollmächtigten gegen den andern stimmen mußte. Fremde Gesandte waren nach

dem Vertrag von Campo Formio ausgeschlossen; doch hatte man einen Bevollmächtigten des Königs von Schweden, in seiner Eigenschaft als deutscher Reichsfürst, zugelassen, eben so einen Abgeordneten des Königs von Dänemark. Dem Czaar wäre gleiches Recht zugestanden, da er von seiner Mutter die Herrschaft Jever in Westphalen geerbt hatte, doch machte er keinen Gebrauch davon. Außer diesen und einer glänzenden preußischen Gesandtschaft hatte Rastatt eine Menge von Fürsten und Reichsständen zu beherbergen, eine noch größere Menge Geschäftsträger von solchen mit und ohne amtlichen Karakter, mit einem Wort Werkzeuge und Stoff genug zu all den Einfädelungen, offenen und verdeckten Zügen, welche an dem Kongresse geknüpft, verschlungen, gelöst und wieder geknüpft worden sind.

Während schon über die Form der Vollmachten eigenthümliche Anstände sich erhoben und manches Mißtrauen darob aufstieg, sollte das Reich durch die Sprache der Thatsachen wenigstens einen Theil der so berufenen, geheimen Artikel erfahren; sollte in Kenntniß gesetzt werden, daß der König von Ungarn und Böhmen und das französische Direktorium das Wort „Integrität" lediglich mit „Fortbestand" in's Deutsche übersetzt wissen wollten. Am 7. Dezember wurde die Versammlung durch den Subdelegirten von Östreich in Kenntniß gesetzt, daß die kaiserliche Armee hinter den Inn zurückgehe, alles Geschütz der Festungen mit sich führe, (in Mainz hatten zu diesem Behuf die Franzosen Pferde geliefert,) daß Mainz von den Franzosen in Anspruch genommen werde, daß diese Stadt sowie der Ehrenbreitstein von den Franzosen unter General Hatry eingeschlossen sey und daß diese als Unterpfand für die Übergabe einstweilen Aschaffenburg besetzt hätten. Bestürzung und Verwirrung hatte jetzt den Gipfel erreicht: der geängstete Reichsprimas entschloß sich in Gottes Namen zur Übergabe seiner Residenz, und am 30. Dezember ward das goldene Mainz französische Provinzialstadt. Achtzehn Tage darauf erfuhr man die Übergabe von Venedig an Östreich. Die Räthsel begannen sich zu lösen, das Dunkel sich aufzuklären. Es ward immer heller, als die Franzosen jetzt „zur Entschädigung für erlittenen ungerechten Angriff", die sämmtlichen deutschen Lande des linken Rheinufers in Anspruch nahmen. Der Kongreß entsetzte sich, aber seine Friedensliebe überwog Alles, man zeigte sich nachgiebig, denn durch Entschädigungen hoffte jeder Einzelne wieder zu gewinnen, was er am Ganzen verlor. Man erklärte darum, „Opfer" bringen zu wollen und bot die Moselgrenze an, gegen Entschädigung für Domänen und Gefälle der Betroffenen. Den Franzosen Nachgiebigkeit zeigen, hieß nur ihre Anmaßung zur Unverschämtheit steigern. Sie glaubten jetzt ihre Ansprüche durchsetzen zu können, ohne Östreich die versprochene Entschädigung in Baiern zukommen zu lassen, während andererseits der Kaiser selbst von „großartigen Säkularisationen" nichts wissen wollte. — Mehrere Zwischenfälle änderten jedoch die Lage der Dinge. Rom war

revolutionirt worden, der Pabst nach Frankreich entführt. Die cisalpinische Republik war jetzt offenkundig nichts weiter als ein Anhängsel Frankreichs. In der Schweiz, mit Hilfe vaterlandsvergessener Bürger, war eine Umwälzung vollbracht, die helvetische Republik eingeführt worden, nachdem Frankreich zuvörderst sich Genf und Mühlhausen angeeignet. — Ein Straßenkrawall in Wien, wobei der französische Gesandte beschimpft worden, drohte zum Bruch zwischen Frankreich und Östreich zu führen. Der Handel sollte durch besondere Kommissäre beigelegt werden. Man wählte Selz, gegenüber von Rastatt, zum Ort der Verhandlungen. Östreich gedachte dort seine ganze Angelegenheit in's Reine zu bringen, was dem Direktorium nicht zusagte. So wurden jene Sonderverhandlungen Mitte Juli wieder abgebrochen, und Östreich scheint seit jener Zeit schon wieder auf Fortsetzung des Krieges bedacht gewesen zu seyn. In Frankreich hatte man bereits zu Ende des vorigen Jahres eine Unternehmung in das Mittelmeer vorbereitet: am 19. Mai war Bonaparte mit der Flotte von Toulon abgesegelt, hatte Malta genommen und dann bei Rosette die Anker geworfen, sich Egypten zu erobern. Nach diesen mannichfachen Vorgängen hatte Frankreich kein Friedensinteresse mehr, man trachtete dort lediglich noch, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, und den Schein zu retten.

Während all diesem Getriebe gab es kaum eine gezwungenere, peinlichere Stellung, als die der preußischen Gesandtschaft. Bald von Östreich, bald von Frankreich angezogen oder abgestoßen, hofften die Abgesandten immer, und immer vergebens, Kenntniß der geheimen Artikel von Campo Formio zu erhalten. In eine Zerstückelung Baierns wollte Preußen nie willigen, während es darauf bestand, das Haus Oranien in Deutschland zu entschädigen. Zuletzt jedoch fand eine Annäherung zwischen Östreich, Preußen und Rußland statt, herbeigeführt durch England, diesem steten Anstifter des Kontinentalkrieges; der Minister Thugut trat wieder in das Wiener Kabinet und es entstand die zweite Koalition gegen Frankreich. Der Kongreß zu Rastatt war von diesem Augenblick an nur noch eine Komödie. Die Franzosen kannten keine Rücksicht mehr, ihre Truppen erhoben wieder Kontributionen in Deutschland, und — Friede, Friede um jeden Preis! war das Echo. Am 8. Dezember nahm der Kongreß das französische Ultimatum an; man gab was Frankreich verlangte, und einige Abgesandte wollten sogar dem Direktorium den Dank Deutschlands ausgedrückt wissen. Immerhin aber blieb das „Entschädigungswerk" übrig, die letzte Furcht, die letzte Hoffnung. Unterdessen aber war eine russische Armee unter Ferdinand von Würtemberg durch Gallizien und Mähren an die Donau marschirt, zum neuen Schreck der Rastatter Abgeordneten, denn die Franzosen drohten mit augenblicklichem Krieg. Ehrenbreitstein mußte jetzt kapituliren, aber die der Waffengewalt unüberwindliche Burg wird von den Franzosen besetzt, anstatt

vertragsmäßig niedergerissen. — In der Nacht vom 28. Februar auf den 1. März 1799 überschreitet eine französische Armee den Rhein auf verschiedenen Punkten zwischen Straßburg und Basel; die Östreicher rücken an die Murg vor; der Erzherzog läßt einen Agenten, Namens Bacher, unter Militärbedeckung zu den französischen Vorposten zurückbringen und die Feindseligkeiten beginnen thatsächlich wieder. Die französischen Abgesandten zu Rastatt schreien über Verletzung des Völkerrechts; die deutschen aber werden nicht müde im Nachgeben. Endlich macht der Kaiser ein Ende; durch seinen Kommissär, den Grafen Metternich, läßt er das ganze bisherige Abkommen mit Frankreich für nichtig erklären und ruft seine Bevollmächtigten zurück; den Franzosen zu Rastatt aber wird das Gastrecht aufgekündet. Diese, jetzt aller Hoffnung baar, mit Östreich zu ihrem Ziel zu kommen, theilen nun den preußischen Ministern die so lange vergebens erstrebten geheimen Aktenstücke mit; sie erklären, in drei Tagen Deutschland verlassen zu wollen, nach Straßburg zu gehen und dort die Verhandlungen mit den deutschen Gesandten fortsetzen zu wollen. Ein gräulicher, blutiger Strich ward durch diese Rechnung gemacht, die französischen Gesandten am 28. April bei ihrer Abreise vor den Thoren von Rastatt niedergehauen und damit das Weiterverhandeln gewiß unmöglich. Nachfolgend einige nähere Umstände über diese Unthat. Am 28. war den Bevollmächtigten, auf Veranlassung des kaiserlichen Vorpostenkommandanten zu Gernsbach, Obersten Barbaczy, durch den kurmainzischen Direktorialgesandten Albini die Aufforderung zugegangen, den deutschen Boden innerhalb 24 Stunden zu verlassen, ihre Pässe jedoch hatten sie nicht erhalten, während zu gleicher Zeit die badischen Thorwachen durch kaiserliche abgelöst wurden. Des Tags über hatte man in den Umgebungen der Stadt schon emsige Streifwachen von Szekler Husaren wahrgenommen. Das Begehren einer Schutzwache für die Gesandten hatte der östreichische Kommandant abgelehnt, und Jedermann rieth den Franzosen, nun die Abreise auf den kommenden Morgen zu verschieben. Doch Bonnier, ein ungebährdiger Jakobiner, welchen zeitweise ein seltsamer Geist getrieben, bestand auf sofortiger Abfahrt. Es war 9 Uhr des Abends geworden, jeder der Gesandten fuhr in seinem eigenen Wagen. Eine Büchsenschußweite vor dem Thor, gegen die Rheinau hin, ward der vordere Wagen angehalten, von Husaren umringt, nach dem Gesandten gefragt, Jean Debry, dessen Wagen es war, herausgerissen und niedergehauen. So ging es mit dem zweiten und dritten Wagen: Bonnier und Roberjot, welche sie inne hatten, fielen unter den Säbeln der Husaren, der letztere empfing den Todesstreich in den Armen seiner Gattin. Den Generalsekretär Rosenstiel, welcher in einem weiter rückwärtigen Wagen fuhr, rettete der vorn entstandene Aufenthalt. Trotz der Thorsperre war die Kunde des Mordes schnell in die Stadt gedrungen und gränzenlos die Bestürzung, welche sie hervorgebracht. Der badische Stadtkommandant

v. Harrandt, und der Minister Albini konnten nicht ohne Mühe die Familien der Opfer ausgeliefert erhalten. Madame Debry mit ihren Töchtern wurde in das Schloß zurückgebracht, Madame Roberjot aber zu dem preußischen Gesandten v. Jakobi. Mit Tagesanbruch wagten die Beherztesten aus Rastatt sich vor das Thor, wo man die Leichname von Bonnier und Roberjot an der Landstraße fand. Jean Debry hatte die Geistesgegenwart gehabt, sich nach den ersten Hieben in den Straßengraben fallen zu lassen, wo die Husaren ihn für todt liegen ließen. Nach Mitternacht hatte er Schutz gefunden auf einer Eiche des nahen Waldes, und war dann früh Morgens durch einen Bürger, der ihm Hut und Mantel lieh, in die Stadt gebracht worden, wo er nebst Rosenstiel unter den besondern Schutz der preußischen Gesandtschaft trat. Wagen und Effekten wurden von dem östreichischen Kommandanten nach Gernsbach verbracht. Die Urheber des eben so schändlichen als unnützen Mordes, der ganz Europa mit Entrüstung erfüllte, sind bis jetzt unbekannt. Man hat ihn sogar dem französischen Direktorium selbst zuschreiben wollen, das jedenfalls ihn trefflich auszubeuten verstand, als Aufregungsmittel für den neuen Krieg. Zu Rastatt erzählte man sich in unterrichteten Kreisen, der Mord sey geschehen in Folge eines (nur mit Bleistift geschriebenen) Befehles von Thugut an den Kommandanten zu Gernsbach, um durch die That den Frieden unmöglich zu machen; bedurfte es aber, nach dem Verlauf der Rastatter Kongresses, noch eines Meuchelmordes hiezu? Andere wollten in der That nur ein „Mißverständniß“ sehen, und wieder Andere schrieben sie auf Rechnung von Privatrache. Das ist gewiß, daß jene Gesandten, welche ihr öffentlicher Karakter unter allen Umständen hätte schützen sollen, doch nur wenig würdige Vertreter eines großen Volkes gewesen sind. Ehemalige Konventler und Jakobiner vom ächtesten Korn, sonst aber Leute ohne sonderliche Bildung, hatten sie, während ihres ganzen Verkehrs zu Rastatt, durch rücksichtsloses, anstößiges Gebahren, welches selbst bis zur Verletzung der üblichen gesellschaftlichen Formen stieg, stets Ärgerniß gegeben, und wohl tiefen persönlichen Groll sich zugezogen. Ja, den gänzlichen Mangel an Edelmuth, selbst an gewöhnlicher Dankbarkeit, hat Herr Debry später gegen seinen Lebensretter bewiesen, jenen Bürger, der ihn in der Mordnacht mit eigener Lebensgefahr in die Stadt gebracht, und so wäre es wohl möglich, daß mehrere Umstände das Verderben dieser Männer herbeigeführt hätten. Das aber mag hier noch angeführt seyn, daß der Parteigeist selber niemals den Erzherzog Karl einer Betheiligung an der Schuld geziehen hat.

Noch einmal also begann der Krieg; in Deutschland geführt mit östreichischen und russischen Soldaten und mit englischem Gelde. Den Oberbefehl am Rhein hatte der Erzherzog Karl wieder, unter ihm befehligten Sztarray und Hotze. Seine gesammte Streitkräfte betrugen 115,000 Mann,

welche vom Main über die rauhe Alp bis zur Donau und den Lech hin aufgestellt waren. Die Franzosen am Oberrhein befehligte Jourdan. Er war am 1. März mit 40,000 Mann bei Straßburg herüber gegangen und hatte bei Offenburg Posto gefaßt. 18,000 Franzosen unter Vandamme überschritten den Rhein bei Hüningen; der General Ney mit 12,000 Mann bemächtigte sich Mannheims. Bernadotte hatte ohne Erfolg Philippsburg zur Uebergabe aufgefordert. Die doppelt bezeichnende Antwort des dort kommandirenden Rheingrafen von Salm ist lange volksthümlich geblieben: „Ein edler Salm", hatte der Graf erwiedert, „läßt sich nicht von Grundeln fangen."*) Der Erzherzog mit seiner Hauptmacht (80,000 Mann) überschritt alsobald den Lech und die Iller.

Während dem aber waren in der Schweiz die ersten Schüsse gefallen. Die Franzosen hatten die Stellung des Luciensteges in Graubündten überwältigt und das Korps des General Auffenberg (7000 Mann) geschlagen und gefangen; an dem Widerstand Jellachichs bei Feldkirch aber Aufhalt gefunden. Im Engadin hatte der französische General Lecourbe die Östreicher geschlagen, während Dessolles das Korps von Laudon bei Tauffers sprengte. Somit hatten die Franzosen die Finstermünz und die Päße nach Tyrol in ihrer Gewalt, wurden aber am 30. März wieder zurückgetrieben, nachdem die Östreicher durch das Korps von Bellegarde verstärkt worden.

In unsern deutschen Landen hatte Jourdan, welcher den Erzherzog Karl vom Bodensee abzudrängen beabsichtigte, am 21. März die Schlacht von Ostrach und Pfullendorf angenommen. Er war geschlagen worden und auf Stockach zurückgegangen. Hier und bei Liptingen kam es am 25. und 26. zu einer zweiten, eben so entscheidenden Schlacht. Nach der doppelten Niederlage verließ Jourdan die Armee, deren Oberbefehl er an den General Ernouf übertrug. Nachdem bei Tryberg die Division Souham überfallen worden, sammelte Ernouf am 28. seine Truppen bei Villingen, um sie, nur schwach verfolgt, am 5. und 6. April wieder über den Rhein nach Straßburg zu führen. Die Trümmer des Heeres, welchem man den prächtigen Namen der Donau-Armee beigelegt hatte, wurden sofort unter dem Befehl von Massena mit der Schweizer-Armee vereinigt.

Erzherzog Karl war nur bis Donaueschingen gekommen, und hatte schon damit das Mißfallen des Hofkriegsrathes erregt, denn zu Wien waren jetzt die Blicke von Deutschland ab, und nach Italien gerichtet, wo man seit dem Auftreten der Russen unter Suwarow Entscheidendes erwartete.

In der That war den Östreichern jenseits der Alpen das Kriegsglück bereits entschieden günstig. Die französische Armee in Italien,

*) Wir erinnern, daß „Grundel" der Spottname für die Franzosen war.

von Scherer befehligt, unter welchem Moreau jezt eine Division führte, waren zu Ende März und in den ersten Tagen des April überall geschlagen, hinter den Mincio und Oglio gedrängt, und Mantua durch die Östreicher berennt worden. Nachdem das 70,000 Mann starke französische Heer beinahe auf die Hälfte zusammengeschmolzen, ward Scherer abberufen, und der General Joubert mit dem Oberbefehl betraut, welchen, bis zu seiner Ankunft, Moreau führte. Am 16. April traf Suwarow in Verona ein, als Oberbefehlshaber des verbündeten östreichisch-russischen Heeres, und führte bald seine so bekannt gewordenen Schläge. Indessen war die Division Serrurier durch Vukassovich gefangen worden, Moreau durch Melas bei Cassano geschlagen. Macdonald hatte alsobald das Neapolitanische verlassen, um sich über Rom und das Toskanische wieder zur großen Armee durchzuschlagen, was ihm auch mit dem Opfer von 18,000 Mann gelang. Die Koalisirten waren wieder Meister von ganz Oberitalien, denn selbst Mantua hatte am 28. Juli kapitulirt, und Suwarow am 15. August durch die blutige Schlacht von Novi der französischen Herrschaft ein völliges Ende gemacht. Moreau führte die Trümmer des Heeres in's Gebürge, und mit dem Ausgang des Jahres waren die Franzosen bis Genua zurückgetrieben.

Nach der Schlacht von Stockach hatte der Erzherzog Karl, durch den Wiener Hofkriegsrath gebunden, in peinlicher Unthätigkeit bleiben müssen, und durfte erst in der zweiten Hälfte des März wieder handelnd auftreten. In diese Zwischenzeit fällt die Katastrophe von Rastatt. Am 1. May waren Hotze und Jellachich mit dem vorarlbergischen Korps auf den Luciensteg zu gerückt, hatten nach starkem Verlust diesen Posten am 14. gewonnen und manövrirten nun über Sargans und Glarus mit dem Erzherzog in Verbindung zu kommen. Nachdem die Franzosen Konstanz und Schaffhausen verlassen, überschritt nun am 23. der Erzherzog den Rhein, um auf der Straße nach Zürich vorzudringen. Bei dieser Stadt fanden Anfangs Juni scharfe Gefechte statt, gegen die Franzosen unter Massena. Bald aber war der Erzherzog durch höheren Befehl wieder bis Ende August in Unthätigkeit gehalten. Hier beginnt der zweite Abschnitt des Feldzugs in Deutschland.

Der Erzherzog hatte die Schweiz dem Schutze Korsakows mit 35,000 Russen und 30,000 Östreichern unter Hotze und Jellachich anvertraut. Er marschierte durch Schwaben, der neugebildeten französischen Rheinarmee, von 30,000 Mann, entgegen, welche, bis zur Ankunft von Moreau, durch den General Müller befehligt ward. Die Franzosen hatten bereits am 26. August Mannheim und Heidelberg besezt, Philippsburg eingeschlossen und alsbald zu beschießen angefangen; waren dann von Mainz aus über Frankfurt vorgerückt, dort aber durch den mainzer und pfälzer Landsturm aufgehalten worden. Jezt nämlich hatte man zur Volksbewaffnung wieder seine Zuflucht genommen, die Bürger in regelmäßige Abtheilungen

geschaart und ihnen gute Anführer gegeben. Denn die Furcht vor Wildbieberei hatte doch einer größeren weichen müssen. Sztarray, welcher bei Villingen gestanden, war auf diese Vorgänge an die Enz gerückt, welche er am 10. September erreichte. Auf die Nachricht vom Anrücken des Erzherzogs hoben die Franzosen ihre Belagerung von Philippsburg auf, um über den Rhein zurückzugehen. In Eilmärschen hatte der Erzherzog am 16. September Schwetzingen erreicht, am 18. die starke Stellung von Neckarau überwältigt und im Anlaufe Mannheim erstürmt. Es war dies eine jener kühnen, so selten glückenden Kriegsthaten, von denen der Erzherzog selbst gestand, daß sie hoch gewagt gewesen sey. Jetzt aber waren die bekannten Unfälle in der Schweiz eingetreten; die Armee Korsakows war am 25. und 26. durch Massena bei Zürich aufgerieben, Hotze, der alte Löwe, durch französische Chasseure in einem Hinterhalt erschossen worden, und durch seinen Tod das östreichische Korps in Verwirrung gerathen. Petrasch hatte es nach St. Gallen zurückgeführt, während Korsakow nach einem Gesammt-Verlust von 18,000 Todten und Verwundeten, 20,000 Gefangenen und 100 Geschüzen Schaffhausen erreichte. Suwarow, bereits nach der Schweiz in Marsch, erfuhr am 30. in Glarus das Unglück von Zürich. Sogleich hatte er Kehrt gemacht; den verfolgenden Massena noch einmal bei Matten geschlagen; nicht ohne empfindlichen Verlust den gefahrvollen Rückzug durch Graubündten bewerkstelligt, und endlich bei Feldkirch Halt gemacht. Der Erzherzog war unterdessen nach Villingen gerückt und hatte an der Schweizergränze seine Vorposten. Das schwache Korps, welches er zu Mannheim gelassen (4 Bataillone, 14 Schwadronen), stand unter den Befehlen des Fürsten Schwarzenberg. Lecourbe, der neue feindliche Obergeneral, war bei Oppenheim wieder über den Rhein gekommen, und die Östreicher hatten Mannheim verlassen. Die Franzosen belagerten Philippsburg wieder und besezten Heidelberg, während sie auf der andern Seite bis Stuttgart vordrangen.

Indessen trafen vom Schwarzwald frische Truppen an der Murg ein, und in allen Thälern erhob sich alsobald der Landsturm wieder. Abtheilungen dieser Volkswehr drangen bis an den Rhein vor und umschwärmten Kehl. Eine derselben, meist Schüzen aus dem Kapplerthal, unter Anführung eines Herrn v. Neuenstein, von östreichischen Streifschaaren unterstüzt, beherrschte den Kniebis und die dortigen Päße. Das Jahr darauf waren etwa 800 derselben Männer mit einer kaiserlichen Reiterabtheilung gegen Kehl vorgerückt, bei Legelshurst aber auf eine starke feindliche Kolonne gestoßen. Troz der Uebermacht, und von den Husaren verlassen, wollten die Schüzen doch nicht weichen, ohne den Kampf versucht zu haben, und sie führten ihn auch „Haut an Haut", denn an 80 der ihrigen, meist durch Bajonettstiche hingestreckt, blieben auf dem Plaz, darunter der Amtsschultheiß Berger aus Renchen.

So ist dies Volk; der Pulverdampf berauscht es, und wo die heiße Bleibohne den Diskant zwitschert, die Paßkugel den Baß pfeift, da ist ihm die rechte Sphärenharmonie. Aber an Leitung hat es immer gefehlt, und oft haben die Männer auch den Unterschied vergessen zwischen Krieg und Todschlag. Im Nellenburgischen und auf dem Schwarzwald verlegten die Landleute sich förmlich auf Schnapphanerey, aller Rache der Franzosen zum Truz.

So spricht man jezt noch von dem Bauern im „Vellishäusle" bei Thiengen, der sich in der Kapelle an der Steinachbrücke einen förmlichen Schießstand „auf Franzosen" eingerichtet hatte, von wo aus er deren eine große Zahl erlegte. Uebrigens auch wirklich militärische Talente thaten sich auf, wie unter andern der Kreuzwirth Pfaff von Kürzell bei Schuttern, unter dessen Anführung durch fortgesezte Ueberfälle in der Gegend von Kehl, binnen einem Vierteljahr über 800 Franzosen auf Vorposten und Piketen aufgehoben wurden. Pfaff ward als östreichischer Reiteroffizier betrachtet, und vom Kaiser mit der goldnen Medaille belohnt. Während so das Volk auf eigene Faust, und auf seine Weise am Kampf sich betheiligte, indem sein gesunder Sinn ihm sagte, daß es nur ein Mittel gäbe, mit Ehren aus dem Krieg zu kommen, nämlich tapfer d'rein zu schlagen, mußten unsere Soldaten, durch die unseligen Verhältnisse zur Unthätigkeit verurtheilt, zusehen, wie der Fremde immer mehr Herr im Hause ward, wie er dem Reich Geseze vorschrieb. Krampfhaft mag es den Kriegern wohl die Faust an den Schwertgriff gezogen haben; aber mit Pylades konnten sie nur klagen:

> Die Stadt die hohe . . .
> Liegt nun im Schutte, steigt nicht wieder auf.
> Ja, selig sind die Tausende, die starben
> Den bittersüßen Tod von Feindes Hand!

Am Rhein aber ging der Feldzug zu Ende mit kleineren Bewegungen und Gefechten. Am 3. November war Ney bei Lauffen durch den Prinzen von Hohenlohe geschlagen worden. Die Franzosen hatten sich wieder gegen den Strom gezogen. Am 16. rückten sie abermals am Neckar und gegen Bruchsal vor. Lecourbe blockirte Philippsburg von neuem. Am 2. und 3. Dezember hatten sie nachtheilige Gefechte bei Odenheim und Östringen bestanden, namentlich am leztern Tage bei Horrenberg und Wisloch, wo sie durch Sztarray völlig in die Flucht geschlagen wurden und an den Rhein zurückgingen. Lecourbe trug nun Sztarray einen Waffenstillstand an, unter dem Vorgeben, daß dergleichen auch von Berthier nach Wien gebracht würden. Unbegreiflicher Weise ging der General hierauf ein, und der Erzherzog mußte den Vertrag verwerfen. Die Franzosen aber hatten inzwischen das linke Rheinufer wieder gewonnen.

Das Jahrhundert war geschieden „im Sturm", wie der Dichter sagt, und das Neue „vom Morde angekündet" hatte, auf dem seitherigen Kampfplaz wenigstens, unter Waffenruhe begonnen, denn erst mit dem grünenden Lenz donnerten die Geschüze wieder auf dem Schwarzwald wie auf der appeninischen Boghetta. Aber welch' verzweiflungsvolle Aenderung der Verhältnisse, unter denen der lezte Kampf ausgefochten werden sollte!

In Frankreich hatte der 9. November des geschiedenen Jahres jenen kühnen Mann zum Haupte des Staates erhoben, der so eben erst zurückgekehrt war von den Ufern des Nil, wohin er gezogen, damit auch die Kinder der Wüste hineingerissen würden in die Strömung der Zeit. Während so ein Feuergeist mit mächtiger Hand über die Kräfte Frankreichs verfügte, um bald, den goldenen Adler voran, als Imperator durch Europa zu ziehen, sah in Deutschland der beste deutsche Mann sich gestürzt durch einen Söldling fremden Eigennuzes. Einem Thugut und der englichen Parthei zu Wien mußte Karl, der sieggekrönte Held, weichen; denn Werkzeuge brauchte jene Parthei, keine Karaktère. — Was die Koalition anlangt, so war die Theilung der Beute für sie bereits zum Zwietrachtsapfel geworden. Ancona, die Hafenstadt, war durch Östreicher, Russen, Türken und Neapolitaner unter General Fröhlich genommen worden. Rußland wünschte, den Plaz zu erhalten, das aber lief gegen englisches Interesse: man lehnte das Ansinnen ab. Da entbrannte der Zorn des Zaaren, um nicht mehr besänftigt zu werden. Denn vergebens bot man jezt die Beute an, vergebens opferte man den befehligenden General: am 26. Januar 1800 zog das russische Heer von Prag aus der Heimath zu. Auch das Korps der Condéer ward aus russischem Sold entlassen. Nun aber griff England wieder hilfreich ein; es nahm die Verabschiedeten in eigenen Dienst; an Östreich bewilligte man ein „unverzinsliches Anleihen" von 24 Millionen Gulden. Ein englischer Unterhändler, Lord Wickham, bereisete Deutschland wieder, „Subsidienverträge" zu schließen. Sie gelangen ihm in München, über 18,000 Bayern; in Ludwigsburg über 5000 Württemberger; in Pforen bei Donaueschingen über 6000 Mainzer. Selbst einige Schweizertruppen traten in englischen Sold. Natürlich wollte der Reichstag zu Regensburg nicht zurückbleiben, er dekretirte das fünffache Kontingent nebst 100 Römermonaten. Doch mochten die Herren dort selbst bezweifeln, ob ihre Bewilligungen auch willige Stände finden würden. Durch Kommissionsdekret empfahl der Kaiser allgemein das Aufgebot des Landsturmes nach dem Muster von Kurmainz.

So ungefähr standen die Sachen, oder so ungefähr waren sie eingeleitet, als der Feldzug begann. Denn der erste Konsul ließ dem Wiener Kabinet und dessen Verbündeten nicht die Zeit, Alles in's Werk zu sezen. Am Rhein waren 100,000 Franzosen unter Moreau versammelt, welche am 25. April



Garde du Corps.

1803.



F. DIETZ. GEST. LELOIR. HR.

Garde du Corps.

1803.

in vier Kolonnen in Deutschland eindrangen: 20,000 Mann unter St. Suzanne bei Kehl, 20,000 unter St. Cyr bei Breisach, 30,000 unter Moreau selbst bei Basel, 30,000 unter Lecourbe bei Diessenhofen am Bodensee.

Die Östreicher, seit dem 17. März von Kray befehligt, standen 49,000 Mann unter Sztarray, zwischen Freiburg und Mainz; 43,000, worunter die deutschen Truppen im englischen Sold, befehligt von Kray und Nauendorf zwischen Villingen und dem Bodensee. 31,000 Mann unter dem Fürsten Reuß waren zur Deckung von Tyrol bei Feldkirch aufgestellt. — Moreau's Plan ging dahin, die Reuß'sche Armee an die Donau und von Tyrol abzudrängen, um so in Bayern einfallen zu können. Am 2. Mai von Basel abgegangen traf er am 3. zwischen Engen und Stockach mit Kray zusammen. Auf lezteren Punkt war der Hauptstoß des Feindes gerichtet, er drang hier durch. Kray, inzwischen durch Truppen von Sztarray's Korps verstärkt, war hierauf am 5. bei Pfullendorf, am 6. bei Mößkirch angegriffen und abermals geschlagen worden. Der östreichische Feldherr wendete sich gegen Biberach zur Deckung der dortigen Magazine. Hier war er am 9. durch Richepanse abermals angegriffen und über die Riß zurückgeworfen worden. Auch am folgenden Tag unterlagen die Östreicher in einem Gefecht bei Memmingen gegen Lecourbe, und bezogen nun vereint eine veste Stellung in dem verschanzten Lager vor Ulm. Hier die Östreicher anzugreifen hielt der französische Feldherr nicht für rathsam; er ließ daher St. Suzanne bei Riß und Göggingen stehen, während er Lecourbe auf Augsburg entsendete, welches dieser am 27. besezte. Nun verließ Kray die Stellung von Ulm, griff am 5. Juni den linken französischen Flügel unter Richepanse an, wurde jedoch geschlagen und zog sich zum zweitenmal nach Ulm. Nachdem dieser Plaz in Vertheidigungsstand gesezt war, rückte Kray am 16. Juni bei Leipheim und Günzburg über die Donau. Am gleichen Tag ließ Moreau 70,000 Mann, befehligt von Lecourbe, zwischen Dillingen und Donauwörth übersezen, welche die östreichische Nachhut bei Hochstett schlugen. Kray zog nun in das Fürstenthum Neuburg und die Oberpfalz, den Feinden also Bayern überlassend. Schon waren die Franzosen Herren von München, wo am 27. Juni der General Decaen eingerückt war, nachdem er den Grafen Meerveldt aus Dachau geworfen hatte. Kray, am selben Tage durch Lecourbe bei Neuburg geschlagen, hatte die Stellung von Ingolstadt bezogen, und man glaubte am Vorabend großer Ereignisse zu stehen, als ein Eilbote aus Italien mit der Nachricht eintraf, daß dort am 20. Juni die Feindseligkeiten eingestellt worden. Nun vereinbarte man in Deutschland auch einen Waffenstillstand. Er ward am 15. Juli zu Parsdorf durch die Generäle Lahorie und Dietrichstein unterzeichnet. Des Tags zuvor noch hatte Lecourbe, welcher

inzwischen gegen das vorarlbergische Korps marschirt war, die Verschanzungen von Feldkirch erobert und hier ein Lager bezogen.

In Italien hatte der greise Melas als Oberfeldherr am 6. März die Feindseligkeiten begonnen; war am 9. durch die Boghetta gedrungen und am 18. Sieger bei Veltri gewesen. Massena, der feindliche Befehlshaber, hatte sich nach Genua geworfen, wo er zu Land von den Östreichern, zur See von den Engländern angegriffen bis zum 4. Juni jene Belagerung aushielt, welche zu den denkwürdigsten Kriegshandlungen dieses Jahres gehört. Der General Knesevich hatte am 6. den Paß von Tenda erstürmt; Elsnitz hatte Suchet bei Monte Pietra geschlagen, Melas Nizza genommen und war nun im Begriff, in die Provinz einzudringen. So standen die Dinge, als die unerwartete Aenderung eintrat.

Seit Anfang des Jahres hatte der erste Konsul Bonaparte bei Dijon eine „Reserve-Armee“ gesammelt und deren Oberbefehl sich selber vorbehalten. Diese Truppensammlung war auffallend ausposaunt worden, und darum hielt man das Ganze für Schein. Die Armee war bereits im Marsch, bereits auf lombardischem Boden, und noch zweifelte man im östreichischen Hauptquartier an dem Daseyn derselben. Bonaparte hatte am 15. Mai den Paß des großen Bernhard überschritten und seine Richtung auf Mailand genommen, wo er die Wiederherstellung der cisalipinischen Republik verkündete. Drei andere französische Kolonnen überschritten die Alpen in den Tagen des 24. und 27. Mai: eine über den Mont Cenis, eine zweite über den Simplon und eine dritte über den Gotthard. Ein ernster Unfall traf die Östreicher am 9. Juni bei Montebello, wo der General Ott, so eben von der Einnahme Genua's zurückkehrend, durch Berthier geschlagen ward. Melas, endlich das Gefahrvolle seiner Lage erkennend, hatte seine Streitkräfte, nicht über 35,000 Mann, hinter der Bormida gesammelt, da wo der Fluß sich in den Tanaro mündet. Ihm gegenüber bei Valenza stand schon eine französische Division, bereit durch Ueberschreiten des Po die östreichische Rückzugslinie vor ihnen selbst zu gewinnen. Der 14. Juni war der entscheidende Tag. Melas hatte den Fluß im Angesicht von Alessandria überschritten und lieferte dem ersten Konsul die Schlacht, welche von diesem nach dem Dorfe Marengo benannt worden ist. Man weiß, daß bis Nachmittags die Östreicher Sieger gewesen und Boden gewonnen hatten, daß der alte Feldherr erschöpft nach Alessandria zurückgekehrt war und bereits Eilboten mit der Siegesnachricht nach Wien abgesendet hatte; daß endlich erst gegen Abend ein erneuerter Angriff des Feindes, hauptsächlich durch die Division Dessaix, welche um Mittag auf dem Schlachtfeld eingetroffen war, und durch die Reserve-Reiterei, dem kaiserlichen Feldherrn den Preis wieder entriß, worauf die Franzosen in ihrer anfänglichen Stellung auf dem Schlachtfelde übernachteten. Der Verlust war auf beiden Seiten ziemlich gleich, für

die Feinde aber besonders schmerzlich durch den Tod des Helden Dessair, eines jener wenigen Männer, welchen es gelungen, einen unbefleckten Ruf durch den ganzen Lauf der Umwälzung zu bewahren. — Ein kräftigerer und fähigerer Mann als Melas hätte sicher den Kampf noch einmal aufgenommen. Der alte Mann aber glaubte Alles verloren und opferte die Lombardei durch eine Kapitulation, wie deren die Geschichte kaum eine zweite kennt. Nicht wenig waren die Franzosen überrascht als den Tag nach der Schlacht von Marengo Melas um Waffenstillstand nachsuchte, demzufolge die Östreicher bis hinter den Mincio zurückgehen sollten. Von Wien aus ward alsobald Graf St. Julien nach Paris gesendet, die Genehmigung des Vertrags dorthin zu bringen und einen Friedensschluß mit dem ersten Konsul anzuknüpfen. Zu Paris wollte man indeß nicht auf einen allgemeinen Frieden eingehen, wohl aber auf einen Sonderfrieden mit Franz II, wobei man sogar ganz billige Bedingungen stellte. Der kaiserliche Unterhändler glaubte sich zu einem solchen Abkommen bevollmächtigt, und man schritt zur förmlichen Verhandlung. Doch zu Wien überwog englischer Einfluß. Der Graf ward geopfert, und man gönnte ihm in der Vestung Klausenburg Zeit zum Nachdenken über den Umfang diplomatischer Aufträge.

Durch dies Zerschlagen der Unterhandlungen ward sofort der Waffenstillstand in Deutschland auf den 10. September gekündet, in Italien auf den 18. Den achtzehnjährigen Erzherzog Johann betraute man nun mit dem Oberbefehl in Deutschland und theilte ihm als Beirath den General Lauer zu; der Kaiser selbst begab sich persönlich in's Hauptquartier. Man unterhandelte hier einen neuen Aufschub von 10 Tagen, und endlich zu Hohenlinden einen weiteren von 45 Tagen um den Preis von Ulm, Philippsburg und Ingolstadt. Diese Waffenruhe benüzten jezt wieder viele Reichsstände, um als Souveräne mit Frankreich Frieden zu schließen, wie Isenburg, Nassau, Wied, Erbach, Anhalt Bernburg, Solms, Stolberg, Wittgenstein, Leiningen und andere.

In Erwartung, daß das Vereinbarungswerk zwischen Frankreich und England zu London fortschreiten werde, hatte Östreich eine der Städte Schlettstadt oder Luneville als künftigen Ort der Friedensunterhandlungen vorgeschlagen; Bonaparte entschied sich für leztere, und sendete seinen Bruder Joseph dahin ab. Graf Cobenzl war bereits seit Anfang Novembers dort eingetroffen, und man erwartete noch den Lord Grenville, um das Werk zu beginnen. Aber der Lord kam nicht. England brauchte noch keinen Frieden. Die Waffenruhe ward am 12. November gekündet und am 28. mußte der Kampf nochmals auflodern. In der Zwischenzeit hatten die Franzosen jene drei obengenannten vesten Pläze in Deutschland geschleift. Ihre Armeen bildeten eine Gesammtheit von 250,000 Mann. Bei der Haupt- oder Rheinarmee befehligte Moreau in Person die Mitte, Lecourbe

den rechten, Grenier den linken Flügel. Gleichfalls unter dem Oberbefehl von Moreau stand eine „Armee des Niederrheines“ unter St. Suzanne im Altmühlthal und an der Donau; dann ein Armeekorps Holländer unter Augereau an der Nidda. Die Verbindung mit Italien bewerkstelligte die „Armee von Graubündten“, durch Macdonald befehligt. Solcher Masse kriegsgeübter, wohl ausgerüsteter Soldaten, angeführt von kühnen und tüchtigen Generalen, hatte der junge östreichische Feldherr eine durch Verluste und mangelhafte Verpflegung geschwächte, und durch Unfälle entmuthigte Armee von 75,000 Mann entgegen zu stellen. In Tyrol befehligte Hiller noch eine Heeresabtheilung von 18,000 Mann; bei Regensburg stand ein abgesondertes Korps von 20,000 unter Klenau; endlich 7000 Mann unter Simbschen dem Augereau'schen Korps gegenüber. Der Palatinus Joseph organisirte zwar die „ungarische Insurrektion“, und das Geschäft des Erzherzogs Karl war es, eine „böhmische Legion“ zu bilden. Doch diese Kräfte waren alle noch nicht kampfbereit.

Das kaiserliche Heer hatte hinter dem Inn, von Kufstein abwärts eine sehr veste Stellung genommen, welche Moreau nicht zu überwältigen hoffen konnte; dennoch hatte er sein Heer am 28. und 29. November vorwärts in Bewegung gesezt. Dem Erzherzog Johann war inzwischen von Wien Befehl zugegangen, seinerseits zum Angriff zu schreiten. Er ging am 1. Dezember über den Inn, um gegen München hin zu handeln, den Feind in seiner linken Flanke zu fassen und von jener Hauptstadt abzudrängen. An jenem 1. noch traf der Erzherzog bei Ampfing im Isenthale auf ein französisches Korps unter Hardy, welches zwar geschlagen aber nicht kräftig verfolgt wurde. Der Erzherzog wendete sich vielmehr, bei abscheulichem Wetter auf grundlosen Wegen, gegen Haag, wo er seine Macht sammelte und dadurch dem Feinde Zeit ließ, auch seine ziemlich zerstreuten Kräfte zu vereinen. Im östreichischen Hauptquartier scheint man diesseits der Isar keine Schlacht erwartet zu haben. Das entscheidende Zusammentreffen der feindlichen Heere am 3. Dezember war daher unvorgesehen, und führte eine Schlacht herbei, in welcher keiner der entgegenstehenden Befehlshaber die Anordnungen des Widersachers zu durchschauen vermochte, wo also die Tapferkeit der Truppen und die Tüchtigkeit der Generale den Ausschlag geben mußten. Namentlich in lezterer Beziehung, so wie an Stärke waren die Franzosen ihren Gegnern offenbar überlegen. Die Schlachtlinie erstreckte sich von Erding über Hohenlinden, St. Christoph und Ebersberg bis Helfersdorf; der große Ebersberger Forst verdeckte die östreichische Stellung. Moreau hatte in der Nacht zwei Divisionen (Richepanse und Decaen) von den 8, aus welchen seine Armee bestand, nach Mattenpöt beordert, wo die von Mühldorf kommende Straße in den Wald von Hohenlinden tritt. Die eine dieser Divisionen hatte 3, die andere 5 Stunden Wegs in der

stürmischen Dezembernacht, bei starkem Schneefall zurückzulegen. Daß sie des Wegs verfehlen, unzeitig an ihrem Bestimmungsort eintreffen würden, war vorherzusehen, und traf auch ein. Richepanse sah sich gegen 7 Uhr Morgens zu St. Christoph, und nach abermaligem Verirren um 9 Uhr vor Mattenpöt, als eben die östreichische Hauptkolonne, mit dem großen Geschüzzug und der Reservereiterei vergeblich den Ausgang und den Wald zu erzwingen strebte. Die Lage der feindlichen Divisionen war in hohem Grad gefährlich, doch ohne viel Bedenken warf der französische General sich auf die in Hohlwegen steckende große Geschüzkolonne. Dieser unerwartete Flankenangriff brachte alsobald eine unheilbare Verwirrung in die östreichischen Massen und beendete den Kampf bei Hohenlinden, während er bei St. Christoph und Buch noch bis gegen 2 Uhr Nachmittags fortwüthete. So ward also das Geschick des Tages entschieden durch die an sich fehlerhafte Entsendung der 2 französischen Divisionen, oder wenn man will — durch das Glück; aber das Glück liebt es, sich mit der Kühnheit zu vereinen.

Der Gesammtverlust Oestreichs bestand in 12,000 Mann und 90 Geschüzen, wovon die meisten keinen Schuß gethan. Die Bayern verloren fast alle ihre Stücke (an 20) und 5000 Mann. Die Franzosen hatten 3000 Todte und Verwundete, ihre Gegner wahrscheinlich keine größere Zahl. Der Erzherzog ging unter dem Schuz seiner Reiterei wieder über den Inn, und Moreau verlegte sein Hauptquartier nach Haag.

Strategisch war durch die Niederlage von Hohenlinden nicht sehr viel verloren; aber durchschlagend war die moralische Wirkung: dieser 3. Dezember und der Tag von Marengo haben die habsburgische Zähigkeit mürbe gemacht. Franz II wandte sich zwar noch einmal an seinen Bruder Karl, ihm wieder den Oberbefehl anzutragen. Ohne Zögern dem kaiserlichen Ansinnen folgend, war Karl am 18. Dezember im Hauptquartier eingetroffen, hatte aber Alles in einem Zustand gefunden, der ihm nur den Rückzug hinter die Ens übrig ließ. Am 17., 18. und 19. errangen die Franzosen bei Frankenmarkt, Polkabruck und Lombach fortwährende Vortheile. Da ließ der Erzherzog am 21. dem General Moreau einen Waffenstillstand anbieten, welchen dieser auf 48 Stunden genehmigte. Ungeachtet des Vertrags aber ging der französische Feldherr noch über die Ens und schob die Vorposten der Division Richepanse bis 20 Stunden vor Wien.

Da sah man vor Ablauf jener zwei Tage im französischen Hauptquartier zu Steyer den Grafen Grünne aus Wien eintreffen, dort einen weiteren Waffenstillstand zu unterhandeln, während der Erzherzog zugleich die Erklärung gab, daß Franz II entschlossen sey, jezt ohne seine Alliirten einen Frieden zu schließen. Der französische Feldherr, das immerhin Gefährliche seiner vorgeschobenen Stellung wohl erwägend, war klug genug, den Sieg nicht zu mißbrauchen. Am 25. schloß man zu Steyer einen Waffenstillstand

vorläufig auf 30 Tage, wobei den Franzosen, zum Unterpfand, Kufstein und Schinz in Tyrol, Würzburg und Braunau bewilligt wurden. — Auf den Jahrestag von 1801 war die „Armee von Graubündten“ in Tyrol eingerückt, hatte am 7. Trient besezt, und dadurch die Verbindung bewerkstelligt mit der Armee von Italien, welche am 11. die Brenta überschritten und in Treviso eingezogen war. Hier ward am 16. gleichfalls ein Stillstand der Waffen abgeschlossen.

Bald darauf, am 9. Februar 1801, unterzeichnete man den Frieden zu Luneville. Franz II schloß diesen Frieden für sich, als König von Ungarn und Böhmen, sodann, obgleich unbevollmächtigt, als Kaiser im Namen des Reiches. Wohl hatte man wegen dieses leztern Punktes schwere Bedenken vorgebracht, aber das Begehren des ersten Konsuls stand vest und — der doppelt gekrönte Aar, der einst den Herrscherblick nach der ganzen gesitteten Welt gerichtet, nach dem Morgen und dem Abend, er lag ja, nach achtjährigem Kampf, besiegt durch den neu aufstrebenden einhäuptigen Heldenflügler! Daß das Reich den Kampf wieder aufnehmen werde, troz dem Kaiser, war auch nicht zu befürchten. Man erkannte in Regensburg ganz gut die „Nothwendigkeit“ und beeilte, ungeachtet einer Einsprache Preußens, die nachträgliche Zustimmung. Unterm 9. März 1801 ward der Vertrag von Luneville zum Reichsschluß erhoben. Die inneren Anordnungen in Deutschland regelte der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803. Unterm 27. März des Jahres vorher war zu Amiens der Friede zwischen England und Frankreich zu Stand gekommen.

Der Vertrag von Luneville krönte das Werk der Feinde Deutschlands in den Verträgen von Münster und Osnabrück; das Ziel Ludwigs XIV war erreicht. An die französische Republik überließ Östreich seine Niederlande; das Reich all’ jene überrheinischen Länder, die es sich 1648 noch gerettet; was von geistlichen Besitzthümern übrig blieb, mußte zur Entschädigung der weltlichen Fürsten dienen. Die Verfassung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, seit einem Jahrtausend der ersten Großmacht in Europa, war damit vernichtet. Man entsagte jedem Anspruch auf solche Weltstellung, um, achtzehn Monden nach dem Deputationshauptschluß, selbst den Namen aufzugeben. Unzerbröckelt blieb nur der Kern des Volkes; in ihm lebte des alten Reiches vergangene Herrlichkeit als heilige Erinnerung fort, und eine seiner liebsten Sagen ist ihm heute noch die vom einstigen Wiederauferstehen seines Kaisers.

21. NOV. 2008
Helene Tschacher
Buchbindemeisterin
D-84048 Ebrantshausen
Telefon 08751-9990

Schreiber, Guido,

Bilder des deutschen Wehrstandes Baden und der schwäbische Kreis 1500 - 180
0

Karlsruhe 1851

4 Germ.g. 168 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10002216-7